

REIHE: EDITION EUROPA 2100

Johann Adam Möhler
**VOM GEIST DER
THEOLOGIE**

Gesammelte Aufsätze
Band 2

Herausgegeben, erläutert
und mit Einleitungen versehen
von
Dieter Hatstrup



Paderborn März 2011

© 2011 by Dieter Hattrup, Paderborn
Vervielfältigung zu privaten Zwecken erlaubt!

INHALT

10. Der Zustand der Kirche im 15. Jahrhundert (1831).....	<u>5</u>
11. Der Saint-Simonismus (1832).....	<u>38</u>
12. Zur Aufhebung der Sklaverei (1834).....	<u>57</u>
13. Sendschreiben an Herrn Bautain (1835).	<u>138</u>
14. Geschichte des ersten Mönchtums (1836 – 1837).	<u>163</u>
15. Die neueste Bekämpfung der katholischen Kirche (1838).	<u>228</u>
16. Briefe.	<u>248</u>
17. Einleitung in die Kirchengeschichte.	<u>267</u>
Personen.	<u>299</u>

EINLEITUNG

Es gelten die gleichen Regeln zur Edition wie in Band 1.

10. DER ZUSTAND DER KIRCHE IM 15. JAHRHUNDERT (1831)¹

Das neueste Geschichtswerk über das sechzehnte Jahrhundert von Bucholtz,² eine der gründlichsten und unbefangenen Arbeiten, welche unsere Literatur über jenes Zeitalter hervorgebracht hat, leitete unsere Aufmerksamkeit aufs Neue auf jene ewig denkwürdige Zeit, welche die weit verbreitetste, umfassendste und am tiefsten einschneidende, unter jener zahllosen Menge von Kirchenspaltungen aus sich hervorgehen ließ, deren die Kirchengeschichte erwähnt. Wenn wir den raschen, eilfertigen, so sehr der tiefen Besonnenheit ermangelnden Gang erwägen, in welchem die Entscheidung über die wichtigsten Angelegenheiten vor sich ging, so dringt sich uns die Frage auf: ob sich die Trennenden wohl überhaupt dessen recht klar bewußt waren, was sie wollten, was in ihnen sich regte, was sie anstrebten? Ob sie solche triftige Gründe in Bereitschaft hatten, die vor dem unbefangenen Betrachter eine so große Tat rechtfertigten, und als notwendig darstellten? Wir haben die wichtigsten Schriften, in welchen sich Luther, Zwingli [2] und Calvin über ihre Schritte vernehmen lassen, durchforscht, aber eben neben vielem Wahren und Guten, gerade das leidenschaftslose, ruhige, reife Urteil, Klarheit, Bündigkeit und Zusammenhang der Schlüsse vermißt, und alles, auch das Heterogenste, zusammengeworfen und bunt untereinandergemischt gefunden, so daß wir wohl eine Allgewalt von Gefühlen in stürmischer Bewegung erblicken, aber das verständige Bewältigen, das bewußte Durchdringen derselben bis auf ihren tiefsten

¹ Original: ‚I. Betrachtungen über den Zustand der Kirche im fünfzehnten und zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. (1831.‘ In: Döllinger II (1840) 1 – 33; ThQ 13 (1831) 589 – 633.

² ‚(Ferdinand I., Wien, 1831. bei Carl Schaumburg, bisher zwei Bände)‘

Grund nicht gewahren, und die Resultate unserer eigenen Forschung fanden wir bestätigt durch die Lesung oben genannten Werkes, welches sich durch ein unvergleichliches Quellenstudium jedermann empfiehlt.

Grundsätze der Reformation. Doch das eben Gesagte geben teilweise die Protestanten selbst gerne zu, und indem sie sich vielfach von dem dogmatischen Standpunkt der Reformatoren entfernt, und, wie sie meinen, zu klareren Begriffen erhoben haben, können sie um so weniger abgeneigt sein, den letzteren die niedrigere Stufe des Gefühlslebens zuzuerkennen; dagegen machen sie eben auf die durch die Zeit allmählich herangereiften Früchte der Reformation aufmerksam, und weisen besonders auf die erwähnte, allmählich errungene, höchst durchsichtige Klarheit und Verständigkeit der Glaubenslehre hin, welche in der katholischen Kirche gar nie zu erringen gewesen wäre. Hieran knüpft sich dann der Schluß, daß sich die Notwendigkeit einer Trennung von da aus höchst einleuchtend herausstelle, wenn sie sich auch, von dem Standpunkt der ersten Reformation aus die Sache betrachtet, noch keineswegs so klar ergebe. Hierauf erwidern die Katholiken, wenn irgend die Aufforderung der heiligen Schrift, den Baum aus seinen Früchten zu erkennen, ein ungünstiges Ergebnis für den zu prüfenden Gegenstand hervorgerufen habe, so sei dies gerade hier der Fall; denn, wenn auch das christliche Dogma an Klarheit gewonnen habe, so sei derselben seine Kraft und Lebendigkeit zum Opfer gebracht worden; der Verständigkeit weiche seine Vernünftigkeit und Tiefe, während doch das Eine in der Weise müsse gepflegt werden, daß das Andere nicht verloren gehe. Hierin geht den Katholiken ein großer Teil selbst der Protestanten zur Seite; jedoch weichen diese beiden an sich eng befreundeten Gegner darin von einander ab, daß die ersteren die neuere Geschichte der Aushöhlung und [3] Entmarkung des Christentums als eine notwendige Folge der Prinzipien der Reformatoren zu betrachten geneigt sind, die letzteren dagegen dieselbe nicht anders, denn als eine an sich nur zufällig mit dem Protestantismus verknüpfte Erscheinung auffassen, deren eigentlicher Grund mithin nicht im Wesen desselben gesucht werden müsse, sondern in dem traurigen Lose unseres Geschlechts, welches jede reine Gottesgabe durch seine eigene Bosheit entstelle, und wo

möglich vergifte und unwirksam mache. Die Katholiken bezeigen sich mit dieser Erwiderung weit zufriedener, als man auf den ersten Anblick glauben sollte, denn sie verwenden dieselbe zu ihrem eigenen Vorteil, indem sie verlangen, daß unter demselben Gesichtspunkt auch all' das Tadelnswerte und vielfach Mißbräuchliche gewürdigt werden möge, das zur Zeit der Trennung in der katholischen Kirche den wahren Gottesverehrer verletzt habe, und etwa noch verletze. Sie fügen hinzu, daß alles, was einem billigen und gerechten Tadel Raum gebe, den tiefsten Grundlagen des Katholizismus selbst widerspreche, wogegen es kaum erweislich sein dürfte, daß es sich auf dem protestantischen Gebiete in gleicher Weise verhalte. So sei z. B. die Lehre von einem tiefen Verderben, das von unserem Stammvater über das gesamte Menschengeschlecht ausgegangen, eine Grundlehre des symbolischen Protestantismus: man könne nun aber doch Protestant sein, und dieselbe verwerfen; desgleichen überhaupt die eigentlichsten dogmatischen Grundlagen der lutherischen und reformierten Kirche bestreiten, ohne sich dieser selbst entgegenzusetzen. Dies sei eine höchst seltsame Erscheinung, indem ein Individuum ohne die wesentlichen Merkmale eines Gattungsbegriffes zu besitzen, ja ganz entgegengesetzte, des ungeachtet der Gattung zugehören könne, ungefähr, wie wenn man alles, was wächst, deshalb zu den Gewächsen zählen wolle. Nun stützen sich aber die Protestanten wieder auf die ihnen zukommende Freiheit, welche die Reformation erworben habe, die katholische Kirche aber unterdrücke; wodurch allein die Notwendigkeit einer Trennung schon klar werde, und zwar auf so lange Zeit, bis für jedermann die ungehemmteste freie Bewegung auch in kirchlicher Beziehung erkämpft sei, in welchem Momente die Einheit sich wieder erneuern werde, und zwar auf den Grund der unbedingtesten kirchlichen Freiheit. Die Katholiken bleiben die [4] Antwort nicht schuldig, und entgegnen, daß eine jede endliche Kraft ihre Gegenkraft zur Voraussetzung habe, und somit die Freiheit die Gebundenheit; eine unbedingte Freiheit vernichte sich darum selbst, und die Einheit könne nicht auf nichts gegründet werden; es komme auf diesem Wege daher eine Einheit zum Vorschein, die keine sei, und unter den Ruinen der Freiheit werde die Einheit mit begraben werden.

Reformation notwendig? Wenn sonach die Frage aufgeworfen wird, ob die unkirchliche Reformation im sechzehnten Jahrhundert eine unumgänglich notwendige gewesen sei, so sehen wir, daß, je nachdem ob von katholischen oder protestantischen Ansichten ausgegangen wird, so entgegengesetzte Antworten gegeben werden, daß Adolph Menzels Urteil, er sehe es für das Beste an, hierüber nichts zu entscheiden, in der Tat das Beste zu sein scheint, und somit die Notwendigkeit einer den Fundamenten der bestehenden Kirche entgegengesetzten Reformation insofern wirklich begriffen wird und zugegeben werden muß, als alles, was geschieht, vom Standpunkt der göttlichen Providenz aus notwendig ist, womit wir uns beruhigen müssen. Betrachten wir jedoch auch diese Auflösung des Problems näher, so zeigt sich, daß sie keine der beiden Parteien befriedigen könne; die Katholiken nicht, weil ihre Ansicht von der Kirche als einer unmittelbar göttlichen Stiftung ganz bloßgestellt würde; die Protestanten nicht, weil sie alsdann zugeben würden, daß auch die sogenannte Tyrannei des Papsttums eine notwendige Erscheinung gewesen sei, womit der Grund aller vernünftigen Opposition hinwegfiele. Überhaupt aber ist die vorschnelle Berufung auf eine solche höhere Notwendigkeit nur das Eingeständnis unserer Unwissenheit, womit unserem Verstand ebensowenig geschmeichelt, als unser Herz beruhigt wird, und die Frage kehrt immer wieder. Zum Glück gibt es einige Punkte, in welchen alle Parteien zusammenstimmen; allen liegt das Gedeihen der Wissenschaft und allgemeinen Geistesbildung, der Religiosität und Sittlichkeit, so wie eine reine Disziplin, Liturgie und ihrem Zwecke entsprechende Kirchenverfassung und Kirchenverwaltung, nahe: fassen wir den Stand alles des eben Genannten zur Zeit des Anfangs der Kirchenspaltung näher ins Auge und beherzigen wir die Ergebnisse dieser Untersuchung. [5]

Epoche aus sich beuteilen. Wenn wir von dem richtigen Gesichtspunkt aus die wissenschaftliche und allgemein geistige Bildung der fraglichen Periode betrachten, und die Verdienste der Vergangenheit nicht mißkennen wollen, so werden wir die Forderung billig finden, dieselbe nicht mit der geistigen Kultur unserer Tage zusammenzustellen; denn diese wurde auf den Grundlagen erbaut, die damals schon vorhanden waren, und wir setzen uns

der Gefahr aus, die Leistungen der früheren Zeit uns zuzuschreiben und das Ganze unseres jetzigen Besitzes, worin doch auch das Erbe unserer Voreltern ist, als Errungenschaft zu betrachten und darum das ohne Arbeit Überkommene und unsern Erwerb zugleich mit der Bildung vor der Reformation zu vergleichen; wenigstens müßte, um keine Ungerechtigkeit zu begehen, ein genauer Abzug gemacht, und dabei in Anschlag gebracht werden, daß die ersten Anfänge bei weitem das Schwierigste sind. Überdies, verdient unsere Zeit Lob, daß sie weitere Fortschritte gemacht hat, so darf die vergangene nicht getadelt werden, wenn sie, was wir taten, nicht selbst schon getan; denn was bliebe uns übrig? Trieben wir das empfangene Kapital gut um, so mögen unsere Nachkommen erkenntlich sein: uns ziemt es, nicht undankbar zu leugnen, daß unsere Voreltern uns ein gut bestelltes Kapital hinterlassen haben.

Das Verfahren. Das Verfahren, das uns in der Untersuchung, was vor der Reformation in den Wissenschaften bereits geleistet war, und welche Hoffnung die bereits vorhandene Kultur gewährte, am sichersten alle Gefahren der Täuschung vermeiden läßt, besteht darin, daß wir die Stufe geistiger Bildung, auf welcher das Mittelalter begann, mit jener vergleichen, auf welcher es endete. Unsere hochgelehrte Zeit weiß, daß die Völker, die im Abendland bei dem Eintritt desselben herrschten, nichts wußten, und das eigentliche höhere Geistesleben bei denselben sich noch nicht einmal zu entwickeln angefangen habe; sie weiß überdies, daß selbst die beherrschten Völker, die sich früher teilweise eines großen Reichtums von Kenntnissen erfreuten, unter den Stürmen der Zeit geistig wie leiblich beraubt wurden, und mit ihrem wissenschaftlichen Besitz auch die Mittel verloren, denselben zu erneuern, oft sogar die Erinnerung, daß sie ehemals in glücklicheren Verhältnissen gelebt. Europas ganze westliche und südwestliche Hälfte [6] bietet uns den Anblick trauriger Trümmer einer vergangenen Größe, auf welchen rohe, wenn auch reich von der Natur ausgestattete, Horden toben, im steten Kampf unter sich und mit andern; während seine nördliche Hälfte in Wildnis, in Sumpf und Wald, in Dunkel und Finsternis begraben liegt, bisher noch nie von einem höheren Lichte erleuchtet.

Ende des Mittelalters? Ohne in die mannigfachen Kämpfe, in die verschiedenen Wechselfälle, die teilweisen Rückschritte einzugehen, finden wir dagegen am Ende des Mittelalters den ganzen Weltteil zum Christentum bekehrt, und das heitere Schauspiel wohlbebauter Länder, geordneter Staaten und Staatenverhältnisse, des lebendigsten Wechselverkehrs der Völker unter sich, eröffnet sich vor uns. Ein vierter Weltteil ist durch die sinnreiche Kunst und die seither entfaltete Geisteskraft der Europäer entdeckt, und dadurch sowohl für den Gedanken als das sinnliche Leben eine fruchtbare Quelle von Reichtümern und Genüssen fließend geworden; die bedeutungsvollsten Handelsverbindungen mit Asien sind aufgefunden und auch dadurch der Blick des Geistes in's Unendliche erweitert.

Aus unscheinbaren, anspruchslosen, aber Gott ergebenden, arbeitsamen und bis zu gesicherter Existenz mit Not, Armut und Elend aller Arten kämpfenden, nun verachteten und verhöhten Anstalten, bildeten sich vom zwölften Jahrhundert an jene großen und zahlreichen Pflanzschulen europäischer Gelehrsamkeit und Wissenschaft in Frankreich, Italien, Spanien, Portugal und Deutschland, welche Lichtströme durch alle Länder in unermüdeter Tätigkeit verbreiten; und immer neue Akademien entstehen und fordern ihre älteren Schwestern zu erneuter Tätigkeit, zu verjüngter Kraftanstrengung auf. Sechshundsechzig Universitäten zählte Europa vor dem Jahr 1517, von welchen allein unserem Deutschland sechzehn angehören. Und was wurde auf denselben gelehrt? Wir sprechen hier ausschließlich von der Theologie; eine Wissenschaft wurde dort gepflegt, die aus der tiefsten und innigsten Versenkung in das objektive Christentum hervorgegangen ist, und von einer Geisteskraft ausgeführt wurde, deren Größe am besten mit jener Kunst und Gemütsfülle verglichen wird, deren Hervorbringungen die gleichzeitigen Münster und Dome sind. Welche [7] vielfache Bildung, welchen geschärften Blick des inneren Auges in die dunkelsten Geheimnisse, welchen, nur aus bereits gelungenen Erfahrungen zu schöpfenden Mut, die höchsten Aufgaben des Denkens so getrost und zuversichtlich zu übernehmen, setzen die Werke eines Anselmus, Thomas, Duns, Occam u.s.w. voraus! Was diesen Männern im Gebiet des rein spekulativen Wissens vorgeworfen werden kann, besteht darin,

daß sie in dem Grade zu viel taten, als wir zu wenig tun; daß sie sich von der inneren Schönheit des Christentums, man möchte sagen, allzusehr bezaubern ließen, und dasselbe mit ihren Gedanken allzu fest umschlangen, als daß sie sich von demselben hätten trennen, und ihren Blick nach innen auch oft genug nach außen hätten richten mögen. Aber den Gedanken soll man jenen nicht absprechen, die nur dachten, das Wissen derer nicht bestreiten wollen, die gleichsam nur wußten, und den Geist dort nicht leugnen, wo nur Geist zu finden ist.

Historie und Poesie. Aber die Neigungen der Menschen sind verschieden; was jene versäumten, dem widmeten sich andere. Von der Mitte des elften Jahrhunderts an, wo eben die Scholastik begann, standen sehr zahlreiche Männer auf, die das gewöhnliche Leben und Treiben, die Wünsche, Hoffnungen und Pläne der Menschen, ihr gegenseitiges friedliches oder feindseliges Verhalten, ihre Anziehungen und Abstoßungen rein und unbefangen betrachteten und in treuen, oft höchst anmutigen und dramatischen Darstellungen schilderten. Kein europäisches Land, lateinisch-kirchlicher Bildung, vom äußersten Norden an, man denke hier an den trefflichen Stylisten Saro Grammaticus, einen Dänen, und den sinnvollen Isländer Snorro Sturleson, den Polen Dlugos und andere, bis zum südlichsten und südwestlichsten Ende herab entbehrt sehr achtungswerter Geschichtsschreiber, die von vielseitiger Geistesbildung zeugen. Klarer Blick ins Leben, geübtes, unbefangenes Urteil, oft eine gewählte Sprache, und kunstreiche Darstellung überall.

Vergleichen wir die poetischen Produkte vom Eintritt des Mittelalters an bis zum Ende des zehnten Jahrhunderts, in welchem noch alle Elemente des bürgerlichen Lebens in stürmischer, wild-feinseliger Gärung gegeneinander begriffen waren, mit den Erzeugnissen der Dichter von da an bis ins vierzehnte Jahr-**[8]**hundert, welche unermesslichen Fortschritte hatte inzwischen der europäische Geist gemacht! Die zartesten und edelsten Gefühle und Empfindungen waren unterdessen in der Menschen Brust erwacht und fanden den schönsten Ausdruck und erfreuten die Hütten, Burgen und Paläste; die großen Taten der Gegenwart und Vorzeit, sowohl einzelne als große in sich zusammenhängende Massen wurden sinn- und kunstreich besungen; das Leben und

seine mannigfachen Erscheinungen in den gelungensten Nachbildungen geschildert, höhere Glaubenswahrheiten glücklich von dichterischen Geistern behandelt, und Hymnen und religiöse Gesänge überhaupt hervorgebracht, mit welchen sowohl der Form als dem Inhalt nach nicht gar viele aus unserer Zeit verglichen werden dürften. Hiermit in Verbindung stehen die Hervorbringungen der kirchlichen Baukunst, die gewiß, um nur als Idee produziert zu werden, einen ebenso tief erregten und groß gewachsenen Geist voraussetzen, wie einen sehr gebildeten Kunstsinn, und von Seiten der Ausführung den Besitz der mannigfachsten mechanischen Kenntnisse.

Mystik. Von einer anderen, mit der Poesie gleichfalls in naher Verwandtschaft stehenden, Seite stellt sich uns die mittelalterliche Geistesbildung dar, wenn wir auf die Mystik unseren Blick richten. Die tiefe, ihr eigentümliche Auffassung der Heilslehre durch das Gemüt, die Versinnlichung derselben durch tausendfache Bilder, die sinnvolle, reiche und mannigfaltige Beziehung des Glaubens auf das Leben, um dieses nach jenem zu bilden und zu seinem entsprechenden Ausdruck zu machen, war nur durch eine bereits sehr fortgeschrittene Geistesbildung möglich. Die Schriften des heiligen Bernhard, des Hugo und Richard vom heiligen Victor, des Suso, Tauler und Thomas von Kempen zeugen von einem ebenso großen und zugleich schon entwickelten Geist als die Werke der Kunst und Wissenschaft, die unsere aufrichtigste Bewunderung erregen. Vom sechsten bis zum zehnten Jahrhundert waren sie ebenso unmöglich, wie Goethe und Schiller im siebzehnten Jahrhundert von Deutschland hervorgebracht werden konnten: sie sind Erscheinungen eines weit fortgerückten Zeitaltes, das aus seinem Reichtum auch sie hervorgehen ließ.

Der menschliche Geist ermüdete indes in der Richtung, welche [9] er in der spekulativen Theologie bisher verfolgt hatte, und in demselben Maße als dies geschah, befriedigte sie auch die Wünsche und Bedürfnisse der Zeit nicht mehr. Auch war das Mögliche auf der einige Jahrhunderte ruhmvoll betretenen Bahn erreicht, und was nun noch geleistet wurde, konnte kaum mehr als eine oft kleinliche, pedantische Ausschmückung des schon Vorhandenen sein, wobei eigentlich nichts mehr produziert wurde. Die Klagen über das Unbefriedigende der jetzigen Schulwissen-

schaft wurden daher dringend, und immer bedeutendere Kräfte arbeiteten an ihrer Umgestaltung, ehe noch die klassischen Studien in einem weiteren Umfang betrieben wurden, und als diese dazu kamen, eröffnete sich von selbst eine neue Bahn. Die wiedererwachte Liebe zu den Werken der alten Griechen und Römer bezeichnete indes keineswegs den Anfang der Wissenschaftlichkeit und einer höheren Geistesbildung; sie gab vielmehr nur dem schon vorhandenen wissenschaftlichen Geist und der bereits errungenen Bildung eine neue Richtung, neuen Stoff, und eine neue Form. Sehr richtig sagt in dieser Beziehung einer unserer geistvollsten Historiker, Heinrich Leo, in seiner Beurteilung eines Geschichtswerkes über Heinrich von Lützelburg, worin von dem klassischen Altertum gesagt wurde, daß es im vierzehnten Jahrhundert das Leben mit seinem Hauch wieder zu durchdringen begonnen und das große Erneuerungswerk des menschlichen Geistes vorbereitet habe: „Zur Ehre des Herrn Verfassers wollen wir glauben, daß ihm diese Wendung nur als eine von den vielen von dem Verstandeshochmut des letzten Jahrhunderts erzeugten obligaten Redensarten in die Feder gekommen ist, die nun, nachdem ihren wesentlichen Grundlagen nach die Ansicht wieder zerschlagen ist, aus welcher sie hervorgegangen sind, sich noch als elende Scheidemünze durch die Hände der Schriftsteller bewegen, weil diese zufällig nicht Lust haben, sich um solche anscheinend ebenso gleichgültige als allgemeingültige Sentenzen weiter kritisch zu bemühen. In der Tat aber waren vor diesem sogenannten Erneuerungswerke des menschlichen Geistes die Philosophen bei Themen, gegen deren Tiefe und Wichtigkeit gehalten die philosophischen Bestrebungen des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, ja selbst eines großen Teils des achtzehnten, wie das Dreschen leeren [10] Strohes erscheinen. Für unsere christlich-romantische Dichtung ist das Mittelalter immer noch Hauptquelle oder Schauplatz, und hat, sollte man denken, selbst doch auch Werke erzeugt, die sich neben Homer und Virgil noch sehen lassen dürfen. Was die Tiefe, den Reichtum geistiger Auffassung religiös-spekulativer Sätze anbetrifft, so wird schwerlich einer unserer Pietisten ein solches Gemütsleben, wie der heilige Franz, schwerlich einer unserer Rationalisten eine ähnliche Kühnheit aufzuweisen haben, wie Hunderte italienischer und französische

scher Ritter, Doktoren und Bürger, im Mittelalter erwiesen haben. Ist nicht Villanis Chronik, wenn auch der Form nach nicht, doch dem Sinne nach, so herrlich als Herodots Geschichtsbuch? Gibt es viele Werke von ähnlicher Gewalt in anschaulicher Darstellung, wie die nicht viel älteren sizilianischen und neapolitanischen Geschichtsschreiber? Wenn aber Religion und Poesie, Philosophie und Historie herrliche Werke zu Tage bringen, braucht da der menschliche Geist erst *erneuert* zu werden?‘

Kaum waren indes die Werke der klassischen Literatur zugänglich geworden, als sie auf eine wundersame Weise die Gemüter angezogen, und hoch und niedrig um so mehr zu beschäftigen anfangen, als sie in demselben Maße unterhaltender und gefälliger waren, in welchem ihr Studium ein geringeres Talent als die Aneignung der spekulativen Theologie, mindere Anstrengung und Vertiefung des Geistes und keinen allzu großen Ernst des Lebens zu erfordern schien. Die begeisterte Aufnahme, welche das klassische Altertum fand, setzt übrigens von selbst eine schon sehr weit fortgeschrittene Geistesbildung in den westlichen und nördlicher gelegenen europäischen Ländergebieten voraus. Barbarische Horden erfreuen sich der Lesung des Plato nicht; sie wissen weder die Kraft des Thuzydides, noch die Anmut des Herodot zu würdigen; Genüsse dieser Art sind überhaupt nicht für sie. Daß diese unsterblichen Hervorbringungen des menschlichen Geistes unseren Voreltern im fünfzehnten Jahrhundert so willkommen waren, ist der anschaulichste Beweis von den Fortschritten, den sie in geistiger Beziehung gemacht hatten. Warum verhielten sie sich bei ihrer ersten Ansiedelung im römischen Reich so gleichgültig gegen alles, womit Kunst und Wissenschaft das menschliche Leben verschönerte [11] und veredelte, und warum wandten sie sich jetzt so sehnsuchtsvoll derselben zu? Weil sie aus dem Zustand der Barbarei in den der Zivilisation längst übergetreten waren, weil sie sich bereits zu jener Höhe der Kultur erhoben hatten, auf dem die Männer standen, für deren Werke sie empfänglich waren, deren Verdienste sie begriffen, deren Sinn sie faßten. Von diesem Standpunkt aus läßt sich auch die schnelle Umwandlung erklären, welche in der Literatur wahrgenommen wird, der umbildende Einfluß, welchen die neuen Studien auf der Stelle so allseitig ausübten: nicht Kindern, die etwa erst mit den

Elementen bekannt werden mußten, sondern wohlunterrichteten Männern, die sogleich den rechten Gebrauch mit dem neuen, ihnen dargebotenen Stoff zu machen wußten, wurde die klassische Literatur in die Hände gegeben. Hatten sich der Kanzler Gerson, Pierre d'Ailly und Nicole de Clemange zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts mehr nur negativ und kritisch und im einzelnen läuternd gegen die jetzt nicht mehr zusagende Scholastik verhalten, so brachte man schon einige Dezennien später Nicolaus Cusanus ein mit den spekulativen Fundamenten derselben in entgegengesetzter Richtung sich bewegendes System hervor, ein tiefes System, voll Leben zugleich und Begeisterung, wie die platonische Spekulation, von der er angeregt worden war. Die heilige Schrift hatte vom neunten Jahrhundert an zahllose Erklärer gefunden, und beinahe stets waren es die tüchtigsten Talente, die sich der Exegese widmeten; sie erklärten aber mehr die religiösen und sittlichen Ideen der heiligen Schrift, als die Worte, und zielten meistens nicht so sehr darauf ab, ein historisch-grammatisches Verständnis der Bibel zu erleichtern, als religiös zu beleben und sittlich anzuregen. Jedoch war das Sprachliche nicht ganz vernachlässigt, und hatte im vierzehnten Jahrhundert schon in Nicolaus von Lyra einen meisterlichen Bearbeiter gefunden. Der mit den biblischen Ideen tief vertraute und im christlichen Denken geübte Geist erzeugte daher sogleich, nachdem das Linguistische und die formelle Bildung in Aufnahme gekommen war, Männer, die eine sehr bedeutende Stelle in der exegetischen Literatur einnehmen, wie Laurentius Valla, Erasmus, Sanctes Pagninus und Lefebre d'Etaples. Der große Wert des Lesens der heiligen Schrift in der Ursprache wurde schnell begriffen, und in [12] der complutenser Polyglotte, die zugleich mit einem schönen lexikalischen und grammatikalischen Schatz ausgestattet war, sowie in den Ausgaben des neuen Testaments durch Erasmus, dem gefühlten Bedürfnis entsprochen wurde. Die Werke der griechischen Kirchenväter, mit dem von der Scholastik verarbeiteten Dogma so verwandt, wurden gleichfalls in ihrer Urgestalt der theologischen Welt mitgeteilt, und mit oft sehr gelungenen Übersetzungen herausgegeben. Mit dem Wachstum der geschichtlichen Kenntnisse stellte sich auch die historische Kritik ein, und gewährte gleich zu ihrem Beginn bedeutende Resultate,

die in den Werken des Nicolaus von Cusa, des Valla, des Antoninus, Erzbischofs von Florenz, des Johannes, Abts von Trittenheim und des Domherrn Albrecht Kranz niedergelegt sind. In der Historiographie erschienen Meisterwerke, wie z. B. von Bembo und Guiccardini.

Hiernach dürfte die Ansicht, daß die Beförderung wissenschaftlicher Bildung eine Kirchenumwälzung zum dringenden Bedürfnis gemacht habe, schwerlich mit Gründen zu verteidigen sein. Selbst die Beschaffenheit der wirklich erfolgten Reformation setzt eine Zeit voraus, die in ihren Repräsentanten auf einer sehr hohen Stufe des geistigen Lebens stand; eine minder geweckte, mit unbedeutenden Kenntnissen ausgerüstete, konnte sie weder aus sich hervorgehen lassen, noch gehörig unterstützen. Man vergleiche mit der protestantischen Reformation die Spaltungen in der griechischen Kirche neuerer Zeit, und man wird dieselben ohne Ekel vor ihrer Unbedeutendheit und Ideenlosigkeit kaum betrachten können. Die Trennung des sechzehnten Jahrhunderts, die von der lateinischen Kirche ausging, hat dagegen sowohl in ihren Zwecken, zu denen sie hinsteuerte, als in ihren Grundprinzipien, von denen sie den Ausgang nahm, etwas Großartiges und Bedeutungsvolles, und wirft wider ihren Willen ein glänzendes Licht auf die Kirche, welche bekämpft wurde, und spricht ihr das größte Lob, selbst indem sie getadelt wird. Wer kann ohne Bewunderung die Streitkräfte überschauen, die von beiden Seiten entwickelt wurden? In der Tat gewähren die Schriften Luthers, Melanchthons, Calvins, Chemnitzens und Bezas auf der einen, und die Werke eines Eck, Catharinus, Cochläus, Albert Pighius, Sadolet, Fisher, Thomas Morus, Reginald Polus, Andreas Bega, Payva a Andrada [13] und Bellarmin auf der anderen Seite in Beziehung auf den zu Tage gelegten Geist und Scharfsinn und die Beredsamkeit und Gelehrsamkeit einen seltenen Genuß, und würde er nicht durch andere Betrachtungen verbittert, so möchte man ihn einen auserlesenen nennen. Auch weiß man ja, daß die Reformatoren nicht eben erst vom Himmel herabfielen, als sie sich als Erneuerer der Zeit ankündigten; man weiß, wo Luther in die Schule ging, wessen Unterricht Melanchthon genoß, wer den Calvin noch als Jüngling in den Genuß von Präbenden einsetzte, um das an ihm bemerkte Talent nicht untergehen zu lassen, und

ihn in den Stand zu setzen, es gehörig zu pflegen. Auch ist der päpstliche Legat bekannt, der Zwingli bald nach Beendigung seiner akademischen Studien eine jährliche Pension aussetzte, auf daß er seine Bibliothek zu bereichern im Stande sein möge.

Mangel an Frömmigkeit. In der Tat wurde in unseren Tagen eingesehen, daß es der Zeit, die unmittelbar der Reformation voranging, weder an wirklicher Geistesbildung noch an einem höchst regen, lebendigen, nach immer Höherem strebenden Bildungstrieb fehlte, und darum auch zugestanden, daß es nicht ein von dieser Seite aus zu bemerkender Mangel gewesen sei, was die kirchliche Trennung unvermeidlich gemacht habe; vielmehr sei in der Kirche teilweise eben durch die Vorliebe zu den klassischen Studien und die Einbildung auf menschliches Wissen überhaupt ein Mangel an christlicher Frömmigkeit sehr bemerkbar und der religiöse, lebendig gläubige Sinn äußerst geschwächt worden, so daß derselbe ohne die durch die Reformation eingetretene Gegenbewegung nach gerade ganz würde verschwunden sein. Hiermit sind wir bei dem zweiten Teil unserer Betrachtung angelangt, und es liegt uns nun daran, die Zeit, in der die Reformation ihre Bewegungen ausführte, von der Seite ihrer Frömmigkeit zu zeichnen, wobei wir jedoch vorausschicken, daß wir vorzüglich nur die näheren Beziehungen des neueren wissenschaftlichen Strebens zum christlich-frommen und kirchlichen Sinn berühren werden.

Vorerst ist nun zu bemerken, daß unstreitig die eben mitgeteilte Ansicht von der in der damaligen Zeit gelegenen Provokation zur Kirchenumwälzung den Gesinnungen der Reformatoren selbst am meisten entspricht. An der Scholastik tadelte ja gerade [14] Luther, daß durch sie die Theologie zu einer menschlichen Wissenschaft herabgesunken, und der Christ, anstatt an Gottes Wort, an seine Vernunft zu glauben verführt worden sei; darin liege die Quelle so vieler und durchgreifender, das ganze Christentum entstellender Verirrungen. Durch die Wissenschaft sei der Mensch zum Hochmut gereizt worden, habe deshalb den Sündenfall in Adam nicht in seiner ganzen Größe anerkennen wollen, vielmehr geglaubt, daß die Freiheit in demselben nicht völlig untergegangen sei, und um auch etwas zu gelten, behauptet, außer dem Glauben an Christus seien auch noch seine eigenen Werke zur

Seligkeit notwendig; alles dies sei dem Wesen nach *ein* Irrtum, der nur in mannigfaltigen Formen in Erscheinung trete. Daher pflegte Luther, wenn es der Anstand erlaubt, uns seiner Worte zu bedienen, die Vernunft die Hure Satans, und die Universitäten dessen Hurenhäuser zu nennen. Gerade aus demselben Grunde rügte es auch Melanchthon so scharf, daß über Platons Schriften an christlichen Hochschulen gelesen werde, indem dieselben nur dem Wissensstolze, der menschlichen Einbildung und dem Selbstvertrauen die reichlichste Nahrung gäben. Aus demselben Grunde forderte Carlstadt (Andreas Bodenstein), der in Leipzig mit Luther gegen Eck disputierte, die Kandidaten der Theologie auf, anstatt des vielen, verderblichen Studierens ein Handwerk zu erlernen, forschte bei Handwerkern nach dem Sinn der heiligen Schrift, betrieb Ackerbau und war dem Melanchthon Veranlassung, bei einem Bäcker Lehrjunge zu werden. Zugleich wollten sie hiermit dem Schriftenwort: ‚im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot gewinnen‘ Genüge tun, und es macht dem hervorragenden Scharfsinn Melanchthons Ehre, daß er gewiß vor allen den paßlichsten Ort hierzu auserwählte - den Backofen, wo die Gelegenheit zu schwitzen und der Broterwerb in der nächsten Beziehung zueinander stehen. Wir achten die Gesinnung, die diesen Verirrungen zu Grunde liegt, gleichwie wir auch von demselben Standpunkt aus Simeons des Styliten Vorhaben ehrwürdig finden. Nur ist der Unterschied nicht zu verkennen, daß der letztere seine Weise niemandem aufdrängen wollte, während Luther und Melanchthon mit einer Wut ohnegleichen die Scholastiker behandelten. [15]

Von dem christlichen Element in der Scholastik ist es völlig unnötig, auch nur ein Wort zu sprechen, indem ja alle ihre Bemühungen darin aufgingen, das objektiv gegebene Christentum als eine göttliche Offenbarung durch die Nachweisung darzustellen, daß es nur Lehren enthalte, die schlechthin als Wahrheiten anerkannt werden müßten. Unverrückbar stand überdies der Grundsatz bei ihr fest, daß aus dem positiven, im Menschen aber lebendig gewordenen Glauben das Wissen sich herauszubilden habe. Wir sprechen daher hiervon nicht weiter.

Dante Alighieri. In bezug auf die schönwissenschaftlichen Leistungen und klassischen Studien in ihrem Verhältnis zum

christlich-gläubigen und kirchlichen Sinne aber haben wir in Kürze Folgendes vorzubringen. Die großen mittelalterlichen Dichter, durch welche das Erneuerungswerk des Geistes vorbereitet worden sein soll, standen alle in der Mitte des Christentums und der katholischen Kirche. Dantes *Divina Comödia* zeigt schon durch ihre drei Teile das treue Festhalten des Dichters an der katholischen Glaubenslehre, und allein die Nachrichten, die er von Virgil, mit dem er sich doch in das engste Verhältnis setzt, gleich anfangs mitteilt, beweisen, daß er sich durch seine persönliche Teilnahme an dem Geschick desselben, oder durch etwaige Überschätzung menschlicher Vortrefflichkeit auch nicht im mindesten vom evangelischen Dogma ableiten ließ. Wie überhaupt, wenn man von Beatrix, und der Beziehung Dantes zu diesem verklärten Geist absieht, in der Gemütlichkeit, Weichheit und Zartheit der Gefühle das Glänzende dieses Werkes nicht besteht, so zeigt sich Dante durchweg als ein höchst strenger Dogmatiker, gleich dem von ihm so hochverehrten Thomas von Aquino, dessen Werke er so fleißig studiert hatte, und dem er im Himmel begegnet. Großartigkeit der Empfindung dagegen, Erhabenheit und unerschöpflicher Reichtum der Bilder und Gedanken ist es, was der göttlichen Komödie einen unsterblichen Ruhm sicherte; in dieser ihrer eigentümlichen Weise spricht sie auch von Christus, und ist sie irgendwo erhaben und tief ergreifend zu nennen, so ist sie es gewiß, wo der Sohn Gottes als Weltheiland geschildert wird. Was Dantes Beziehung zu den Erscheinungen im kirchlichen Leben betrifft, so wirft er allerdings einen nichtswürdigen Papst unbarmherzig in die Hölle; aber auch die Ketzer, ‚diese kleinen Füchse, [16] die den Weinberg des Herrn untergraben.‘ Den Papst stellt er als Statthalter Christi dar, und gerade deshalb entrüstet er sich so sehr über einen unwürdigen Träger eines so hohen Amtes, und begrüßt freudig denjenigen im Paradiese, der seine erhabene Stellung begriffen hat. Ein Denkmal gerechten Zornes setzt er den Lässigen, Trägen und Pflichtvergessenen unter den Franziskanern und Dominikanern, aber gerade deshalb, weil er den Franz von Assisi und Dominikus Guzman so hoch stellt, ihre Namen auf das Festlichste feiert, und in ihnen und ihren echten Söhnen, Bonaventura und Thomas, Ideale findet, gegen welche die gemeine, begeisterungslose Sinnesweise

von so manchen ihrer Anhänger einen wehetuenden Kontrast bildete, während dieselben doch meinten, in dem Sinne und Geiste ihrer Meister zu leben und zu wirken. Dante Alighieri ist der erstgeborene Sohn der Kirche unter den Dichtern, mit einem klaren, starken, kraftvollen Glauben, mit tiefster Brust der Kirche angehörig, aber wie jeder echte Katholik gegen gemeinen, niedrigen Sinn aus vollem Herzen sprechend.

Von entgegengesetzter Individualität sind Torquato Tasso und Petrarca, aber durch das Band tief-innerlicher, christlicher Pietät mit ihm eins. Wer möchte dafür halten, daß jener aus Unglauben die Befreiung des heiligen Grabes besungen habe? Man lese die asketisch-mystischen Schriften des letzteren, und lerne seinen unendlichen Schmerz kennen, den er über die Leiden der Kirche zur Zeit der avinionensischen Päpste empfand, und man wird sich überzeugen, daß er sich mit derselben Zartheit und Innigkeit der Empfindung, welche er in einer niederen Sphäre in seinen lyrischen Gedichten so unvergleichlich offenbarte, in dem höheren Kreise des religiösen und kirchlichen Lebens bewegte. Von hier aus verbreitete sich nicht der leiseste Hauch eines vergiftenden Unglaubens, vielmehr wirkten diese Erscheinungen höchst bildend und fördernd wie in allgemein geistiger Beziehung, so auch in religiöser und kirchlicher Hinsicht.

Philologie in Italien. Wenden wir nun unsere Blicke der Zeit der eigentlichen Wiederbelebung der klassischen Studien zu. Die Namen der auswandernden Griechen sind bekannt, die dem Abendland ihre Schätze zubrachten; weniger wird beachtet, daß es sämtlich fromme [17] Griechen waren, zum Teil Mönche und Geistliche, wie z. B. Bessarion, später Kardinal, der berühmteste von allen. Von diesem, wie seine Abhandlungen beweisen, tüchtigen Theologen und *heiligen* Manne, wurde eine Akademie errichtet, und es versammelten sich bei ihm zu bestimmten Tagen Theodorus Gaza, Flavius Blondus, Platina, Campanus u. a., um sich über wissenschaftliche Gegenstände zu unterhalten, und ihre Pläne zur Beförderung höherer Bildung in die Wirklichkeit überzusetzen. Und wer waren wohl die ersten und eifrigsten einheimischen Pflieger der Philologie in Italien? Die geborenen Italiener, deren Namen in dieser Zeit die Nachwelt besonders dankbar nennt, gehören mit seltenen Ausnahmen dem Klerus an, was an

sich schon auf eine lebendige Befreundung der humanistischen Studien mit den dogmatischen Grundlagen der Kirche hindeutet. Laurentius Valla, der Günstling Papst Nicolaus V., eines durch innige Frömmigkeit, Tugend und die vielseitigste allgemein wissenschaftliche, besonders aber theologische Bildung sehr verehrungswürdigen Mannes, gehört unter die Ersten, und es ist bekannt, daß er in Rom Kanonicus war. Nicolaus munterte ihn zu seinen Übersetzungen griechischer Klassiker auf, welche von den Kunstrichtern so hoch geschätzt werden. So freisinnig sich Valla in seiner Kritik bewegte, so verfolgte er als Theologe sogar die strenge augustinische Richtung. Angelus Politianus, der berühmte Aristoteliker und Übersetzer des Aristoteles, war Kanonicus, und Marsilius Ficinus Dechant eines Kanonikates in Florenz. Die Hauptaufgabe des letzteren, eines Platonikers und verdienstvollen Übersetzers der Schriften Platos, ging in seinen reiferen Jahren dahin, das Christentum als positive Offenbarung Gottes zu begründen und selbst den Hauptinhalt der platonischen Spekulation, von der er so sehr begeistert war, als Lehngut aus den göttlichen Büchern der Israeliten darzustellen. Johannes Picus von Mirandula, einer der tätigsten und einflußreichsten Beförderer der neu aufblühenden Wissenschaften, suchte gleichfalls, übrigens in einem weit größeren Umfang noch als Ficinus, zu beweisen, daß alle religiösen Wahrheiten, die bei den verschiedenen Völkern der Erde gefunden werden, einer Uroffenbarung zu verdanken seien, und vorzüglich zu diesen Zwecken und in dieser Richtung hatte er sich mit unsäglicher [18] Mühe seine so ausgedehnten Kenntnisse der orientalischen Sprachen erworben. In dieser Weise suchte er eine feste Grundlage zur Erklärung aller der mit christlichen Ideen verwandten Erscheinungen in anderen Religionssystemen zu gewinnen, und die Wahrheit des Christentums durch die Tatsache zu beweisen, daß seine Wesenlehren so alt wie die Religion unter den Menschen selbst seien. Eine andere, mehr praktisch-apologetische Richtung verfolgte auf die glücklichste Weise der geist- und kraftvolle Dominikaner Hieronymus Savanarola; glücklich, wenn er sich nicht in politische Pläne, in Komplotte gegen die Medici in Florenz verstrickt, und in denselben das Leben verwirkt hätte! Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ragt unter den Freunden der humanistischen Studien Papst

Leo X. hervor, der Schüler des Angelus Politianus und Demetrius Chalcondylas, und der jüngere Freund des Picus und Marsilius. Er war es, der den Griechen Johannes Lascaris in sein Vaterland zurücksandte, um Manuskripte von Klassikern und griechischen Kirchenvätern einzukaufen, die talentvollsten Jünglinge Griechenlands in großer Anzahl nach Italien einlud, um daselbst in ihrer Sprache zu unterrichten, und mit den reichlichsten Pensionen um die Wissenschaft verdiente Männer unterstützte. Unter den vorzüglichsten Humanisten in Italien nehmen noch um diese Zeit die drei Kardinäle Sadolet, Bischof von Carpentras, Contareni, venetianischer Senator und Petrus Bembo, ihr Freund, eine bedeutende Stelle ein, Männer von der reinsten Tugend, und eben so erleuchteter als inniger christlicher Erkenntnis, von welcher auch die beiden Ersten in mehreren, mit großer Eleganz geschriebenen Werken, so schöne Proben ablegten. Der Letztere, der berühmte Ciceronianer und Historiograph von Venedig hinterließ unseres Wissens keine theologischen Schriften, ist aber in religiöser Beziehung aus seiner engen Verbindung mit Sadolet und Contareni erkennbar.

Spanien und Frankreich. Richten wir von Italien unsere Aufmerksamkeit auf Spanien und Frankreich, so finden wir dort den Aelius Antonius Nebrissensis als den Wiederhersteller der klassischen Literatur. Es ist derselbe, der von dem Kardinal Ximenes von Salamanca nach Alcalá als Professor der schönen Wissenschaften berufen wurde, daselbst als ein tüchtiger Hebräer mit mehreren anderen Gelehrten [19] an der complutenser Polyglotte arbeitete, die Geschichte des katholischen Ferdinands und der Isabella schrieb, und über schwierige biblische Stellen gründliche Kommentare bekannt machte. Es wäre sehr überflüssig, das Verhältnis eines Mannes, der in den engsten Beziehungen zu dem frommen Franz Ximenes stand, und von den genannten Fürsten zum königlichen Historiographen ernannt wurde, zur christlichen Religion und zum Kirchentum näher bezeichnen zu wollen. Übrigens war Aelius Antonius von Nebrissa kein Priester. Von den Landsleuten desselben nennen wir nur noch Ludwig Vives, welcher mit dem Franzosen Wilhelm Budäus, und dem Niederländer Erasmus das hochgefeierte literarische Triumvirat bildete; denn diese drei Freunde waren es, welche das sechzehnte Jahr-

hundert unter dem Namen *triumviri rei literariae*, die drei Meister in der Wissenschaft, verehrte. Wollte man sie miteinander vergleichen, so sagte man, Erasmus zeichne sich durch den Reichtum seiner Rede (*dicendi copia*), Budäus durch Geist (*ingenio*), Vives durch Scharfsinn (*judicio*) aus. Inwiefern die Kirche Ursache hatte, des letzteren sich zu erfreuen, erhellet sich aus Folgendem. In seiner Eigenschaft als Erzieher der Maria, der ältesten Tochter Heinrichs VIII. von England, wurde Vives für sechs Monate ins Gefängnis geworfen, weil er zu den schismatischen Plänen des Königs seine Zustimmung verweigerte. Verkündete er in dieser Weise durch die Tat seine Glaubenstreue, so versäumte er auch nicht, durch Schriften zu beweisen, wie tief er sich in die christliche Kirche und ihre göttlichen Fundamente eingewurzelt habe. Seine Apologie des Christentums zählt zu den erfreulichsten Erscheinungen des sechzehnten Jahrhunderts, und wurde auch erst kürzlich in der Apologetik von Sack, Professor in Bonn, gebührend hervorgehoben. Seine Kommentare zu Augustins berühmtester Schrift, *de civitate Dei*‘, dieser geistvollsten Apologie aus den Zeiten der alten Kirche, gaben ihm nicht minder Veranlassung religiös erregend auf seine Zeit einzuwirken. Budäus (*de transitu Hellenismi ad Christianismum*) ist der Verfasser einer schönen Schrift, worin er zeigt, wie wenig alle menschliche Kunst und Wissenschaft die höheren Bedürfnisse des Geistes wahrhaft zu befriedigen im Stande sei, und das Christentum als göttliche Weisheit und Kraft allein denselben voll[20]kommen genüge. Er fordert demnach dazu auf, die klassischen Studien nicht einseitig, noch weniger ausschließend zu pflegen; vielmehr, wenn man sich das Mark der Griechen und Römer angeeignet habe, sich über dieselben hinauf zu dem weit höheren Geist des Christentums zu erheben.

Aufblühen der Wissenschaften in England. In England ruft die Geschichte des lebendigeren Wiederaufblühens der schönen Wissenschaften die traurigsten Erinnerungen hervor. Fisher, Bischof von Rocester, munterte die Margaretha, die Mutter Heinrichs VIII., deren Beichtvater er war, zur Gründung zweier Collegien in Cambridge auf, die den klassischen Studien gewidmet waren: es ist derselbe, den der genannte König meinte, wenn er sagte, kein Fürst der Welt habe einen so gelehrten und frommen

Bischof wie er; später ließ er ihn aus derselben Ursache hinrichten, aus welcher Vives sechs Monate gefangen gehalten wurde. In löblicher Nacheiferung gründeten sofort die Bischöfe von Lincoln und Winton zwei Kollegien zu denselben Zwecken in Orfort, und John Colet, der gelehrte und ehrwürdige Dechant an der St. Paulskirche in London, dem Erasmus ein so schönes Denkmal der Freundschaft und der Dankbarkeit setzte, eines in der Hauptstadt von England. Zum Rektor seiner neuen wohltätigen Schöpfung erwählte Colet jenen Mann, der zuerst nach England die schönen Wissenschaften brachte, den William Lilly, der jetzt noch dankbar von der Geschichte Englands genannt wird. Lilly war in herzenvoller Andacht als Jüngling nach Jerusalem gepilgert, um am Grabe des Heilandes in Schmerz und Freude zu weinen, zu danken, zu preisen den Erlöser der Welt. Auf seiner Rückreise verweilte er in Rhodos, um von Griechen das Griechische zu erlernen, sodann in Italien, um auch hier seine Kenntnisse noch zu erweitern. So war Pietät und literarischer Eifer aufs Innigste in ihm vereint. Mit ihm verehren die Engländer noch als die ersten Pfleger der klassischen Studien die Franziskaner Linacre und Grocyn, bei welchen wir uns nicht länger aufhalten können, um nicht allzu weitläufig zu werden. Nur auf den Umstand müssen wir besonders aufmerksam machen, daß Erasmus nach England reiste, um von den genannten Männern einen umfassenderen Unterricht in der griechischen Literatur zu erhalten, durch welchen er eine Reise nach Italien leicht entbehren zu können, [21] überzeugt war. Nicht an Umfang und Gründlichkeit gelehrten Wissens, wohl aber an Geschmack und Talent übertraf die drei genannten Männer Thomas Morus, der als Schöngeist einen europäischen Namen erhielt, als Märtyrer aber unter Heinrich VIII. einen Namen im Himmel. Als einen der umfassendsten und feinsten Gelehrten, die aus der neueren Bildung hervorgegangen waren, erkannten ferner die Humanisten den Reginald Polus an, den Freund des Erasmus, des Sadolet, des Contareni usw.; er flüchtete aus England, um wegen seiner Glaubenstreue nicht ein ähnliches Schicksal, wie Morus und Fisher zu erleiden. Wie sehr das Christentum in ihm zugleich zur Sache des Lebens geworden war, bewies er besonders in seiner stillen Ergebung in die unerforschlichen Gerichte Gottes, als er vernahm, daß seine Güter

eingezogen und seine Mutter sogar, eine Gräfin von Salisbury, nebst zwei Brüdern hingerichtet seien! Er starb als Kardinal. Sein unzertrennlicher Freund im Elend war Richard Pace (Pacäus), Colets Nachfolger in der Dechanei von St. Paul in London, gleichfalls eine Stütze der neuen Studien.³

Situation in Deutschland. Wenn uns nun der Unglaube, der sich so gewaltig an die neue wissenschaftliche Richtung angeschlossen haben soll, nicht noch in Deutschland begegnet, so werden wir die Bahn, die wir zu durchwandern uns vorgenommen haben, vollenden, ohne daß er uns überhaupt in so furchtbarer Gestalt entgegen käme. Wir dürfen jedoch nicht befürchten, daß er uns unter jenem Volke noch betrüben werde, welchem um eben diese Zeit der deutsche Papst Hadrian VI. das Zeugnis gibt, daß es von jeher das christlichste und geistlichste gewesen sei. Es bietet sich uns nämlich die höchst erfreuliche Erscheinung dar, daß gerade die ersten und vorzüglichsten Beförderer der nun so sehr geliebten Künste und Wissenschaften aus der Schule des Thomas von Kempen hervorgingen. Der Bischof von Brixen, Kardinal Nicolaus, von Cues im Trierischen, dessen Verhältnis zu dieser Zeit oben schon bestimmt worden ist, der selbst eine Reise nach Griechenland gemacht hatte, und reiche Schätze mit nach Deutschland zurückbrachte, wurde in diesem Kreise erzogen. In demselben wurden auch Rudolph Agricola, der Graf [22] Moriz von Spiegelberg, Rudolph von Lange und mehrere andere Westfalen bestimmt, nach Italien zu wandern und daselbst unter der Leitung griechischer und italischer Meister sich zu bilden. Sie kehrten, den Rat freudig und tätig benützend, mit den vielseitigsten Kenntnissen ausgestattet in ihre Heimat zurück, wo sie zum Teil in höheren Kirchenämtern, namentlich der letztere als Domprobst zu Münster, in einem weiten Gebiete die gelehrte Bildung sowohl durch Gründung von Instituten als durch Unterricht förderten. Am wohlthätigsten und folgenreichsten wirkte Agricola, dem besonders als Professor in Heidelberg Süddeutschland viel verdankt. Doch wessen höheren Geistes Kind war er? Wir haben es schon gesagt, jenes Geistes, der aus Thomas von

³ Er ist der Verfasser der damals vielgelesenen Schrift *de fructu, qui ex doctrina percipitur.*, Basil. 1517.

Kempen sprach; floß aber später nicht in Italien auf ihn der Geist des Heidentums ein? Auf diese Frage dient zur Antwort: als Agricola sich dem Tode näherte, wünschte er, zu den Franziskanern gebracht und mit dem Habit derselben bekleidet zu werden; denn in diesem wollte er sterben. Wer übrigens nicht bloß weiß, daß die Franziskaner eine braune Kutte trugen, sondern nebst dem auch noch in Erfahrung gebracht hat, daß die Regel des heiligen Franz jener merkwürdige Aufsatz in der christlichen Literatur ist, in welchem sich nach der Bibel der praktisch-christliche Geist vielleicht am lebendigsten reproduzierte, wird den Sinn der angeführten, echt mittelalterlich-symbolischen Handlung Agricolas verstehen. Überdies hinterlies er auch geistliche Gesänge, die ihn uns noch genauer als Christusgläubigen kennen lehren. - Johannes Reichlin, sein etwas jüngerer Zeitgenosse, verwendete seine Sprachkenntnisse für dieselben höheren Zwecke, wie Johannes Picus: seine Schriften von dem Wunderworte (*de verbo mirifico*) und der kabbalistischen Kunst sollen einen tieferen Glauben an die christlichen Grundlehren und eine innige Frömmigkeit dadurch begründen, daß er die höhere jüdische Theologie, deren Ideen so häufig mit den christlichen Wahrheiten wunderbar übereinstimmen, als eine von den Anfängen der Menschheit herab vererbte Überlieferung darstellte, ungefähr wie in unseren Tagen Molitor in seiner bekannten geistvollen und gelehrten Schrift ‚Philosophie der Geschichte, oder von der Tradition.‘ - Die den Deutschen so nahe verwandten Niederländer hätten nun wohl auch Ansprüche auf eine sorgfältigere Rücksichtnahme; allein Erasmus der Mönch ist zu bekannt, als daß er nur besonders von uns genannt werden sollte, und auf Alard von Amsterdam, diesen ebenso geschätzten Humanisten wie dogmatischen Eiferer, auf Dorpe, den Freund des Morus, u. a. näher einzugehen, erlaubt uns der Raum nicht mehr.

Gegensatz von Wissenschaft und Glaube? Nach dieser Darstellung geben wir gerne zu, daß mit dem Erwachen der humanistischen Studien da und dort eine widerliche Kälte und Lauheit im Christentum eintrat, daß manche in ihrer Bewunderung der schönen Formen, in welchen die Alten ihre Gedanken vortrugen, viel zu weit gingen, und nahe daran waren, dafür zu halten, der christliche Geist stehe eben darum niedriger als der

hellenische, weil er noch selten in einer die Sinne so sehr bezaubernden Gestalt in der Literatur sich ausgesprochen hatte; wir befürchten aber desungeachtet keineswegs in einen Widerspruch mit uns selbst zu verfallen, wenn wir leugnen, daß ein irreligiöser und unkirchlicher Sinn überhaupt im Gefolge der neuen wissenschaftlichen Richtung sich entwickelt habe. Wenn sich die ausgezeichnetsten Kräfte einer Zeit dem Dienste des Heilandes widmen, wenn ein von den tüchtigsten und anerkanntesten Talenten unterstützter Gegensatz gegen die einer niedrigeren Ordnung angehörenden Geister gebildet wird, die den Schein mit dem Wesen verwechseln und während ihres Einsammelns irdischer Kenntnisse den Sinn für das Himmlische verlieren, so muß sie gewiß in ihrem Grundton eine christliche genannt werden. Auch uns mißfällt manches selbst an Marsilius Ficinus, und Erasmus befriedigt uns nicht ganz; und es ist eine bemerkenswerte Erscheinung, daß der Letztere auf zwei sich sonst so entgegengesetzte Charaktere ungefähr denselben Eindruck machte. Ignatius von Loyola gestand, daß er sich an den asketischen Schriften des Erasmus nicht recht erbauen könne; sie schienen ihm ungefähr wie dem Adolph Müller, der jüngst eine gute biographische Schrift über Erasmus herausgab, zu nüchtern, ohne Salbung, ohne Kraft, ohne Gemütsfülle, ohne Begeisterung. Luther warf demselben Erasmus sogar vor, er nähere ein Schwein aus Epikurs Herde in seinem Busen, d. h. er sei ein Ungläubiger. Allein Luther war auch auf eine eigene Weise gläubig, und wer sich nicht in seiner Richtung, fromm zu sein, bewegte, war in seinen Augen geradezu unfrohm. Gleich[24]wie aber das Christentum auf die mannigfaltigste Weise den Zugang zu sich eröffnet, so hält es auch die Menschen in der verschiedensten Art fest und nährt sie unter zahllosen Formen. Wer den Erasmus nicht liebte, mochte sich an Thomas von Kempen halten, wie Ignatius oder an Tauler, oder an die sogenannte, zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts erschienene, deutsche Theologie, wie Luther noch in seiner mit der Kirche konzentrischen Bewegung, oder an Savanarola, wie der jüngere Picus von Mirandula und Concordia, oder an Geiler von Kaisersberg und so viele andere, welche die immer sich verjüngende Kraft der Kirche hervorbrachte. Überdies stellte sich die Scholastik noch einmal rüstig auf die Hinterfüße, und nur wer

sich keines höheren Standpunktes der Betrachtung bemächtigen kann, wird dies für ein Unglück halten. Die schulgerechten Theologen warfen den Humanisten vor, ihre Popularität sei Flachheit, und nur weil sie nichts über die Gemeinheit sich Erhebendes vorzubringen wüßten, seien sie so gemeinverständlich; ihre schönen Redensarten Flitterwerk, ihr ganzes Wissen Wortmacherei.

Es würde keinen durch vielseitige historische Studien geübten Blick in die Beschaffenheit des menschlichen Geistes verraten, wenn man glaubte, daß mit einer Förmlichkeit des dogmatischen Ausdruckes nicht auch ein lebendig-religiöser Sinn verbunden sein könne. Die starre Form wurde gerade aus frommer, das ganze Leben beherrschenden Ehrfurcht gegen das Christentum von den Freunden der Scholastik festgehalten. Indem aber die einen das im längst fixierten Begriff erstarrt Scheinende in einen klaren lebendigen Fluß auflösen wollten, die anderen dagegen bei diesem Versuch Verwässerung und Verflüchtigung des Geistes befürchteten, mußte sich notwendig im Fortschritt der Zeit die rechte Mitte herausstellen, eine neue Gestaltung, die alle Bedürfnisse befriedigte.

Vieles hatte sich auch durch den Gärungsprozeß bereits abgeklärt, und manche, schon genannte, Männer waren aus der Bewegung mit der Einsicht hervorgegangen, daß man tief denken und zugleich schön sprechen, innig und kräftig fühlen und doch mit Geschmack sich ausdrücken, mit der Kirche den Glauben teilen und doch in neuen Formen reproduzieren und dabei dem mannig[25]fachen Aberglauben entsagen könne. - Aus dem Ganzen aber ergibt sich, daß die Wissenschaft und der Glaube sich keineswegs so schroff entgegenstanden, als hätte der letztere unter den Angriffen der ersteren am Ende erliegen müssen; denn die Wissenden waren auch gläubig und die Gläubigen wissend, und so wahr es ist, daß sich die christlich-kirchliche Pietät als die eifrigste Pflegerin der Wissenschaften zeigte, so wahr ist es auch, daß diese ihrer Mutter dankbare Hilfe zu gelegener Zeit nicht versagten.

Katholische Treue zum Göttlichen. Zum letzten Teile unserer Betrachtung nun übergehend, müssen wir die Bemerkung vorausschicken, daß uns eine Erscheinung an der katholischen Kirche ganz ausnehmend gefällt: die Erscheinung, daß sie mit

einer bewundernswerten Beharrlichkeit und Innigkeit an dem Göttlichen in ihr festhält, sich einzig dessen erfreut, und all ihren Stolz darein setzt, daß sie von Gott ausersehen wurde, das Organ seines Geistes zu sein, seine Lehre zu bewahren, und seine Sakramente in ihrer Vollzahl auszuspenden; dagegen aber stets mit tiefer Unzufriedenheit auf das Verhältnis der Menschen zu dem göttlichen, ihr anvertrauten Kleinode hinblickt. Gerade umgekehrt scheint es sich mit den neueren Protestanten zu verhalten: es gefällt ihnen nichts so sehr, als sie sich selbst, und das Göttliche nur insofern, als es sich ganz ihnen anbequemt, und sie ihre eigene Gestalt vollkommen darin wiederfinden. Daher die zahllosen Metamorphosen, in die die göttliche Lehre eingehen muß; daher die Erscheinung, daß ein jeder gleichsam sagt: Jesu Lehre ist der adäquate Ausdruck *meines* religiösen Bewußtseins, meine Ansichten finden sich im wesentlichen vollkommen bei ihm wieder, nur wußte er sich nicht so geschickt, so klar, so deutlich auszusprechen, als ich es vermöchte, worin ich ihm also durch meine Sprachkenntnisse nachhelfen muß.

Hieraus erklärt sich folgende Erscheinung in der katholischen Kirche. Ist jemand im Göttlichen und Unveränderlichen fest gegründet, und hat er davon unleugbare Beweise, besonders dadurch gegeben, daß er sein eigenes Leben zuerst nach demselben einrichtet, vor allem also ein tiefes Mißfallen an sich selbst an den Tag legt, und hiernach sich zuerst ernstlich reformiert; verbindet er mit allem dem einen durch lange Erfahrung geübten praktischen Blick: dann erkennt ihm die Kirche freudig das Recht und die Pflicht zu, [26] um- und neugestaltend auf das Gesamtleben einzuwirken. Ohne Erfüllung dieser Bedingungen wird freilich eine jede Einrede mit gebührender Geringschätzung abgewiesen. Wie könnte auch jemand, ohne selbst auf einem tieferen, dem eigentümlich christlich-kirchlichen Glaubensfundament zu ruhen, dasselbe verbessern? Wie könnte jemand, der selbst in sich die Lebenseinheit mit Christus nicht vollzog, zwischen Gott und Welt geteilt und in sich selbst zerrissen ist, nur irgendwie befähigt sein, ein höheres Bild der niederen Welt einzudrücken? Und bei allem dem, wie vermöchte er ohne reife Kenntnis des Lebens, demselben eine neue Gestalt in wohltätiger Weise zu geben?

Sittlicher Fortschritt. Nach diesen Grundsätzen gelang es der Kirche, eine so staunenswerte Umgestaltung der öffentlichen Sittlichkeit der abendländischen Welt vom sechsten bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts hervorzubringen; denn so unwissend die Völker zu jener Zeit, so sittlich versunken waren sie auch. Es würde höchst belehrend sein, ein Bild des öffentlichen sittlichen Lebens nach Gregor von Tours zu entwerfen, der gegen Ende des sechsten Jahrhunderts lebte, und dasselbe mit einer treuen Schilderung aus dem fünfzehnten zu vergleichen. Es würde sich zeigen, daß, wie es auch in der Natur der Sache liegt, in demselben Maße, als sich die Intelligenz an dem objektiven Christentum fortschreitend entwickelte, auch die Moralität zusehends gewann. Nie werden wir eine Versammlung von Bischöfen finden, welche irgend eine Zufriedenheit mit der Gegenwart ausgesprochen hätte; vielmehr ist allen ihren Beschlüssen der tiefste Schmerz eingedrückt, und ein unendliches Ringen, ein angstvolles Streben nach Höherem ertönt aus jeder Zeile. Und welche Freimütigkeit entdecken wir nicht in den einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten? Kein Stand in der Kirche, vom Mönch angefangen bis zum Kardinal und Papst hinauf entging ihrem scharf richtenden Blick, und wir finden, so lange sich die Zensoren der Zeit in der konstitutionellen Bahn bewegten, d. h. die ewigen, unverbesserlichen Grundlagen des Glaubens und der Kirche nicht verletzten, eine durchaus ungehemmte Freiheit der Rede und Schrift. Aber das Ausgezeichnete hatte hierin das Mittelalter, daß es meistens Heilige sind, die sich in ein reformierendes Verhältnis zu ihrer Zeit stellten, Männer, [27] die zuerst also an sich den Versuch der Korrektion ernstlich gemacht hatten, und dann von ihrem höheren Standpunkt aus auf ihre Umgebungen wirkten. In dieser Weise war es möglich, so Großes zu leisten, und mit jedem Jahrhundert um ein beträchtliches sich von der tiefen, sittlichen Barbarei zu entfernen, von welcher das Mittelalter den Ausgang genommen hatte.

Je wilder die Zeiten, je roher die Begierden und Leidenschaften sind, desto mehr wird alle Gewalt einer Hand anvertraut werden müssen, wenn eine Umgestaltung eintreten soll: einer fessellosen, inneren Kraft muß eine unbeschränkte äußere als Gegenkraft entgegenstehen. So wurde dem Papst eine Diktatur überlassen;

kaum war aber durch ihre Ausübung die Rohheit einigermaßen gebändigt, als die absolute Gewalt wieder beschränkt wurde, und zwar gerade auf Wirken heiliger Männer hin, wie z. B. des Bernhard von Clairvaux. Es ist ein Beweis für die Tüchtigkeit der päpstlichen Handhabung der Diktaturgewalt, daß man ihrer sobald überdrüssig wurde; die Intelligenz reifte unter ihrem Schutz mit dem besten Gedeihen heran, die sittliche Bildung hob sich, und in demselben Maße, als dies geschah, mußte die zeitliche Form der römischen Suprematie lästig werden. Würde der Geist in seinem früheren Stumpfsinn verblieben sein, nie wären Männer, wie Gerson und Clemange, nie wären Synoden wie die zu Pisa, Konstanz und Basel zu Tage gefördert worden. Sie selbst sind der Beweis, welch ein kräftiger, gesunder Kern in der Kirche vorhanden war, und diejenigen, welche von einem so tiefen Verfall der Kirche jener Zeit sprechen, sollten nur einen Augenblick darauf reflektieren, wie aus den kirchlichen Provinzen so viele hundert Bischöfe und Doktoren zusammengebracht werden konnten, die mit Lob überhäuft werden. Eine Periode, die solche Männer in solcher Anzahl besitzt, ist nicht im Verfall, wenn es ihr auch selbst so erscheinen sollte, sondern sie will sich nur auf eine noch höhere, freiere Stufe des Daseins erheben. Die Übel, welche direkt aus dem päpstlichen Schisma hervorgingen, können nur als zufällig und vorübergehend betrachtet werden.

Auch Unwissenheit, roher Sinn und Aberglaube ist fruchtbar. Welche Masse von törichten Gebräuchen und Zeremonien, von wunderlichen Andachten und Frömmigkeitsbezeugungen hatte die [28] barbarische Zeit erzeugt! So geschäftig sie indes in ihren Hervorbringungen war, so tätig erwiesen sich auch Päpste, Synoden und allgemein verehrte Privatpersonen in ihrer Bekämpfung und Aufhebung. Die Geschichtskundigen wissen es, daß sich von den Zeiten Karls des Großen an bis zu Nicolaus von Kues, der nach dem Konzil von Basel im Auftrag des Papstes reformatorische Reisen durch Deutschland unternahm, ganze Bände über Ausrottung solchen Unkrautes verfassen ließen.

Nachdem nun die Kirche in solcher Weise bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gelangt war, finden wir sie etwa in einem Zustand von Selbstgenügsamkeit, oder von Stockung des Lebensprozesses, so daß sie in ihrer äußeren Erscheinung nichts

mehr zu tadeln gewußt hätte? Im Gegenteil stellte sie sich die mannigfaltigen Gebrechen in ihrer Gesetzgebung, Verfassung und Verwaltung, in dem Erziehungswesen der Mönche, des Klerus und des Volkes auf das Lebhafteste vor Augen, und ein gewaltiges Ringen nach Harmonie der gewonnenen bessern Erkenntnis mit dem Leben entdecken wir beinah in jeder Brust. Von der neuen Bursfelder reformatorischen Kongregation in Norddeutschland bis zu der von Balladolid in Spanien sind die Mönche in Bewegung und erfolgreicher Gärung, ihre Mängel zu verbessern; wir finden kaum einen größeren Reichstag in Deutschland, wo nicht Vorschläge und Pläne zur Emporhebung und neuen Belebung des kirchlichen Wesens gemacht, mit Eifer betrieben und wohl auch mit Glück ausgeführt wurden. Doch nach welchen Grundsätzen sollte hierbei verfahren werden? Auf der gleichfalls verbessernden V. Synode im Lateran drückte sie der Augustinergeneral Aegidius von Viterbo, ein kraftvoller, um mehrere Provinzen von Italien sehr verdienter Prediger, so aus: Das Heilige müsse die Menschen umgestalten, nicht umgekehrt der Mensch das Heilige (*homines per sacra immutari fas est, non sacra per homines et cet.*). Er machte zugleich hiervon die freimütigste Anwendung. Im Angesichte der Synode sagte derselbe Redner zu dem anwesenden Papst Julius II., welcher bekanntlich durch seinen kriegerischen Sinn so viel Anstoß erregte: alle seine Aufmerksamkeit müsse sich auf die Verbesserung der Sitten, Einpflanzung eines heiligen Lebens, Vertilgung aller Üppigkeit und Laster und Berichtigung der [29] Irrtümer wenden. Die Kirche kenne keine anderen Waffen, als den Glauben, die Frömmigkeit und das Gebet; nichts liege daran, ob der Kirchenstaat einige tausend Menschen mehr oder weniger zähle; alles aber daran, daß dieselben fromm seien und tugendhaft.

Darum teilen wir die Ansicht der Katholiken, daß aller Fehler des fünfzehnten Jahrhunderts ungeachtet durch treue Entwicklung und Pflege des vorhandenen Guten, durch gesetzmäßiges Fortschreiten, d. h. durch ein, nach den Gesetzen der Stetigkeit eingerichtetes Weiterbauen auf den bestehenden Grundlagen, durch eine solche Betrachtung und Verbesserung alles einzelnen, ohne seine Verbindung mit dem großen Ganzen unberücksichtigt zu lassen, eine neue bessere Zeit würde herbeigeführt worden

sein, wie sie uns durch die revolutionäre Bewegung, welche hierauf erfolgte, nicht geworden ist. Es würde wohl das Gute, das auch nun durch die Güte der Vorsehung nicht ausblieb, erreicht, aber das Schlimme vermieden worden sein. Für Deutschland insbesondere waren um so begründetere Hoffnungen vorhanden, als es selbst nach dem Zeugnisse eines Historikers, mit dem wir selten übereinzustimmen so glücklich sind, einen Episcopat hatte, tugendhaft, religiös und kenntnisreich, wie es nur je zu wünschen war: Johann von Dalberg in Worms, Johann Rhode in Bremen, Lorenz von Bibra in Würzburg, Conrad von Thungen sein Nachfolger, Christoph von Stadion in Augsburg, Matthäus Lang in Salzburg, Faber in Wien, von Greiffenklau in Trier werden uns als solche vortreffliche Hirten geschildert.

Unbesonnenheit und Turbulenz. Wie sehr wenigstens die öffentliche Sittlichkeit in den ersten Zeiten der Reformation durch ihr unbesonnenes, turbulentes Verfahren gelitten habe, bezeugen ungemein viele Urkunden. Eine der wichtigsten ist unstreitig ein Brief des gelehrten Wilibald Pirkheimer, eines längere Zeit hindurch treuen Freundes der Reformation und der Reformatoren, an Melanchthon: ‚Ich hab‘, sagt er, ‚ein groß treulichs und billichs Mitleiden mit den armen, beschädigten und hingeführten Christen. Gott schick es alles zum Besten; es sind wahrlich kläglich und erschrockenlich Händel. Weh denen, die der ein Ursach sind, oder nit baß zu der Sach sehen. – Aber davon ist nit gut zu schreiben. Wie sich aber unser [30] evangelisch Landsknecht gehalten haben, liegt am Tag, ist aber vielleicht darum gut, daß gespürt werde, wie weit der Lutherischen Wort und Werk von einander sind, daß ohn Zweifel viel frommer Leut bei euch und um euch sind, die sie hören süßiglich von dem Glauben und dem heiligen Evangelio reden; meinen, es sei alles eitel Gold, das gleist, so ist es kaum Messing. Ich bekenn, daß ich anfänglich auch gut lutherisch gewesen bin, wie auch unser Albrecht seliger: Dann wir hofften, die römisch Buberei, deßgleichen der Münch und Pfaffen Schalkheit sollt gebessert werden. Aber so man zusieht, hat sich die Sach also geärgert (geschlimmert), daß die evangelischen Buben jene fromm machen. Ich kann wohl gedenken, daß euch solchs zu hören fremd ist. Wenn ihr aber um uns wärt, und sehet das schandlich bös und sträflich Wesen, so die Pfaffen

und ausgelassen Münch treiben, würd't ihr euch mit dem Höchsten verwundern. Die vorigen haben uns mit Gleißnerei und Listigkeit betrogen, so wollen die jetzigen offenlich ein schandlich und sträflich Wesen führen, und dabei die Leut mit gesehenden Augen blind reden und sagen: man kann sie aus ihren Werken nit urtheilen, so uns doch Christus ein anders gelehrt hat. - So einer bösslich und sträflich handelt, zeigt er damit an, daß er kein Biedermann ist, er zieh sich gleich auf den Glauben, wie er woll; dann ohn die Werk ist der Glaub todt, wie auch die Werk ohn den Glauben. Ich weiß und ist die Wahrheit, daß auch die Unglaubigen solch Schalkheit und Buberei nit unter ihnen leiden, so die, so sich evangelisch nennen; dann das Werk gibt offenlich zu erkennen, daß weder Glauben noch treuen ist, kein Gottesforcht, kein Lieb des Nächsten, Hinwegwerfung aller Ehrbarkeit und guter Sitten, Kunst und Lernung. Almusen ist hinweg, so ist die Beicht und das Sacrament auch hinweg, hält Niemand oder wenig Leut von dem puchen Herrgott, und wenn man uns nur machen ließ, konnt man uns nit wirscher (Schlimmeres) thon, dann wir zuletzt gar thierisch wurden werden, wie wir wohl halb sind. Der gemein Mann ist also durch dieß Evangelium unterrichtet, daß er nit anders gedenkt, dann wie eine gemeine Theilung geschehen mocht, und wahrlich wo die groß fürsehung und Straf nit wäre, es wurde sich bald eine gemeine beut erheben, wie dann an viel Orten geschehen ist. - Ich weiß [31] wohl, daß euch dies mein Schreiben fremd wird dunken. Ich weiß aber daneben auch, daß ich die Wahrheit schreib, und gar viel minder dann an ihm selber ist. Warum aber ein Rath hie solch Handlung gestatt, davon wär viel zu schreiben. Ihm ist zu Theil geschehen, wie anderen leuten; haben sich viel Besserung verhofft, deren sie aber wenig funden. Ihr sind auch viel in dem Rath, und die statthaftigsten, denen diese Händel nit gefallen; aber der meist Hauf zeucht hin, mehr von Scham, dann ander Ursach halb. Dann damit ihnen der Irrthum nit verwiesen würd, wollen sie die Sach gern beharren, wiewohl sie sehen und befinden, daß viel Dings geändert ist worden, das besser verblieben wär, und viel Dings unter Hoffnung einer Besserung geärgert. Noch muß das also bleiben, und wahrlich, uns konnt nit worfer geschehen, denn daß man uns gleich also verzabeln ließ, wir würden zuletzt der Sache selbs so

müde, daß wir die nit erleiden können, wie dann zum Theil vor Augen ist, zuvor unter dem gemeinen Mann. Dann so der sieht, daß man nit alle Ding theilen und gemein will machen, wie er bisher verhofft hat, flucht er dem Luther und allen seinen Anhängern. Darneben thut er aber die Augen auf, und sieht, daß eben diese Buben, wie die vorigen Buben, mit Betrügerei umgehen. Luther wollt gern viel seines Dings wieder herumwenden und glimpfen; so ist das so grob gehandelt, daß es sich nit verblümen läßt. So sind Dekolampadius, Zwinglein und Andere mit dem Höchsten wider den Luther, des Sakraments halb; - und wenn Luther nit so weit hinter die Sach wär kommen, und dem Dr. Karelstadt zuweit Widerpart gehalten hätt, wär' er das Haupt in diesem verdammten Irrsal. - Wann ihr dann sollet wissen und sehen, wie es mit den Ehesachen zugeht! wann der Nachrichten da nit vorhanden wäre, würde gänzlich *respublica Platonis* aus der Sach. Ich acht wohl, das best, so eure Hausfrau hie gesehen hab, sey das Fleischessen am Freitag und Samstag gewest. Wir hatten hie eine Litanei zu singen angefangen, als der Türk vorhanden war, aber so derselb hinweg, ist sie auch in den Brunnen gefallen. Dies alles schrieb ich nit darum, daß ich des Papstes, seiner Münch und Pfaffen Wesen loben kann oder mag, denn ich weiß, daß es Nichts soll, und in viel Weg sträflich ist, auch wohl einer [32] Besserung bedarf, unangesehen das kaiserlich Mandat jetzt dem Papst in allem seinem Führnehmen gehahlt. Es ist aber leider vor Augen, daß das ander Wesen auch in keinem Weg also: dann wie das der Luther selbs sagt und bekennet, auch viel frommer, gelehrter Leut, so dem wahren Evangelio anhangen, mit Schmerzen ihres Herzens vor Augen sehen und bekennen, daß das Wesen kein Bestand haben mag. Die Papisten sind doch zum dem mindestens unter ihnen selbs eins, so sind die, so sich evangelisch nennen, mit dem Höchsten unter einander Uneins und in Secten zertheilt, die mußten ihren Lauf haben, wie die schwärmenden Bauren, bis sie zuletzt gar verwüeten. Gott behüt auch alle frommen Menschen, Land und Leut für solcher Lehr, daß, wo die hinkommt, kein Fried, Ruh noch Einigkeit sei. Wir warten täglich auf Mandat von kaiserlicher Majestät zu Abstellung der neuen Lehr.⁴

⁴ Der Brief ist aus dem Jahre 1530

Dieser merkwürdige, für den Geschichtschreiber sehr bedeutende Brief des nürnbergischen Ratsherrn ist wahrhaft nicht geeignet, der Einbildung irgendeiner Partei Stoff darzureichen; vielmehr fordert er eine jede zur Bescheidenheit und zu demüthigen Selbstbekenntnissen auf; weswegen wir auch nichts Weiteres aus ihm folgern wollen, als daß die öffentliche Sittlichkeit durch die Reformation, als sie eingeleitet und ausgeführt ward, gewiß nicht befördert wurde, und vor dieser Epoche nicht so überaus tief stand, da sie ja wenigstens noch tiefer sinken konnte. Von dieser Seite aus dürften demnach keine allzu gewichtvollen Beweise für die Notwendigkeit einer die bestehenden Grundlagen vernichtenden Reformation geführt werden wollen; im Gegenteil könnte es scheinen, daß, gleichwie offenbar die wissenschaftliche Bildung durch die erfolgte Reformation vielleicht gegen 150 Jahre hindurch Rückschritte machte, und die Gelehrten Deutschlands im Jahre 1660 weder in deutscher noch in lateinischer Sprache so gut schreiben konnten, als im Jahre 1500, auch das sittliche Leben auf längere Zeit an dieser retrograden Bewegung Theil nahm.

Notwendigkeit der Reformation. Wenn sich Erasmus gegen die neue Lehre aussprach, so stützt er sich sowohl in mehreren Briefen, als auch und zwar vorzüglich in seinem so berühmt gewordenen Hyperaspistes gerade auf die traurigen Erscheinungen, deren Ursache sie in sittlicher [33] Beziehung geworden sei. So sagt er: ‚Hätte in Folge seiner (Luthers) Lehre der Ehemann erfahren, daß sein Weib sittsamer, schamhafter, eingezogener geworden; der Herr, daß er einen gebesserten, treueren, gehorsameren Diener erhalten; der Dienstherr, daß Handwerker, Kleidermacher, Goldarbeiter minder diebisch als zuvor seien; der Unternehmer, daß seine Tagelöhner ihre Arbeit zuverlässiger verrichteten, wären der Käufer von der Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit des Handelsmannes, der Gläubiger und der Jemand ein Pfand anvertrauet, von der Zuverlässigkeit des Schuldners, oder dessen, dem er es anvertrauet, mehr versichert, fände der Freund seinen Freund in allen Stücken erprobter, die Obrigkeit den Gesetzen gehorsamere Bürger, der Lehrer lenksamere Schüler - dann würde ein großer Beweggrund gegeben worden seyn für solche Einfältige, wie ich bin, daß jene Lehre vom Geiste Gottes komme.‘ Nachdem Erasmus dies noch weiter ausgeführt hat, schließt er:

Jetzt aber werden sie so wenig gebessert durch dieses Evangelium, daß sie vielmehr schlechter erscheinen, als zuvor, und nicht geschieht es, daß sie aufhören zu sündigen, sondern daß sie ungestrafter sündigen.‘ Luther selbst bestätigt dies, wenn er im Jahre 1533 in einer Predigt sagt: ‚Die Welt wird nach dieser Lehre von Tag zu Tage schlechter, gottloser, unverschämter. Jetzt werden die Menschen von sieben Teufeln getrieben, wo sie vorher nur von einem besessen waren. Die Teufel wandern nun schaaarenweise in die Menschen, so daß sie unter dem hellen Lichte des Evangeliums nur habgieriger, unschamhafter und schlechter geworden sind, als sie es vorher unter dem Papstthum waren. – Das erhellet in Bauern, Burgern und Edlen, in allen Ständen vom Größten bis zum Kleinsten, welch ein schändliches und unordentliches Leben sie führen, in Habsucht, Trunkgelagen, Schlemmerei, Unschamhaftigkeit und allen Gattungen von Unlauterkeiten und Lastern u. s. w.‘ Nach all dem erkennen wir die Notwendigkeit einer Reformation im sechzehnten Jahrhundert an, gleich einem Erasmus, Thomas Morus und den besten Männern jener Zeit; finden aber die Art und Weise, in der sie wirklich erfolgt ist, eben so schädlich, als verwerflich an sich.

11. DER SAINT-SIMONISMUS (1832)¹

Neue Religion. Eine jede neue Religion, eine wahre, wie eine falsche, tritt mit den früheren und ihr gleichzeitigen Religionen in ein Verhältnis, das immer ein mehr oder weniger feindseliges sein wird; sie muß sich notwendig über dieses Verhältnis aussprechen, und indem sie sich hierüber vernehmen läßt, ihren eigenen Inhalt zu Tage legen. Denn benutzt sie ein bloß kritisches Verfahren, so wäre sie eben deshalb keine neue Religion, da sie eine solche nur dadurch, daß sie etwas setzt, nicht dadurch, daß sie verneint, werden kann. Auch die Saint-Simonisten haben es daher nicht versäumt, die Stelle, welche dem, was sie Religion zu nennen belieben, ihrer Meinung nach in der Reihe der übrigen Religionen gebührt, zu bezeichnen; und was sie mit den bisherigen Gemeinsames haben, und was sie als ihr Besonderes betrachten, was sie an dem früheren billigen, und was sie verwerfen, der Welt, die sie für sich gewinnen wollen, vorzulegen, und damit die Gründe zu entwickeln, welche für ihre Sache sprechen sollen. In Frankreich, in dem Frankreich, welches, wie sich seine Bewohner schmeicheln, an der Spitze der Zivilisation steht, muß eine jede Religion, sowohl die alte, welche sich nicht verdrängen lassen will, als auch die neue, die sich etwa geltend machen möchte, auch noch die Aufgabe übernehmen, zu zeigen, daß der religiöse Glaube an sich keine Fiktion sei; denn an zahlreichen Atheisten, an absolut Ungläubigen fehlt es immer noch nicht in diesem höchst zivilisierten Lande, und [35] sie bilden noch heute eine nicht zu verachtende Macht in demselben. Auch die Saint-Simonisten sehen sich daher genötigt, zu zeigen, daß Religion kein leeres, eitles Wort sei; und man muß gestehen, daß sie sich rühmen dürfen, die Kunst erfunden zu haben, daß auch der Gottlose, ohne sich sonderlich Gewalt anzutun, ohne eine allzu schwere und durchgreifende Ver-

¹ Original: ,II. Der Saint-Simonismus.‘ In: Döllinger II, 34 – 53; ThQ.

änderung mit sich vorzunehmen, an einen Gott glauben kann. Wir werden ohne Zweifel am besten daran tun, wenn wir zuerst die Kämpfe der Saint-Simonisten gegen die Ungläubigen beschreiben, und dann erst ihren Gegensatz zu den noch irgendwie Glaubenden darlegen, welche wir kurz als Katholiken und Protestanten bezeichnen können, da die Bekenner der neuen Religion nur solche bestreiten. Sie lehren:

Gott ist das Leben. Es ist ein Mißverständnis, wenn man von einem absoluten Atheismus spricht; selbst diejenigen, die sich für Gottesleugner halten, sind es nicht. Es kommt nur darauf an, sich zum rechten Verständnis seiner selbst zu erheben, und das, was der Mensch ist, auch in sein Bewußtsein aufzunehmen. Desgleichen ist alles daran gelegen, sich der wahrhaften Idee von Gott zu bemächtigen. Wer glaubt, daß er lebt, glaubt notwendig auch, die Sache aus dem wahren Gesichtspunkt betrachtet, an das Dasein Gottes. Was ist denn Gott? Das allgemeine Leben; Gott ist das unendliche Wesen, das allgemeine Wesen, er ist alles, was ist; alles ist in ihm und durch ihn, und alles auch ist er. Man kann hiernach Gott nicht leugnen, ohne das individuelle, das soziale, das allgemeine Leben zu leugnen; so lange also der Glaube an das Leben währt, kann sich auch das Menschengeschlecht des Glaubens an Gott leicht wieder bemächtigen. Ihr, die ihr bei dem bloßen Namen Gottes schon stutzt, die ihr bei der ersten Seite eines Buches schon in Verwirrung versetzt werdet, welches seinen Namen ausspricht, kommt und beruhigt euch! Ihr werdet mit den Schülern des Saint-Simon gewiß an Gott glauben; denn schon glaubet ihr an das Leben, und Gott ist ja das Leben, dasselbe in seiner absoluten Allgemeinheit betrachtet; er ist es in seiner Einheit und seiner Mannigfaltigkeit, in allen seinen Offenbarungen: das Menschengeschlecht in seinem Gesamtleben, ungeachtet aller Wechselfälle von Ordnung und Unordnung, von Eintracht und Kampf, hat sich, ohne Unterlaß den Kreis seiner Tätigkeit aus-
[36]dehnend, zur Liebe, zur Erkenntnis, zur Praxis Gottes, des allgemeinen Lebens, erweitert.

Philanthropie. Aus der Religion geht eine Philanthropie hervor, welche bei weitem die bisher beliebte und gepriesene übertrifft. Die Philanthropie ohne Religion lehrt mich nur die Menschen lieben, weil sie meinesgleichen sind, sie unterrichtet mich

nur, meine Liebe um meinetwillen auf andere auszudehnen; allein die religiöse Philanthropie kennt mächtigere Motive: nach ihr sieht der Mensch in sich selbst eine Emanation Gottes, also auch in allen Menschen Reflexe Gottes, geheiligte Wesen, vereinigt im Herzen des unendlichen Wesens; er sieht in allen ein und dieselbe Familie. Die Menschenliebe ohne Gott vermag daher niemals unser ganzes Wesen so zu ergreifen, wie das religiöse Gefühl, und darum auch die Stelle der Religion nicht zu vertreten.

Übrigens ist Gott und das Leben nur für das Gefühl klar, und zwar das Klarste von der Welt; für die Wissenschaft aber und das Raisonnement ein undurchdringliches Geheimnis. Ihr, die ihr aus dem Menschen bald eine Bildsäule mit fünf Sinnen, bald eine arithmetische Maschine, bald einen galvanischen Apparat, oder ein chemisches Aggregat gemacht, und in dem Gefühl einen Nervenreiz, in dem Gedanken eine Hirnabsonderung gesehen habt: an dem Phänomen des Lebens sind alle eure Theorien gescheitert. Daher ist auch die Wissenschaft zur Einsicht gelangt, daß die religiösen Fragen unauflöslich seien; wir fügen hinzu: eben für die Wissenschaft; woraus aber weiter nichts folgt, als daß man sich dort, wo sie keine Auflösung darbietet, an das Gefühl wenden muß. Vom Standpunkt der Wissenschaft aus ist das Dasein Gottes eine Hypothese, gegen welche ebensoviel gesagt werden kann, wie für sie; die Geschichte der Menschheit beweist aber, daß der Mensch zwischen zwei gleich wahrscheinlichen Hypothesen kein Bedenken trägt, diejenige zu wählen, welche seinen Sympathien in Kraft seines Lebensprinzips am meisten zusagt; eine Betrachtung, die die Inspiration des Gefühls, welches das allgemeine Leben des Universums anbetet, als wahr bestätigt.

Unsterblichkeit. Der Mensch ist unsterblich. Hierbei muß man weniger nach den Gründen fragen, warum er dies sei, als den Grund der Vernichtungshypothese aufdecken. Wenn wir die Geschichte fragen, [37] so antwortet sie uns, daß allerdings die Unsterblichkeit von Zeit zu Zeit bestritten worden sei, aber daß der Mensch *völlig* aufhöre zu sein nach diesem Leben, ist nur der Wahn der neueren Zeit. Die Erklärung dieser Erscheinung liegt nahe: je mehr die Menschheit dem Mannesalter entgegenreist, desto mehr entwickelt sich ihr Lebensgefühl, wie bei dem einzelnen Menschen; desto unerträglicher wird ihr also auch im

Ganzen die Annahme einer Vernichtung. Je schwächer nun in den vorchristlichen Zeiten das Lebensgefühl war, desto schwächer auch der Glaube an eine Unsterblichkeit. Je schwächer aber dieser Glaube selbst war, desto schwächer auch die dagegen erhobenen Zweifel; umgekehrt mußten mit dem erstarkenden Glauben in den Perioden des Unglaubens auch die Zweifel an Intensität zunehmen, weil sie sonst keine Reaktion hervorgebracht hätten; daher also die Tatsache, daß sich in der christlichen Zeit, in welcher der Glaube an die Unsterblichkeit so sehr gewachsen war, auch der Unglaube an ein völliges Aufhören festsetzte. Man kann übrigens sagen, daß mit der christlichen Hypothese von einer Schöpfung aus dem Nichts auch die Auflösung in das Nichts sich erst gebildet habe. Nun ist aber die erstere Hypothese falsch, also auch die letztere, und folglich gibt es eine Fortdauer nach diesem Leben, eine Unsterblichkeit. In der saint-simonistischen Weltperiode, in welcher das Lebensgefühl am mächtigsten hervortritt, in welcher die Menschen am glücklichsten sein werden, ist der Gedanke an ein Aufhören des Lebens ganz unausstehlich.

Gegensatz zum Christentum. Haben wir bisher gesehen, wie glaubensvoll, wie religiös die Saint-Simonisten dem Unglauben und der Irreligiosität entgegenarbeiten, so müssen wir nun das viele tausend Jahre währende selige Reich, das sie verheißen und zu stiften gekommen sind, kennenlernen, was wir an der Darstellung des Gegensatzes, in den sie mit dem Christentum treten, am besten bewirken können. Das Christentum betrachten die Saint-Simonisten als eine in der Bildungsgeschichte der Menschheit höchst bedeutungsvolle und notwendige Erscheinung, obgleich es die jetzigen Bedürfnisse der Menschheit nicht mehr zu befriedigen im Stande sei. Die Religion Jesu Christi hat das Verdienst, sagen sie, mit der Lehre von *einem* Gott und *einem* Mittler eine brüderliche Vereinigung aller Men[38]schen gelehrt, und dem herrschenden Materialismus einen Spiritualismus entgegengestellt zu haben. Durch seine Lehre, daß Gott ein reiner Geist, und das Reich des Erlösers nicht von dieser Welt sei, war eine ganz spiritualistische Moral gegründet; der Mensch war zur Selbstverleugnung, zur Selbstaufopferung, zur Demut und Hingebung bestimmt, kurz ganz nach innen gekehrt; er verzichtete

auf die Welt, und seine Hoffnung war den jenseitigen geistigen Freuden zugewendet. Durch die Lehre von der allgemeinen Menschenliebe wurde der Christ mittheilsam, und die Sklaverei aufgehoben. Die katholische Kirche war die vollkommenste gesellschaftliche Verwirklichung des Christentums; sie war die ausgedehnteste Vereinigung von Menschen, die je gewesen ist, und eine Vereinigung derer durch die Liebe, die durch das Schwert zusammengebracht oder durch dasselbe fortwährend getrennt waren. Sie trat als eine geistige, verbindende Macht in der Mitte roh-materieller, trennender militärischer Kräfte auf. Durch ihre eng verbundene, mächtige Hierarchie wurde sie in den Stand gesetzt, den Despotismus der weltlichen Mächte zu zügeln, und einen beständigen, äußerst wohlthätig wirkenden Kampf gegen denselben zu unterhalten, kriegführende Völker zu versöhnen, den bedrückten Untertanen, und allen Notleidenden überhaupt mildere Behandlung und einen besseren Zustand zu erwerben. Durch die von ihr festgehaltene Unterscheidung zwischen Kirche und Staat bewährte sich der Katholizismus als die Religion des Geistes, deren Hauptgrundsatz, daß Gott ein reiner Geist sei, daß Gott und Welt auseinandergehalten werden müssen, hier nur wiederkehrte. Eben deshalb, weil er den Geist überall hervorhebt, beförderte er auch die Wissenschaften in den wildesten Zeiten, freilich mehr solche, die den Geist abermals ganz unmittelbar betreffen, Theologie, Metaphysik, überhaupt die spekulativen Wissenschaften. Auch dies war etwas ganz Vortreffliches an ihm, daß nicht die Geburt aus dem Fleische, sondern aus dem Geiste, nicht leibliche Abstammung, sondern das geistige Verdienst die Ämter und Würden in ihm erhielt. Dadurch wurde mitten unter den härtesten feudalistischen Vorurteilen die allgemeine Menschenwürde bezeugt: der Hirte konnte Papst werden, der Fürst beugte sich vor den Bischöfen, den Nachfolgern der armen Apostel, und der Kaiser küßte (den [39] Fischerring) den Ring des Fischers, in welchem die ärmere Klasse repräsentiert ist. Gibt es etwas, das Herz des Menschenfreundes Erfreuedes in den ersten fünfzehn christlichen Jahrhunderten, was nicht ein Ausfluß der katholischen Kirche wäre? Ja, ist nicht alles, was jetzt noch die Menschheit wahrhaft Beglückendes, die Gefühle Ansprechendes, die Vernunft Befriedigendes besitzt, eine Erbschaft aus ihr? Was

noch von Glauben, höherer Wissenschaft, besseren Sitten, menschenfreundlichen Institutionen vorhanden ist, erinnert an sie; bewußtlos sind wir alle noch katholisch, wir leben und atmen in dem Geiste der verhaßten Kirche.

Eine neue Zeit. Aber die Zeit dieser herrlichsten aller Anstalten, die bisher die Welt beglückt, ist vorüber; sie ist vorüber, weil alles, was im Christentum Ideales zu verwirklichen war, durch die katholische Kirche verwirklicht worden ist. (*Le Catholicisme a réalisé dans la société politique tout ce que l'évangile contenait de réalisable. - Il à été pendant quinze siècles la condition du progrès de l'humanité.*) Der Lebensgrund der katholischen Kirche, das Evangelium, ist erschöpft (*l'évangile est épuisé*); dieses entspricht den höheren Bedürfnissen unserer Zeit nicht mehr. Eine neue Offenbarung war nötig, und sie ist uns geworden in Saint-Simon, der gepriesen sei in Ewigkeit! Es war gut, daß das Evangelium Gott als reinen Geist, unterschieden von der Welt, darstellte, weil die Materie vergöttert wurde; es mußte zu weit gehen, um nur den Geist von dem bloß Äußeren hinwegzuführen. Obgleich demnach die evangelische Lehre von Gott zeitgemäß war, so ist sie doch einseitig; die Wahrheit hat Saint-Simon überbracht: Gott ist die Einheit von Geist und Materie, das allgemeine Leben. Das Christentum hätte nicht siegreich sein können ohne die eindringlichste Empfehlung der Tugend der Selbstverleugnung; die Christen, die auf dieser Welt nichts hatten, mußten durch dieselbe eine jenseitige zu erwerben angespornt werden. Jetzt dagegen, inmitten von Überfluß, bedarf man der Selbstverleugnung nicht mehr. Das Lob der Demut bewies sich ganz den Umständen gemäß; verachtet, wie die Christen waren, ertrugen sie ihr Los desto leichter, wenn ihnen die geduldige Übernahme desselben als eine Tugend erschien. Der Höhere hätte sich auch dem Niedrigen niemals freundlich genähert, [40] wenn er nicht mit diesem die Ansicht geteilt hätte, daß die Demut preiswürdig sei. Jetzt ist sie nicht mehr in der Zeit, da wir durch die Fortschritte derselben zur Einsicht gelangt sind, daß alle Menschen gleiche *Ansprüche* zu machen haben. Das Christentum lehrte, vor Gott, dem von der Welt Unterschiedenen, seien alle Menschen gleich; da nun die Nichtverschiedenheit Gottes von der Welt erkannt wird, so sind die Menschen auch vor und unter sich selbst einander in allem

gleich. Das Christentum hob die Sklaverei auf, aber - in der heiligen Schrift steht der berühmte Vers: ‚Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist‘, wodurch die Menschheit immer noch in Befehlende und Gehorchende, in eine Klasse geteilt wird, die durch die Geburt zum Herrschen, und in eine andere, die durch denselben Zufall zur Dienstbarkeit verdammt ist. Es gibt noch eine privilegierte und eine proskribierte Klasse, geborene Könige und geborene Untertanen, Bürger und einen Pöbel. Unstreitig war die Pflicht des Almosengebens, die das Evangelium auferlegt, relativ sehr löblich; aber das als Almosen annehmen, was man *fordern* kann, was man vermöge der Gleichheit aller Menschen fordern muß, ist auf der jetzigen Stufe der Bildung unmöglich. War es in rohen Zeiten ganz in Ordnung, daß die Kirche als eine Macht dem Staate gegenüber sich aufstellte, so hat nun dieser Gegensatz seine Bedeutung verloren. Wie Gott nicht mehr von der Welt und diese nicht von ihm, der Geist nicht von dem Leib und der Leib nicht vom Geist unterschieden wird, so nun auch die Kirche nicht mehr vom Staat, und der Staat nicht von der Kirche: Beide gehen in eine Theokratie auf. Hiermit verschwindet auch der Gegensatz zwischen heiligen und profanen, göttlichen und weltlichen Wissenschaften, zwischen Industrie und Kultus: kurz alle Gegensätze, die das Christentum noch unvermittelt ließ, aller Zwiespalt, den es nicht beizulegen vermochte, hörte mit dem Saint-Simonismus auf; der allgemeine Weltfriede kehrt ein, und eine allgemeine Glückseligkeit verbreitet sich über die Erde. Das Christentum war eine Religion der Betrübten, die Erde ein Jammertal, seine Dogmen Trostgründe. Der Saint-Simonismus gewährt dagegen die Seligkeit schon in der Wirklichkeit, die das Evangelium in einer dunkeln Zukunft verheißt. [41]

Rolle des Protestantismus. Der Protestantismus hatte die Bestimmung, den Katholizismus und in ihm das Christentum zu zerstören; das war seine Mission, sie ist rein negativ. Er hat seine Aufgabe glücklich gelöst: das Evangelium ist außer Kredit, wenige nur glauben noch an seine Dogmen. Der katholische Klerus, der gegen die Ablaufszeit des Evangeliums hin selbst ausgeartet war, mit den weltlichen Fürsten sich friedlich verbunden, und denselben Rechte eingeräumt hatte, die ihnen nie und nimmer ge-

bährten, arbeitete dem Protestantismus in die Hände. Das belebende Wort, die Aussaat von Licht, die das Neue Testament enthielt, war herangewachsen und hatte sich herrlich entfaltet unter den väterlichen Sorgen eines heiligen Justin, eines heiligen Hieronymus, Basilius, Gregorius von Nazianz, Chrysostomus, Ambrosius, Augustinus, eines heiligen Bernhard und Thomas von Aquin, so daß im dreizehnten Jahrhundert das Christentum einem Baum glich, der die kräftigsten Äste trieb, dieselben mit Blüten und Blättern schmückte, und ohne Unterlaß Früchte gewährte. Von nun an vernachlässigte aber der katholische Klerus die so schöne Erbschaft, und unzähliges Gewürm entstellte den blühenden Baum; anstatt sich nun darauf zu beschränken, dasselbe zu zerstören, wachsamere Gärtner zu bestellen, wollen die Protestanten in ihrer Wut (*dans sa fureur*), nicht einmal zufrieden, die Blüten, die Blätter und die Zweige vernichtet zu haben, den Baum selbst entwurzeln, um in seinen Eingeweiden die geheimen Werkstätten des Samens zu finden, aus welchem er herausgewachsen ist. Der Protestantismus verschmähte das belebende Wort, und empfahl den toten Buchstaben, der ihn auch töten wird. Der von ihm eingesetzte Klerus hat keine Autorität; denn er gesteht selbst, daß er keine Sendung habe. In dieser Weise trug er jedoch nur, wie gesagt, dazu bei, die neue Weltperiode vorbereiten zu helfen. Was er noch nicht am Evangelium zerstört hatte, verwüsteten vollends die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts, die nichts anderes kannten, als die Materie, das Handgreifliche, deren Gott das bare Geld war. Der christliche Spiritualismus wurde dadurch heftig erschüttert, der Geist ging aus seiner Vertiefung in Gott und in sich selbst hervor, verlor sich im Äußeren, und gab allen Wissenschaften seine Richtung auf dieses Leben. So wurden die Gemüter [42] erst recht öde und leer, das Bedürfnis nach einem Höheren erwachte, und – Saint-Simon erschien, eine Offenbarung überbringend, die den Geist, wie den Leib ins Auge faßt, Gott und Welt vereinigt, das Wahre des katholischen Spiritualismus mit dem Wahren des philosophischen Materialismus zugleich darbietet, und die Glückseligkeit und allgemeine Verbrüderung gewährt, die zwar das Christentum versprach, aber nicht realisierte.

Die Lehre in ihren Grundzügen. Worin bestehen nun die Hauptdogmen, die vorzüglich den neuen Verein charakterisieren?

Alle Menschen nehmen an dem Gut der Kommunion Anteil. Da aber Staat und Kirche eins, und darum himmlische und irdische Güter nicht geschieden sind, so heißt dies: alle haben einen gleichen Anspruch auf das Eigentum Gottes, das er dem Menschengeschlechte zu Lehen gegeben hat. (Alle genießen den Leib des Herrn, die Erde, und was sie enthält.)

Jedoch ist es nicht schlichtweg Gütergemeinschaft, was eingeführt werden wird, nein, dies nicht; nur das Gesetz der Erblichkeit hört auf, und zwar ohne *alle* Ausnahme (also auch des Thrones). Nur in dieser Weise wird die Gleichheit vor dem Gesetz realisiert; bisher war sie nur täuschend, indem der Zufall der Geburt Ämter und Würden austeilte. Keine Familie ist nun mehr bloß für den Landbau und die niedrigen Geschäfte bestimmt.

Ein jeder empfängt nach seiner Fähigkeit, und eine jede Fähigkeit nach ihren Leistungen.

Die Gesellschaft steht unter der Leitung der Diener Gottes.

Auf Gott bezogen ist die Form der Verwaltung theokratisch; aus dem Gesichtspunkt der Einheit betrachtet, monarchisch; nach dem Verdienst, den Tugenden und Talenten ihrer Häupter angeschaut, aristokratisch; da aber alles nur auf das Beste der großen Mehrzahl abgesehen ist, demokratisch.

Alle Funktionen werden durch die Salbung übertragen; und jede Verrichtung ist ein Grad in der priesterlichen Hierarchie.

Die Hierarchie besteht aus Priestern, Theologen und Diakonen.

Die Priester bekleiden das höchste Amt. Von ihnen geht die ewige Inspiration der Gesellschaft aus, die auch unter ihrer Leitung steht. Ihnen ist die Erziehung anvertraut; sie weihen das **[43]** Kind Gott am Busen der Mutter; sie unterrichten es in der Liebe Gottes und seiner Werke, sie führen es in die Freuden der großen menschlichen Familie ein und offenbaren ihm seine Sendung (weisen ihm nach seinem Talent seinen Beruf zu). Wie das Kind das Jünglingsalter erreicht, hört es auf, unter der unmittelbaren Leitung des Priesters zu stehen, wiewohl dieser die höhere Führung seines Lebens nie aufgibt, da die moralische Erziehung von der Geburt bis zum Grabe fortwährt.

Die Theologen unterrichten die Jugend, die nicht für das Priestertum bestimmt ist, in den heiligen Wissenschaften. Nach dem Obigen leuchtet ein, daß alle Wissenschaften heilig sind.

Die Diakonen besorgen den Kult und leiten den Gottesdienst. Wohl wissend, daß Gott einen eifrigen und tätigen Dienst verlangt, teilen sie die Arbeiten aus und weisen einem jeden das Einkommen an, das ihm der Priester bestimmt hat. Der Kriegsdienst hört in dieser Weise völlig auf und wird zum Gottesdienst veredelt; die Kompanien der Arbeitenden treten an die Stelle der Kompanien der Soldaten, und die Friedenswerke (*main d'oeuvres*) verdrängen die Kriegswerke (*manoeuvres*).

Es wäre nun wohl noch sehr vieles zu sagen, wenn wir die saint-simonistische Lehre nach *allen* Beziehungen hin unsern Lesern mitteilen wollten; ihre Grundsätze über den Unterricht und die Erziehung, ihre eigentümlichen Ansichten über das Verhältnis der Universität zu den Akademien und Kollegien wären auch wohl noch der Mitteilung wert, da sie manches recht Gute hierüber vorzubringen wissen. Anderes dagegen, z. B. über Staatswirtschaft und Politik, von welcher sie weit mehr als von Religion, Moral usw. sprechen, übergehen wir hier billig; allein das bisher Beigebrachte genügt, um sich wenigstens eine Vorstellung von dem Wesen und der Richtung dieser Sekte zu bilden und ein Urteil über dieselbe zu rechtfertigen, zumal wenn wir noch mit einigen geschichtlichen Daten über Saint-Simon und sein Verhältnis zu der von ihm benannten Schule, so weit sie uns bis jetzt zu Gebote stehen, werden bekannt gemacht haben.

Der Begründer. Saint-Simon (geb. 1760) ist der Sohn einer gräflichen Familie, die durch die alten Grafen von Vermandois ihren Ursprung [44] von Karl dem Großen ableitet. Im Bereich des Einflusses von D'Alembert erzogen, nahm er im Alter von 15 Jahren an dem amerikanischen Freiheitskampf Teil, in welchem er sich in fünf Feldzügen sehr vorteilhaft unter Washington und Bouillé auszeichnete. Gleichwohl glaubte Saint-Simon, noch in Amerika, zu entdecken, daß der Kriegsdienst nicht sein Beruf sei, und widmete daher seine Aufmerksamkeit der Staatsverfassung und Staatsverwaltung der amerikanischen Freistaaten. Nach Europa zurückgekehrt, traf er in Frankreich alles in Gärung und die Revolution an ihrem Anfang. Ohne einen äußeren Anteil an

derselben zu nehmen, wovon ihn ein besseres Gefühl abhielt, gehörte er doch innerlich ganz der Zeit an, die die Französische Revolution gebar, da jene oberflächliche Weltansicht, die in äußerlichen Beglückungstheorien das Heil der Menschheit sucht, auch ihn beherrschte. Das Elend der Zeit ging ihm ohne Zweifel nahe, auch er suchte redlich zu helfen; er wußte aber die Hilfe nicht tiefer heraufzuholen, als er das Übel, dem er vorbeugen wollte, begriffen hatte. Er setzte sich in vertrauliche Beziehungen mit den Lehrern an der polytechnischen Schule, mit Künstlern, Physiologen und Medizinern, machte Reisen nach England, nach Genf und nach Deutschland, um irgendeine Erfindung, irgendeinen zufälligen Gedanken auszuspähen, der das Glück der Menschen unfehlbar begründen könnte!

Nur wer keine Ahnung von der Wurzel hat, aus der das eigentliche Elend des Menschengeschlechtes herauswächst, und darum auch mit der Quelle des Segens für dasselbe völlig unbekannt ist, wer in der Erfindung von Maschinen, in den Bewegungen kunstvoller Hände, in dem so oder so modifizierten Verhältnis der verschiedenen Staatsgewalten unter sich, überhaupt in äußerlichen Einrichtungen auch von der umfassendsten Art einseitig die Verbesserung eines denkenden und wollenden Geisterreiches sucht, kann da meinen, auf dem Wege von einem Lande zum andern werde er dem Universalheilmittel begegnen. Er durfte nur in seine eigene Brust tief hinabsteigen, und sich selbst aufrichtig und wahrheitsliebend kennenlernen, und hätte sodann gefunden, daß die Rettung, die Erlösung vom Übel eben so nahe sei.

Auch im Kaiserreich setzte Saint-Simon seine Bemühungen mit allem Ernst fort. Im Jahre 1807 gab er auf Veranlassung einer Preisfrage Napoleons eine seiner, unter dem Kreise seiner Schüler berühmtesten, Schriften: *Introduction aux travaux scientifiques du 19e Siècle* heraus; allein weder dieser, noch andere literarische Versuche lenkten die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn. Wenn es dem Weltbeglückter seine Freunde zum besonderen Verdienste anrechnen, daß er sich Napoleon, der sich von alten berühmten Geschlechtern gerne umgeben sah, nicht entgegendrängte, so ist nur zu bemerken, daß auch Napoleon ihn nicht aufsuchte, was Saint-Simon wohl erwartete: an einem so unpraktischen Mann, wie dieser war, konnte Napoleon kein Gefallen finden. In dieser

Weise vernachlässigt, auch während der Restauration aus ähnlichen Ursachen nicht hervorgesucht, wurden die ökonomischen Verhältnisse des Mannes gänzlich zerrüttet, so daß er sich oft im Winter sein Zimmer nicht erwärmen konnte, keinen Franc zur Mittagsuppe besaß, und seine Kleider und Hausgeräte verkaufte, um seine Bücher herausgeben zu können! Unter diesen drückenden Verhältnissen erlag endlich sein Geist, und in der Verzweiflung unternahm er einen Selbstmordversuch mit einer Pistole, die aber ihr Ziel verfehlte. Er starb einige Jahre später des natürlichen Todes (i. J. 1825). Wir haben von Saint-Simon nur noch einige Worte vorzubringen, die freilich für die Charakteristik der Denkweise dieses neuen Religionsstifters äußerst wichtig sind. Er hatte seine Weltbeglückungstheorie bereits vollendet - seine Philosophie der Wissenschaften und seine Philosophie der Industrie - als es ihm schien, daß die Religion das Band zwischen beiden werden dürfe, und nun dachte er auch über diese nach.

Funktion der Religion. Aus der Religion gingen sonach nicht erst die Mittel hervor, von denen das Heil der Menschheit abhängen sollte; sie waren vielmehr ohne Religion ausgesonnen, so daß ihnen dann die Religion erst angepaßt wurde! Das heißt wirklich, eine Religion *machen*, sie einrichten, wie sie für willkürlich ersonnene Verhältnisse paßt, sie als etwas ganz Äußerliches zum Menschen erst hinzubringen! Nun wird man sich aber auch nicht mehr wundern, daß die saint-simonistischen Tugenden so trefflich mit der saint-simonistischen Religion zusammenstimmen. Übrigens steht [46] auch unter diesem Gesichtspunkt wieder der Mann seiner Zeit ganz vor uns. Nachdem man in der Französischen Revolution ohne Religion gewirtschaftet hatte, fiel es dem Robespierre schließlich ein, daß er ohne Gott doch nicht so recht heimlich sei; aber noch unheimlicher wurde es ihm bei dem Gedanken an den wahren und rechten Gott, weswegen er jenes hohle, unbestimmte *être suprême* verkündete, das, wenn es nur zum Gedanken und zum Worte hätte kommen können, wirklich den Segen über alles in Frankreich seit einigen Jahren Vorgegangene ausgesprochen hätte. Sodann folgten La Reveillere, der den theophanthropischen Kult fabrizierte, Napoleon, der zwar keine neue Religion machen wollte, der Religion aber als etwas glücklicherweise längst schon zum Besten der Politik Gemachten sich

erfreute, und in diesem Sinne Gebrauch von ihr machte, endlich die Bourbonen, die nicht höher als die Männer der Revolution standen. An alle diese schloß sich als trefflicher Nachahmer Saint-Simon an. Es nimmt sich gerade heraus, wie wenn er sich gesagt hätte, nachdem er sein fertiges künftiges Staatsgebäude in Gedanken noch einmal betrachtet hatte: *á propos*, auch die Religion könnte noch angebracht werden, worauf er dann Hand ans Werk legte und eine zubereitete, wie sie sich, ohne in dem Staatshaushalt Unbequemlichkeiten zu verursachen, und ohne irgend eine Störung hervorzubringen, zu dem Übrigen am besten fügen mochte. Damit soll nicht gesagt werden, als sei es dem würdigen Abkömmlinge Karls des Großen nicht auch ein wenig ernst bei der Sache gewesen, zumal die Produktion seines ‚Neuen Christentums‘ in die Periode von seinem Angriff auf sein eigenes Leben bis zu seinem wirklichen Lebensende fällt, wo ein gewisser schauerlicher Gedanke seine Seele mochte berührt haben, der auch nach überstandener Krisis noch einige schwächliche Reminiszenzen zurückließ, deren dürftige Frucht dann die Gebilde seines Menschenwitzes verkittete und dem Ganzen den Namen Theokratie verlieh, wobei freilich der alte Grundsatz ‚*a maiori fit denominatio*‘ ausnahmsweise umgekehrt wurde.

Die Anhänger. Das Gesagte wird sich durch einen Blick auf seine Jünger bestätigen. Er hinterließ nur einen wahren Schüler, den H. Olinde Rodrigues; auf mehrere andere junge Männer hatte er [47] wohl einige Anziehungskraft ausgeübt, aber keine entscheidende. Rodrigues, der Vertraute aller Geheimnisse Saint-Simons, hatte inzwischen die Freude, sehr bald das noch unentschiedene Wesen seiner jungen Freunde zur Entschiedenheit herangereift zu sehen. Um mit ihren Ideen die Welt zu befruchten, gaben sie im Jahr 1826 den *Producteur* heraus, der keine Abnahme fand, dann 1829 den *Organisateur*, der nicht viel glücklicher war. Doch hatten da und dort die Funken, die sie auswarfen, Feuer gefangen, und die kleine Schar der durch simonistische Weisheit Verbundenen mehrte sich. Merkwürdig ist nun abermals der Gang, den die Entwicklung ihrer Ideen nahm. Eine unserer Quellen sagt: ‚Die Schule Saint-Simons ahmte die Methode ihres Stifters nach; nachdem sie zuerst ihre eigentümliche Ansicht von der Wissenschaft, dann von der Industrie entwickelt hatte, fühlte

sie, daß diesem System das Leben mangle, das Band, welches die zwei Ordnungen von Tätigkeiten, die bisher getrennt waren behandelt worden, zu vereinigen geschickt wäre; sie schloß sich daher an den letzten Gedanken ihres Meisters an, an das neue Christentum. Von nun an verlor die Lehre den rein philosophischen Charakter, den sie anfänglich gehabt hatte, und verwandelte sich in Religion, und die Schule ging in die Kirche über.² Würde das religiöse Element in Saint-Simons Geist gegen den Ablauf seiner Tage recht bedeutungsvoll hervorgetreten sein, würde es sich als eine schöpferische Macht kundgetan haben, so müßte, was bei ihm das Ende war, bei seinen Jüngern schlechthin der Anfang gewesen sein; der schwächliche Charakter des frommen Bestandteils in dem Ganzen brachte es aber mit sich, daß sie die Religion vollständig vergessen konnten, bis sie endlich durch ihren Verstand bemerkten, daß *im System*, nicht in ihrem geistigen Leben eine Lücke sei, welche sie sofort ausfüllten!

Lechevalier, ein Genosse der neuen Religion, dem es nicht entging, daß die plötzliche Verwandlung der Philosophie in Religion und der Schule in eine Kirche zu ungünstigen Reflexionen Veranlassung geben könnte, gibt der Sache eine ingeniose Wendung. Er sagt: ‚Die [48] Zeit ist vorüber, in welcher unsere Väter und unsere Meister, die ersten Schüler Saint-Simons, den ganzen Apparat der sogenannten positiven Methode in Bewegung setzten, um einige kalte Zuhörer zu überzeugen, und alle Argumente der nötigen Logik erschöpften, welche sich einbildet, streng zu sein, während sie nur blind ist, und wähnt, sie gehe aufrecht und fest einher, während sie auf der Erde kriecht. Mit der unerschöpflichen Geduld des Genies und des Glaubens kleideten sie ihre Gedanken in die gewöhnliche Redeweise, und nannten Untersuchung, was ihr ganzes Leben, und Philosophie, was ihre Religion war; sie nannten den Glauben ein Axiom, Gott eine Hypothese, die providentielle Erziehung des Menschengeschlechts das physiologische Gesetz der Menschheit. Dank dieser Sprache: eine weit größere Anzahl von Zuhörern stellte sich ein; sie kamen, um mit Syllogismen zu streiten, und wurden durch den Glauben und jene lebensvolle Logik besiegt, die sich auf alles das

² Résumé general de l'Exposition faite en 1829 et 1830 p.11

stützt, was dem Herzen des Menschen am tiefsten eingegraben ist. Alsdann machte die Lehre solche Fortschritte, welche auch die feurigsten Erwartungen übertrafen.³ Den auffallenden Widerspruch dieser Darstellung mit der vorigen sieht jedermann ein; wir tragen aber kein Bedenken, die zuerst vorgelegte unbedingt für die wahre zu halten, da es undenkbar ist, daß ein Mitglied des Vereins, um einen Plan, dessen Ausführung so viele Geduld, so viele Selbstüberwindung in Anspruch nahm, um den Plan, sich zu den Bedürfnissen der Zuhörer einstweilen großmütig herabzulassen, und dem Glauben vorläufig Gewalt anzutun, nichts sollte gewußt haben. Übrigens wird dem Menschenkenner gar zu viel zugemutet, wenn man ihn glauben machen will, ein von Religiosität durchdrungener Mensch könne je Gott eine Hypothese und die göttliche Erziehung des Menschengeschlechts ein physiologisches Gesetz der Menschheit nennen. Wir haben folgende Vermutung: vor der glorreichen Julius-Revolution war die Partei schüchtern, und der Glaube, je ihre Pläne ausgeführt zu sehen, schwach; nun war Gott noch eine Hypothese. Nach dem genannten Ereignis wuchsen ihre Hoffnungen; sie erinnerten sich aber aus der Geschichte, daß nie ein eingreifendes und zugleich bleibendes Wirken auf große Massen ohne religiösen Glauben stattfand; überzeugt von ihrem weltbeglückenden Beruf, [49] wie sie waren, steigerte sich nun die hypothetische Annahme Gottes zum Glauben, die Sprache wurde religiös, die Erzeugnisse des Verstandes von Saint-Simon erschienen als Offenbarungen, und die Schule ging in eine Kirche über. Die Saint-Simonisten haben sich nämlich aus der Geschichte abstrahiert, daß es organische und kritische Epochen gibt. „In den organischen, sagen sie, sind die besonderen und allgemeinen Tätigkeiten in Harmonie, die Pflichten und die Interessen, Theorie und Praxis widersprechen sich nicht, der Wille Gottes offenbart sich in wohlthuenden Formen, alle Welt sieht das Gute, die Menschen preisen die Vorsehung, das Zeitalter ist religiös. In den kritischen Epochen verschwindet die Übereinstimmung der allgemeinen und besonderen Tätigkeit, die Pflichten und Interessen, die Theorie und die Praxis führen nicht zu demselben Ziel; die Offenbarung der Gottheit wird

³ Enseignement Central. pag. 10.

düster; die Elemente, die nachher nur um so augenfälliger von ihr zeugen werden, können sich nur mit Mühe geltend machen; die ganze Welt sieht das Übel, die Menschen verfluchen das Schicksal, das Zeitalter ist irreligiös.‘ Wie könnte nun ein so seliges Leben, womit Saint-Simon die Welt beglücken will, ohne Religion sein? Sie mußten also auch daran denken, eine Religion zu verkünden, da organische Epochen stets durch Religiosität sich auszeichnen. Wir wollen indes auch hiermit keineswegs sagen, daß die Saint-Simonisten Betrüger seien; aber das ist unsere Meinung, daß sie sich selbst täuschen, daß sie ihre Phantasien für tiefe Empfindungen, ihren künstlichen erregten Enthusiasmus des Verstandes für Gefühlsbegeisterung, Reminiszenzen für neue Schöpfungen halten. Diesen Eindruck hinterließen ihre Schriften wenigstens bei uns.

Der Saint-Simonismus ist ein Bild des jetzigen tonangebenden Frankreichs. Es sieht ein, daß es ohne religiösen Glauben nicht gehen will, und ist doch zu willenschwach, um wirklich zu glauben, und die gesamte Sinnes-, Denk- und Lebensweise danach einzurichten. Es verwandelt daher *alles* in Gott, um in der Tat keinen zu haben, gleichwie, wo alle Könige sind, eben darum niemand König ist; es verwandelt alle Gewerbe, alles Tun des Menschen in einen Kult, um des wahren und wirk[50]lichen entbehren zu können; eine religiöse Weltanschauung wird eingeführt, die mit der irreligiösen auf gleicher Linie steht.

Beseitigung des Bösen. Die Saint-Simonisten versprechen eine völlige Vertilgung alles Bösen; so nämlich, - daß sie den Begriff desselben aufheben, weswegen sie sich eigentlich ausdrücken würden, wenn sie sagten, durch ihre Religion gelange der Mensch zur Einsicht, daß es nie Böses gegeben habe. Sie lehren, mit dem Worte ‚böse‘ werde eigentlich nur bezeichnet, daß ein weiterer Fortschritt zu machen sei.⁴ Hiernach steht der Giftmischer, der Mörder, der Unterdrücker der Waisen und jeder Bluthund nur - auf der untersten Stufe der Nächstenliebe; Ehebruch und Knabenschänderei sind weiter nichts - als unentwickelte Keuschheit, und der Gottesverächter hat nur Fortschritte zu machen, - um zur Gottesverehrung zu gelangen. Von einer dem

⁴ *Ce que l'on designe par ce mot n'est que l'indication du progrès à faire.*

Guten, dem Wahren und Schönen *entgegengesetzten Willensrichtung* hat die Sekte keinen Begriff, darum ist ihr das Böse = das Noch-Nicht-Recht-Gute, die Lüge = Noch-Nicht-Wahrheit, die sittliche Häßlichkeit = Noch-Nicht-Schönheit.

Aufhebung des Guten. Bei einer so nichtswürdigen, mit dem Pantheismus freilich innigst verbundenen Lehre vom Bösen, die selbst aus dem Bösen stammt, da es die Natur oder vielmehr die Unnatur desselben mit sich bringt, seine eigentliche Beschaffenheit zu verbergen, ist auch kein Begriff vom Guten, kein Begriff von der Tugend und dem die Menschenbrust gründlich und dauerhaft Beseligenden denkbar. Wer seinen tiefsten und eigentlichsten Feind, den wahren Störer seines Glückes nicht kennt, wer nicht fühlt, wie krank er ist, und die eigentliche Ursache der Krankheit nicht scharf ins Auge faßt, wie möchte er die rechten Heilmittel auffinden und durch ihren Gebrauch wieder genesen? Wenn mit der Aufhebung der Erbllichkeit der äußeren Güter auch die Erbschaft des inneren Bösen aufgehoben werden könnte, dann möchte ein Universalheilmittel dargeboten werden. So äußerlich, so flach sind die Saint-Simonisten! Daher werden auch die christlichen Grundtugenden von ihnen so kläglich verstanden werden; mit der Selbstverleugnung verbinden sie keinen anderen Begriff, als den der äußeren Entsagung, der Entbehrung von Genüssen, die man nicht befriedigen kann; [51] Demut ist ihnen nur knechtische Unterwürfigkeit unter einen Menschen, dem man zu gehorchen gezwungen ist! Was ganz anderes sind diese Tugenden nach der Lehre des Evangeliums!

Vorsehung und Zufall. Die Saint-Simonisten sprechen so viel von der göttlichen Vorsehung; und die Grundlage ihres ganzen Weltverbesserungsplanes ist der Glaube an den Zufall! Der Zufall der Geburt spielt nur nicht auf jeder Seite ihrer Schriften seine Rolle! Das allgemeine Leben, das sie Gott nennen, kann, blind wie es ist, freilich auch nur blind hervorbringen, und ‚das physiologische Gesetz der Menschheit‘, das die Saint-Simonisten, wie Lechevalier versichert, nur aus notgedrungenener Anbequemung an die Schwäche ihrer Zuhörer beibehielten, spielte ihnen dafür den Streich, daß es sich - ein wahrer Wechselbalg - auch unter den Begriff ihrer Vorsehung unversehens hineinmischte, und nur Wort gegen Wort ausgetauscht wurde, die Sache aber stets diesel-

be blieb. Wie muß man aber staunen, wenn so scharfsinnige Herren den weite-ren Zufall, der unter dem von ihnen angenommenen noch verborgen ist, nicht ahnen! Nicht der Zufall solle Ämter und Besitzungen austeilen, lehren sie, sondern einem jeden gegeben werden nach seiner Fähigkeit, und der Fähigkeit nach ihrer Tätigkeit. Wie, wenn die Geburt ein so schlechter Zufall ist, sind nicht auch die Talente eben so zufällig? Die Talentlosen werden sich widersetzen, wenn sie sich mit geringeren Anweisungen von Gütern und Einkommen begnügen sollen, so einem zufälligen Talente gegenüber, und die Untätigen, aber mit Talent Ausgerüsteten dürften keinen Augenblick anstehen, zu behaupten, ein blindes Walten des Zufalles sei es, was dem einen Talent, Energie und Tatkraft verleihe, dem anderen aber versage, und darum abermals das größte Unrecht, nach solchem Zufalle das Lebensglück eines Menschen zu bestimmen. Darauf wollen wir gar nicht aufmerksam machen, daß in der Sorge für die Kinder nach einem mächtigen Naturtrieb der größte Sporn für die angestrengtesten Tätigkeiten aller Art liegt, daß also die Saint-Simonisten, indem sie durch Abschaffung der Erblichkeit zugleich die Betriebsamkeit befördern wollen, die letztere gerade zerstören würden. Familien sind übrigens ohne Eigentum und sich vererbenden Besitz gar nicht möglich, weswegen denn auch die Gemeinschaft der Frauen eingeführt werden müßte, was [52] der saint-simonistische Papst Enfantin eingesehen und gegen Rodrigues konsequent verteidigt hat. Und mit dieser Gemeinschaft hörte Gatten-, Eltern-, Kinder- und Geschwisterliebe auf, auch alle häusliche Erziehung, und die edelsten und beglückendsten Gefühle und Freuden dieses irdischen Lebens verschwänden!

Bemerkenswert sind besonders noch zwei Erscheinungen. Die eine, daß zu einer Zeit, wo die politische Freiheit in Frankreich am ausgedehntesten ist und die übertriebensten Verfechter findet, eine Sekte entsteht, selbst auch aus diesem Streben nach Freiheit hervorgegangen, welche für eine Freiheit weit höherer Art ganz unempfänglich, dieselbe vernichten will. Die freie Mildtätigkeit soll aufgehoben und ihre Wirksamkeit in die einer Staatsanstalt verwandelt werden, und der Mechanismus einer politischen Verwaltung die Stelle des, die schönsten Bande und Tugenden

begründenden, gegenseitigen seelenvollen Gebens und Nehmens vertreten.

Die zweite, daß gerade mit dem Eintritt jener Epoche in Frankreich, wo die Staatsgewalt gegen alle und jede Religion, nicht bloß gegen Religionen und Konfessionen sich gleichgültig erklärt, und jede religiöse Anschauung des Staates verschmäht, ein religiöser Verein sich bildet und um sich greift, der die absolute Einheit von Kirche und Staat behauptet, eine Theokratie errichten und die gesamte Leitung des Gemeinwesens Priestern anvertrauen will! So folgen sich die Extreme, eines verspottet und widerlegt schon durch sein Dasein zugleich am besten das andere.

Nichtigkeit des Saint-Simonismus. Würde die Frage aufgeworfen, ob der Saint-Simonismus nicht etwa indirekt, als Reibungsmittel, als Gegensatz, der wenigstens die Katholiken in Frankreich zu größerer Geistesanstrengung, und zu sicherer und innigerer Erfassung ihres eigenen Bekenntnisses auffordern, sodann überhaupt das religiöse Gefühl wieder auffrischen und dadurch Nutzen bringen werde, so müssen wir diese Frage beinahe gänzlich verneinend beantworten. Der Saint-Simonismus ist zu flach, zu gehaltlos, ohne alle religiöse Eigentümlichkeit, als daß er auf die Dauer erregend und belebend wirken und bedeutende Diskussionen veranlassen könnte. Er steht auch mit der bisherigen, in den höheren Kreisen herrschenden Denkweise, inwiefern er Religion ist, zu sehr in Verbindung, als daß durch ihn [53] ein neues, weit wirkendes Ferment in das Leben hineingeworfen würde. Wenn auf indirektem Wege eine neue, recht erweckende Geistesbewegung entstehen sollte, so müßte der neue Irrtum so groß wie der alte sein, eine manichäisch-gnostische Denkweise müßte sich geltend machen, ein Spiritualismus, der zugleich Dualismus wäre, müßte sich dem Materialismus gegenüberstellen; nur ein solcher würde den Geist mächtig nach innen führen.

Es ist sehr zu bedauern, daß so schöne Talente, die manche saint-simonistische Wortführer unstreitig besitzen, daß eine so reiche, so vielseitige Geistesbildung, die wir in ihren Schriften gerne anerkennen, eine so schöne Beredsamkeit, wodurch sich ihre öffentlichen Vorträge und ihre Abhandlungen auszeichnen, einer so ganz mißbratenen, ihrem innersten Kern nach nichtigen Sache gewidmet haben.

12. ZUR AUFHEBUNG DER SKLAVEREI (1834)¹

Stille s Wirken. Oft habe ich mit sehnsuchtsvollem Verlangen, mich über die Art und Weise zu unterrichten, in welcher das Christentum die Sklaverei, eine der häßlichsten Früchte des Abfalles von dem wahren und lebendigen Gott, aufhob, größere und kleinere kirchengeschichtliche Werke durchgeblättert; denn sowohl meine freudige Teilnahme an der Wiedererwerbung des unschätzbaren Gutes persönlicher Freiheit für Millionen und abermals Millionen, als Empfindungen des innigsten Dankes gegen den Sohn Gottes, der Knechtsgestalt annahm, um auch nach dieser Richtung hin erlösend zu wirken, trieben mich unablässig an, den Gang kennenzulernen, welchen die Ablösung so schwerer Fesseln einschlug. Allein all mein Suchen bei älteren und neueren Kirchengeschichtschreibern gewährte mir keine befriedigende Auskunft. So viel war mir indes freilich auch durch diese vergebliche Mühe schon gewiß geworden, daß die Befreiung nicht durch einen geräuschvollen Akt, nicht durch eine plötzliche Umwälzung der bestehenden Verhältnisse, nicht durch ein mit Gewalttaten verbundenes Zurückfordern der Menschenrechte, auch nicht durch Entwicklung politischer Redekünste erfolgt sei; denn Begebenheiten dieser Art ent[55]gehen der Geschichte nicht leicht, und alles ist geschäftig, ihr Andenken in tausendfacher Gestalt von Geschlecht zu Geschlecht zu erneuern. Man wird überhaupt die Bemerkung nicht ganz unwahr finden, daß, wenn Ereignisse so glücklich sein sollen, bis in ihre bedeutendsten Einzelheiten hinab, die Aufmerksamkeit von Tausenden durch alle Jahrhunderte zu beschäftigen, es nur zu oft weit weniger auf ihre innere Bedeutung, als auf die Form, in welcher sie sich entwickeln, auf den äußeren Glanz, von welchem sie umge-

¹ Original: ‚III. Bruckstücke aus der Geschichte der Aufhebung der Sklaverei. (1834.)‘ In: Döllinger II, 54 – 139; ThQ 16 (1834) 61 – 136; 567 – 613.

ben sind, mit einem Wort, daß es nur zu oft weniger auf die Sache selbst, als auf die Art ihrer Erscheinung ankomme.

Ist aber deshalb die Vernichtung der Sklaverei auf dem Gebiet der christlichen Kirche weniger wissenswert, weil sie in geräuschloser Stille ohne alles Gepränge, ohne Aufwand glanzvoller Beredsamkeit, ohne den Umsturz bestehender Verfassungen, ohne offenen Kampf und Blutvergießen erfolgte? Mir schien es, daß gerade die Anspruchslosigkeit und Einfachheit, mit welcher eine so große Wirkung hervorgebracht wurde, das Wertvollste an ihr sei, dasjenige, was ihr erst das wahrhaft christliche Gepräge aufdrücke; denn der Geist des Evangeliums liebt, ja fordert schlechthin, in solcher Weise zu handeln, so daß es mir nie zweifelhaft war, ihn überall gar nicht oder nur in geringen Spuren dort anerkennen zu dürfen, wo ein entgegengesetztes Verfahren befolgt wurde. Gemäß dieser Betrachtungsweise der Dinge stellte sich mir also eben deshalb die Geschichte der Aufhebung der Sklaverei so wissenswert dar, weil die Geschichtschreiber so wenig von ihr wissen; und das Anziehendste war mir gerade das, mich vollkommen zu überzeugen, ob auch wirklich dieselben nach ihrer gewöhnlichen Art Ursache hatten, nicht sonderlich viel davon zu sprechen, und sich am Ende mit der Tatsache zu begnügen, daß sie aufgelöst sei. Was ich gefunden habe, teile ich hier den Freunden des Christentums mit, welches die wunderbare Eigentümlichkeit hat, öffentlich und vor allem Volk aufzutreten, wenn es seine Lehre verkündet, aber sich zurückzuziehen, wenn es nach ihr wirkt, dort das Licht, hier das Dunkel zu lieben.

Ehe wir uns jedoch unserer eigentlichen Aufgabe widmen, wird es nicht unnötig sein, zuvor in Betreff der Entstehung und des Wesens der Sklaverei, ferner in Betreff der Ansichten der [56] vorchristlichen Welt von derselben, und der Verhältnisse der Sklaven selbst, das, was uns das Wichtigere scheint, und zur Aufklärung des ganzen Gegenstandes sowohl, als einzelner Teile unserer Darstellung dienen kann, ins Andenken zurückzurufen.

Entwicklung der Sklaverei. Die Sklaverei steht mit dem allgemeinen Zerfall des Menschengeschlechts in lebendiger Verbindung, so daß sie nur als ein Auswuchs jenes Stammbaums aller Übel aufgefaßt werden darf, dessen Äste und Verzweigungen von Adam an durch alle Zeiten und Räume der Erde reichen bis auf

Christus, von dem eine neue Pflanzung ausging. Welche Verkehrtheit der Gesinnungen wurde nicht erfordert, bis das uranfängliche Band brüderlichen Verhältnisses in Ketten sich verwandelte, welche der Gleiche um den Gleichen schlug? Welche Mischung von Übermut, Grausamkeit, Habsucht und Niederträchtigkeit mußte nicht die Gemüter beflecken, bis der eine von dem andern die Ansicht gewinnen konnte, daß er über ihn wie über eine Sache, verfügen dürfe? In der That: man staunt bei der ersten Betrachtung dieses Verhältnisses, daß nicht beide, der Herr und der Sklave, den Akt der ersten Unterwerfung mit dem Leben büßten. Jener, wenn er den verzweiflungsvollen Blick einer erdrückten Seele gewahrte, dieser, wenn er sich als Fußschemel des ihm nur Ebenbürtigen betrachten mußte! Doch war wohl der Begriff eines Sklaven, wie überhaupt ein jeder Begriff, nicht sogleich vollkommen ausgebildet, wodurch es sich auch begreifen läßt, daß überall nur Sklaverei möglich war; denn so scheint es uns, wenn er auf einmal in seinem ganzen Umfang, in seiner ganzen Gräßlichkeit im Leben vorhanden und dem Geiste gegenwärtig gewesen wäre, gewiß: nie hätte sich die Sklaverei bilden können. Indem er aber stufenweise sich entwickelte, wurde der Geist des Menschen vorbereitet, ihn zu ertragen, der bei plötzlichem Eintritt das Leben des Menschen zerstört hätte. Zuerst war der Mensch, indem er Gott den Gehorsam versagte, sein eigener Herr geworden, und damit zugleich auch der Sklave seiner selbst; dieser Art von Knechtschaft schon gewöhnt, hatte die andere nicht mehr allzuviel Überraschendes. Wahr ist, was der Weise sagt: Wer sein eigener Lehrer ist, ist der Schüler eines Toren; aber eben so wahr: Wer sein eigener Herr ist, ist der Knecht eines blinden Despoten. Seiner höchsten Würde, des Dienstes unter dem Gu[57]ten, und der Freiheit der Kinder Gottes beraubt, und außerstande, sich selbst zu verbergen, wieviel er an Wert schon verloren habe, fiel ihm der weitere Verlust nicht mehr so schwer. Doch dies war nicht die einzige Vorbereitung. Indem die Einheit zwischen Gott und dem Menschen in eine Entgegensetzung übergegangen war, waren zugleich im Menschen böse Begierden ohne Zahl erwacht, welche unvermeidliche Reibungen mit andern herbeiführten, und zuletzt in förmliche Kämpfe übergingen, welche nur mit Unterwerfung eines unter den anderen enden

konnten. Der Unterworfenen fand sich nicht frei von Schuld und mußte sich vielleicht sogar eingestehen, daß er den Unfrieden selbst hervorgerufen habe, und die Ursache seines Unglücks sei. Das jetzige gegenseitige Verhältnis stellte sich sonach für beide Teile als ein, unter den gegebenen Umständen, natürliches dar und verlor eben dadurch auch ein Beträchtliches von seiner Bitterkeit und Schärfe. Aber auch die Unterwerfung selbst war wohl schwerlich sogleich eine völlig unbedingte, die diesem nur Rechte gewährte, jenem nur Pflichten, oder vielmehr nur Lasten auferlegte; neue Verwicklungen führten wohl erst zu dem äußersten, in welchem der Dienende völlig Person zu sein aufhörte und nur noch als Sache und Werkzeug des anderen in Betracht kam.

Theologie statt Heiligkeit. Hiermit wollen wir indes nicht auch zugleich unsere Ansicht dahin abgegeben haben, als sei alle Unfreiheit nur durch Kampf, Krieg und Unterwerfung entstanden (wie z. B. der zinspflichtigen Lacedemonier unter die Spartaner, und der Heloten unter beide); es konnte sich dieselbe auf sehr vielfache Weise im Verlauf der Zeiten bilden, z. B. durch die Befürchtung edlerer Stämme, die überlieferte Bildung durch das Bestehen von Gleichheitsverhältnissen und die dadurch bedingte Vermischung mit roheren Geschlechtern, zu verlieren;² ferner durch das Gefühl geistiger Schwäche der anerkannten Überlegenheit eines anderen gegenüber, dessen Führung man sich anvertraute; oder durch das Bewußtsein ph[58]ysischer Schwäche, die sich freiwillig unter den Schutz des Mächtigeren stellte; durch Vertreibung aus einem innegehabten Land, wobei den Flüchtigen nur der Dienst unter Fremden übrig blieb.³ In allen diesen Fällen war ohne Zweifel das Verhältnis zwischen dem Herrschenden und den ihm Untergebenen anfänglich milde; es fanden mancherlei Bedingungen statt, bis diese durch den immer traurigeren Gang der Dinge hinwegfielen. Wir werden weiter unten in ein-

² S. Windischmann, Geschichte der Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte I. Thl. III. Abteilung (Indien), S. 943ff. Phillips, Geschichte der Deutschen, hebt besonders die Religionskriege hervor. I. Bd. S. 103ff.

³ Die *servi dediti*, wie wenn Deutsche durch Spielwut ihre Freiheit verloren (*Tacit. de mor. German. c. 24.*), oder durch Armut genötigt, und andere Fälle, deren Grimm, deutsche Rechtsaltertümer, S. 327ff., erwähnt, sind jedes Falles sehr abgeleiteter Art und setzen das Bestehen der Sklaverei schon voraus.

zelen Fällen sehen, daß die Sklaverei erst allmählich einen so tragischen Ausdruck erhielt; auch war sie sich nicht überall gleich, eine Folge teils von ihrer nicht überall gleichen Entstehungsweise, teils von der Verschiedenheit des Charakters und der Bildung der Völker, so wie ihrer gesamten inneren und äußeren geschichtlichen Verhältnisse überhaupt.

Ambivalente Wirkungen. Es geht schon aus dem Bisherigen hervor, daß wir, den Sündenfall des Menschengeschlechts vorausgesetzt, eine Art von Notwendigkeit der Sklaverei anzuerkennen geneigt sind, nicht minder, daß, so sehr wir uns von der Unnatur derselben überzeugt haben, wir gleichwohl auch in dieser Unnatur eine natürliche, nach Maßgabe der stets steigenden sittlichen Verwilderung sich zu immer größerer Härte entwickelnde Gestalt derselben annehmen, bis sie ihren Höhepunkt erreicht hatte. Wenn aber überall das Böse sich selbst zerstören muß, so können wir auch hier sagen, daß die Sklaverei, wie sie eine Wirkung des Bösen ist, so auch demselben entgegenwirkte. Je verwilderter die Zeiten sind, eine desto schroffere Über- und Unterordnung gestaltet sich überall, desto schneidender treten die Stände, die Glieder eines Leibes, auseinander, desto herber ist die Entgegensetzung, weil nur in dieser Weise überhaupt noch ein Zusammenleben möglich ist und ein gewisses Maß von Kultur entweder bewahrt oder erreicht wird; während die Freilassung und Gleichstellung alle Keime von Bildung zerstörte, wo sie vorhanden war, und unmöglich machte, wo sie noch nicht [59] war; da ja die Unterdrückung, im großen Ganzen die Sache angeschaut, zugleich als eine Hemmung und Fesselung Verderben bringender Kräfte erscheint. Denjenigen, welchen es gelang, sich in der Höhe zu behaupten, war es nun vergönnt, den Geist zu üben, Gott, das Innere des Menschen, und Himmel und Erde zu betrachten, und die Anfänge aller Wissenschaften zu bereiten, oder ruhig dem Handel und den Gewerben zu obliegen usw. Ohne die genannte Institution war die Wissenschaft der ägyptischen Priester, der Brahminen in Indien, der Magier unter den Persern, der griechischen Weisen, und was wir sonst noch von Bildung aus dem Altertum überkommen haben, unmöglich. Einiges Wissen wurde dann immer auch der niedergehaltenen Masse zugewiesen, obgleich es dürftig genug war. Aber der ganze Zu-

stand litt an einem tiefen, inneren Widerspruch, gleich allem aus dem Bösen Geborenen, an einem Widerspruch, aus dem keine Befreiung durch menschliche Hilfe werden konnte. Indem man nämlich die schädlichen Kräfte bändigte, wurden zugleich unendlich viel gute mitgefesselt; befreite man diese schlechthin, so entkamen auch jene, und der alte Zustand kehrte wieder. Machte man je die Ergebnisse geistiger Anstrengung allgemein, so hörte eben damit der Begriff herber Absonderung auf, welche doch die Bedingung einzuleitender und fort-schreitender Bildung war. Kurz, es zeigte sich kein Mittel, aus diesem Zustand wahrhaft zu befreien, als erneuerte geistige Schöpfung, eine neue Ausgießung göttlichen Geistes, welche die Sünde selbst und damit alles aus ihr Gewordene hinwegnahm, und den Sklaven wie den Herrn befreite.

Zeitgenössische Beurteilungen. Wichtig für unsere Zwecke ist es nun, die Ansichten der alten Welt selbst über das Wesen der Sklaverei vorzulegen; jedoch wählen wir aus der reichen Masse des Stoffes nur so viel heraus, daß ein einigermaßen wahres Bild gewonnen werden kann. Es ist eine sehr durchgreifende Weise der alten, außerhalb des Kreises besonderer Offenbarung liegenden Welt, aus Freiheit und Erziehung hervorgegangene, also nur ethisch zu begreifende Zustände physisch, mithin als naturnotwendig zu erklären; der Sklave wurde hiernach als ein Wesen betrachtet, das *an sich* niedrigerer Art, als der Freie wäre, als ein Wesen, das vermöge seiner, vom Schöpfer oder vom Fatum gegebenen unedlen Natur zum Dienste [60] anderer sich eignete. Es hat diese der Sklaverei zugrundeliegende Ansicht noch in der ältesten christlichen Kirche weitgehende Wurzeln geschlagen; denn die gnostische Lehre, daß es drei Arten von Menschen gäbe, geistige (*πνευματικοί*), seelische (*ψυχικοί*) und erdartige (*ὕλικοί*), hängt hiermit zusammen, und ist als Übertragung heidnischer Vorstellungen auf das christliche Gebiet zu erklären. Wir werden nun aber auch Beweise für den der heidnischen Welt beigelegten Grundsatz geben müssen. Die Hindus setzen die Kasteneinteilung mit ihrer Lehre von der Präexistenz der Seelen, dem Geistersturz und der damit zusammenhängenden Seelenwanderung in Verbindung; die Sudras, die unterste, von den übrigen verabscheute Kaste, die wir notwendig als Sklaven auffassen müssen,

haben sich in einem früheren Dasein so sehr mit Sünde befleckt und so tief verschuldet, daß sie keiner höheren Stufe fähig sind und auf der, in welche sie schmachvoll versetzt werden, zugleich für ihre früheren Sünden büßen. Ihr diesseitiger Zustand ist also nur Fortsetzung und Folge eines früheren. Nicht anders verhält es sich mit den übrigen Kasten; alle Genossen derselben haben sich vor diesem irdischen Leben verfehlt, aber nicht alle auf gleiche Weise; nach dem niederen oder größeren Maße der Sünde werden sie einer höheren oder niederen Klasse zugeteilt. Die vier Kasten, so wie die sich aus den Vermischungen derselben, welche zwar schwer verboten, aber dennoch nicht ganz selten sind, bildenden weiteren Abteilungen, sind also ewig stehende Typen, die das Maß natürlicher Befähigung geben, an dem indischen sozialen Leben teilzunehmen, und zwar vermöge göttlicher, durch Manus und die Munis gegebener und eben deshalb unverletzbarer Anordnung. Übrigens ergibt sich von selbst, inwiefern obige Behauptung, daß die Heiden ethisch zu erklärende Verhältnisse physisch würdigen, in diesem Falle eine gewisse Beschränkung erleide.⁴ [61]

Platon. Wer sollte es glauben, daß selbst die Griechen die Sklaverei für eine durch die Natur gebotene Einrichtung hielten? Die unter den Griechen herrschende Ansicht drückt Platon in den Gesetzen aus, wenn er dem Athenäus die Worte in den Mund legt, in der Seele eines Sklaven sei nichts Gesundes, und wer

⁴ S. Windischmann, die Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte, Erster Thl., 2. Abt., S. 670ff. „Es gilt demnach die scharfe Abtheilung der Stämme (Kasten) als eine durch höhere Ratschlüsse veranstaltete Scheidung der in die Hülle des Fleisches eingegangenen Geister und als eine der Natur des Prüfungsortes angemessene Einordnung in die vier Stu[60]fen der irdischen Existenz, durch welche, der Vorstellung gemäß, die Prüfung erleichtert wird, so daß jene auf den ersten Blick ganz unnatürliche Trennung und Isolation dem Inder vielmehr als ein Zeugnis der göttlichen Barmherzigkeit erscheint, wie dies aus dem ganzen Gesetzbuch des Manus hervorleuchtet... S. 679. Der Eigenwille ist das große Verbrechen, welches gesühnt und durch den Prüfungsstand ausgetilgt werden soll. So müssen demnach, dieser Vorstellung gemäß, die Prüfungsstufen so rein als möglich geachtet und scharf auseinandergehalten werden, damit alle nach dem Maß ihres Anteils an dem Sündenfall in diejenige Stufe des vierfachen Prüfungsstandes auf Erden eingeordnet seien, und jeder genau wissen möge, was er zu vollbringen habe.“

immer verständig sei, werde einem solchen nie etwas anvertrauen. Wenn diese Stelle noch dem Zweifel Raum gibt, ob das Ungesunde einer Sklavenseele von der Erziehung oder aber von der Natur abzuleiten sei, so geben die unmittelbar daran sich anschließenden Verse aus Homer, die indes selbst erst durch weiter unten Vorzubringendes ihr volles Licht erhalten werden, den gewünschten Aufschluß; dieser Dichter sagt nämlich in denselben, Zeus nehme jenen die Hälfte Geist, die er für die Knechtschaft bestimme⁵. Wenn man es aber noch erträglich findet, daß die Volksansicht so beschaffen war, wer wird nicht staunen, daß sich selbst manche von den Weisesten unter den Hellenen nicht über dieselbe erheben konnten? Platon selbst zwar sie entschieden beizulegen, tragen wir Bedenken, nicht als hielten wir ihn schlechthin unfähig, sich so zu erniedrigen; denn wer es wagt, in seinem Staate die Anordnung zu treffen, daß schwächliche, kränkliche Kinder ausge[62]setzt oder gar getötet werden sollen, eignet sich ganz dazu, in einem Sklaven auch nur einen halben Menschen zu finden. In der That lassen auch manche Gelehrte, z. B. der neueste und so geistreiche Geschichtschreiber der Philosophie, H. Ritter, den Platon der Meinung sein, „daß er die Sklaverei als eine natürliche Einrichtung ansehe, welche aus der Niedrigkeit der natürlichen Gesinnung fließe“⁶; allein die Worte aus dem Staatsmann, auf welche sich Ritter beruft, lassen eine günstigere Deutung zu. Platon scheint nämlich sagen zu wollen, daß diejenigen, die von Natur stumpf am Geiste und gemeiner Denkart seien, *wem sie auch immer geboren würden*, in die Klasse der Sklaven eingereiht werden sollen, so, daß also der Staatskünstler, welchem die Lehre gegeben wird, jedem Menschen die seinem Talente entsprechende Stellung in der Gesellschaft anzuweisen, eine in ihrer Erscheinung als gemein sich ausweisende Natur zum Sklavendienste zu bestimmen hätte, nicht umgekehrt, daraus, daß einer Sklave ist, oder als

⁵ *Plat. de Leg. l. VI. opp. Edit. Bip. Vol. VIII.* p. 501. ὑγιες οὐδεν ψυχης δουλης, οὐδε πιστευειν οὐδεποτ' οὐδεν τῷ γενει δει τον νοου κερτημενον' δε σοφωτατος ἡμιν των ποιητων και ἀπεψηνατο, ὑπερ του Διου ἀγορευων, ως 'Ημισυ γαρ τε νοου (ψησι) ἀπαμειρεται εὐρουσα Ζεου 'Ανδρων, οὐς ἂν δη κατα δουλιον ἡμαρ ἐγησι.

⁶ Ritter, Geschichte der Philosophie. Hamburg 1830. II. Thl., S. 450.

Sklave geboren wird, zu schließen, daß er gemeiner Art sei⁷. Freilich läßt *diese Stelle* immerhin daran nicht zweifeln, daß Platon der Überzeugung war, die Natur bringe gegenwärtig immer Wesen in menschlicher Gestalt hervor, die sich schlechthin für die Sklaverei eignen, welche also auch notwendig sei. Indes an einem anderen Ort, in den Ge-setzen, wo Platon sehr genau die Meinung anderer von seiner eigenen unterscheidet, und manches erfreuliche Wort in Betreff der Behandlung der Sklaven niederlegt, worauf wir zurückkommen werden, kann er doch wieder die Frage von der Natur derselben und dem darauf sich stützenden Recht, sie zu besitzen, nicht zum Ab-schluß bringen, und kehrt daher am Ende nur die praktische Seite der Frage, als die jedes Falles nicht zu umgehende, hervor. So lernen wir also wohl aus [63] Platon die herrschende Meinung seiner Zeit über die Sklaverei kennen, müssen es aber wohl unentschieden lassen, worin seine eigene bestanden habe.

Aristoteles über Sklaverei. Aristoteles dagegen ist ganz mit sich im Reinen und versichert mit der größten Zuversicht, daß die Sklaverei durchaus naturgemäß sei. Wir wollen seine Darstellung in der von ihm selbst befolgten Ordnung mitteilen. In dem Buch vom Staate geht er, die Elemente desselben entwickelnd, von der Familie aus und sagt, Mann und Weib verbinden sich notwendig, weil die Natur sie zum Behufe der Kindererzeugung an-einander angewiesen habe; eben so verbinde auch die Natur miteinander, was herrsche und beherrscht werde, zu gegenseitigem Vorteil. Das aber sei zum Herrschen bestimmt, was sich geistig auszeichne, was nur Körperkraft besitze, um Befehle zu vollziehen, zum Gehorsam. Doch gelte dieser Grundsatz eigentlich nur von den Griechen; denn die Nichtgriechen (Barbaren) hätten von der Natur gar nichts zum Herrschen Geeignetes (wahrhaft Geistiges) erhalten, weshalb ihre Gesellschaft nur aus Sklaven und Sklavinnen bestehe und die Dichter mit Recht sagen, daß die Griechen

⁷ *Politicus l. I. Vol. VI.* p. 113. τους δ' ἐν ἀμαθίᾳ τ' αὐ καὶ ταπεινοτητι κυλινομενους εἰς το δουρικον ὑποξευγνυσι γενοσ. Unmittelbar vorher wird dem Staatsmann eingeschärft, die Unfrommen, die Frevelnden und die Unge-rechten entweder zu töten oder aus seinem Staate zu vertreiben; also nur von solchen wird gesprochen, wie auch das κυλινομενους zeigt, deren niedrige Natur aus der wirklichen Lebensweise erkannt wird.

zu Beherrschern der Barbaren bestimmt seien, in der Voraussetzung, daß Barbar gerade so viel sei, wie Sklave von Natur. Die Familie bestehe sonach aus Mann und Weib und Sklaven. Hesiod habe also vollkommen recht, wenn er sage: zuerst siehe dich nach einem Haus, einem Weib und einem pflügenden Ochsen um. Denn, was der Ochse den Armen, sei der Sklave den Reichen. Hierauf wird der Begriff desselben in folgender Weise genauer entwickelt. Gleichwie zur Ausübung einer jeden Kunst bestimmte Werkzeuge erfordert würden, so bedürfe auch das Hauswesen der Werkzeuge; einige von diesen aber seien leblos, andere belebt, der Sklave nun gehöre in die Reihe der letzteren. Ferner seien die belebten Werkzeuge der Art, daß sie entweder nur den Willen des Herrn mechanisch ausführen, oder von demselben auch etwas wissen; die Sklaven seien von der letzteren Art. Überdies sei zu wissen, daß die Werkzeuge dem Besitzer *gehören*; hiernach sei also der Sklave *Eigentum* des Herrn. Endlich komme noch das Eigentum als Teilbegriff in Betracht; nun sei aber der Teil nicht nur Teil eines anderen, sondern schlechthin des anderen (gehöre ihm schlechthin an); eben[64]so verhalte es sich also auch mit dem Sklaven. Der Herr sei also zwar Herr des Sklaven (d. h. der Begriff eines Herrn spricht eine Beziehung zu einem Sklaven aus), aber der Herr sei deshalb doch nicht *des* Sklaven; *wogegen der Sklave nicht nur Sklave des Herrn, sondern schlechthin und unbedingt des Herrn sei*⁸. Hieraus ergebe sich nun der volle Begriff eines Sklaven; *denn wer nicht sich selbst angehöre, sondern eines anderen sei, und überdies noch ein Mensch, sei ein Sklave*.

Nach dieser Begriffsbestimmung des Sklaven untersucht Aristoteles die Frage, ob die Sklaverei naturgemäß oder gegen die

⁸ Wenn Aristoteles den Sklaven als Teil, als Glied seines Herrn betrachtete, so erinnert man sich unwillkürlich an die Worte, die Goethe im Faust dem Mephistopheles in den Mund legt:

„Doch Alles, was ich frisch genieße,
Ist das drum weniger mein?
Wenn ich sechs Hengste zahlen kann,
Sind ihre Kräfte nicht die meine?
Ich renne zu und bin ein rechter Mann,
Als hätte ich vier und zwanzig Beine.“

Man erinnere sich an das ἀνδραποδον der Griechen.

Natur sei, und beantwortet sie aufgrund des bereits Mitgetheilten gegen diejenigen, die der entgegengesetzten Meinung waren, im wesentlichen so: es ist dem Körper gut, wenn er vom Geiste, den Begierden, wenn sie von der Vernunft, den Tieren, wenn sie vom Menschen beherrscht werden; in jedem dieser Fälle wäre Rechtsgleichheit äußerst schädlich und für den Beherrschten selbst zerstörend. Alle diejenigen mithin, welche in dem Maße niedriger und unvollkommener als die übrigen Menschen sind, in welchem die Seele über den Leib, der Mensch über das Tier erhaben ist, also von Natur Sklaven sind, ist es zuträglicher, dem Willen eines anderen zu gehorchen. Daß sich aber der Sklave vom stummen Tier, namentlich von dem zahmen Tier, nur sehr wenig unterscheidet, ist klar; denn beide dienen nur zur Befriedigung körperlicher Bedürfnisse. Zwar ist der Sklave mit Vernunft begabt, während das Tier vom Instinkt geleitet wird, allein es ist zu erwägen, daß er wohl Vernunft fühlt, sie [65] aber nicht hat. Selbst die Körper der Sklaven und der Freien sind schon verschieden; jene sind stark, wodurch die Natur ihren Beruf zur Handarbeit andeutet, diese aber erhaben und zu körperlichen Verrichtungen unbrauchbar. So ist es demnach billig, daß der Sklave gehorcht und das Hauswesen besorgt, der Freie aber herrscht und mit der Verwaltung des Staates sich beschäftigt, oder philosophiert.

Die Erscheinung, daß doch auch zuweilen Sklaven sehr einsichtsvoll und tugendhaft seien, und nicht unglücklich philosophieren, auch zur Staatsverwaltung sich eignen, brachte den Aristoteles nicht in Verlegenheit. Wenn man ihm z. B. vorgehalten hätte, daß Anarilus, der Tyrann der Rhegyner, seinen unmündigen Kindern den Sklaven Mycithus sterbend zum Vormund und seinen Untertanen zum Regenten hinterlassen, der Sklave aber gute Gesetze gegeben, tugendhaft und zur vollen Zufriedenheit des Staates regiert, und als man seiner nicht mehr bedurfte, genügsam und still mit wenig Geld nach Korinth sich zurückgezogen habe; daß Phädon, ein von Kebes erkaufter Sklave, ausgezeichnete Schüler des Sokrates und Freund des Platon gewesen sei, und auch geschätzte Schriften hinterlassen habe u. dgl. mehr, so würde Aristoteles erwidert haben, in der Regel erzeuge der Mensch einen Menschen, das Tier ein Tier, ein guter Mensch einen guten Menschen, der böse einen bösen; jedoch

könne die Natur auch zuweilen nicht ausführen, was sie bezwecke. Den Einwurf, daß doch oft die Unterdrückung gewaltsam sei, beantwortete er damit, daß in jedem Fall der Sieger mehr Kraft besessen und eben dadurch auch den Beweis abgegeben habe, daß er tugendhafter sei (im griechischen Sinne des Worts) als der Besiegte, der daher mit Recht gehorche⁹.

Auf eine sehr beachtenswerte Weise stimmen mit diesen griechischen Ansichten die unserer heidnischen Voreltern überein. Nicht nur ist auch ihnen die Gleichstellung eines Unfreien mit einem Tiere sehr geläufig¹⁰, sondern auch der Glaube, daß derselbe [66] eine weit niedrigere Seele habe, als der freie Mann, und sogar auch das Verhältnis desselben zu Gott sich wesentlich anders gestalte, was freilich mit dem Begriff einer schlechteren Seele von selbst schon gegeben ist. Die Ausdrücke: ‚von edlem, unedlem Geblüte‘ entsprossen sein und andere ähnliche, hatten eine sehr eigentliche Bedeutung, indem das Blut als der Sitz der Seele betrachtet wurde, welche durch die Unfreiheit ihre höchste Kraft verliere. Auch unsere Vorfahren sahen den Unfreien daher als bloße Sache an¹¹.

In der bisher entwickelten Betrachtungsweise des Sklaven lag unendlich viel praktisch Wichtiges. Der Herr hatte das Recht über Leben und Tod; er konnte den Sklaven also töten, ohne jemanden Rechenschaft dafür schuldig zu sein, schlagen, überhaupt behandeln, wie ein Tier; er konnte ihn, wie jede Sache, die sich zu einem Gegenstand merkantilischen Verkehrs eignete, verkaufen, damit wuchern, er konnte ihn verpfänden usw. Der Sklave, als ein Teil seines Herrn, konnte bei den Römern und vielen anderen Völkern für sich nichts erwerben¹². Was die vor

⁹ *Aristoteles de republica* l. I. c. 1-7.

¹⁰ *Lex Fris. Tit. 4. de servo aut jumento alieno occiso. - Si quis servum alterius occiderit, componat eum juxta quod a domino ejus fuerit aestimatum; similiter equi, boves etc. Lex Fris. Addit. Sapient. Tit. 8. de rebus fugitivis. - Si servus aut ancilla, aut equus aut bos, aut quodlibet anim al etc.*

¹¹ Vgl. Philipps, deutsche Geschichte, Berlin, 1832. I. Bd., S. 153 ff. Deutsches Privatrecht. II. Bd. S. 7. ff. Grimm, deutsche Rechtsaltertümer. S. 665.

¹² *Instit. Justin. l. I. tit. S. §. 1. Ed. Schrader p. 58. sq. In potestate itaque dominorum sunt servi, quae quidem potestas juris gentium est; nam apud omnes peraeque gentes animadvertere possumus, dominis in servos vitae necisque potestatem esse, et quodcunque per*

christlichen Deutschen besonders betrifft, so hatten sie dem Herrn gleichfalls die eben entwickelten Rechte über den Knecht, der es im strengeren Sinne war, eingeräumt¹³. Unsere Altvorderen brachten überdies auch die Sklaven den Göttern als Schlachtopfer dar, dagegen nur selten und in ganz besonderen Fällen [67] Freie¹⁴. Ähnliches erzählt Herodot von den Skythen; ihrem König gegenüber war alles Sklave, insofern er aus der ganzen Nation sich zum Sklaven wählen konnte, wen er wollte; wenn er starb, wurden ihm die nächststehenden Sklaven mitgegeben, ein Jahr nach seinem Tode aber noch 50 Männer und 50 Pferde auf seinem Grabe getödet¹⁵. Übrigens blendeten die Skythen alle ihre Sklaven¹⁶. Eine rühmliche Ausnahme von der herrschenden Sitte machten die Athener, welche nach Xenophons Zeugniß, die Sklaven ungleich edler behandelten, als vielleicht alle übrigen heidnischen Staaten, wenngleich nur aus zum Teil sehr zufälligen, zum Teil bloß staatswirtschaftlichen Gründen¹⁷.

Moralischer Charakter des Sklaven. Der entwickelte Begriff eines Sklaven bestimmte indes nicht bloß seinen äußeren Wert und seine äußeren Verhältnisse sehr übel, sondern auch seinen inneren Wert und seinen moralischen Charakter. Der Begriff von ihm, dem er sich wohl auch in der Regel selbst nicht entziehen konnte, lähmte an und für sich schon, nach bekannten psychologischen Gesetzen, seine eigenen Kräfte und hielt sie nieder; der Mangel jeglichen Selbstvertrauens machte feige, kriechend, heimtückisch, lügnerisch und trugvoll; nie mit Höherem und Edlerem sich beschäftigend, bildete sich ausschließlich die Sinnlichkeit aus, so daß er uns als gefräßig, trunkliebend und überaus wollüstig

servum acquiritur, id dominis acquiritur.

¹³ Grimm, deutsche Rechtsaltertümer, S. 342 ff.

¹⁴ S. Grimm a. a. O. S., 320 ff. Von den zu Sklaven gemachten Gefangenen wurde jeder zehnte geopfert. Philipps. A. a. O., S. 105 ff.

¹⁵ Herodot. I. IV. c. 72. Ed. Schweigh. Vol. II. p. 262.

¹⁶ Herodot. I. I. c. 7. τους δε δούλους παντας τυφλοῦσι, του γαλακτος είνεκεν, του πινουσι κ. τ. λ. Eine mir sehr unklare ursächliche Verknüpfung. Wohl wird die *cap. 3.* erzählte Geschichte die eigentliche Ursache des Blendens sein. - Übrigens ist in Betreff der Skythen zu bemerken, daß sie, mit Ausnahme des Fürsten, aus ihrem Volke keine Sklaven hatten.

¹⁷ Xenoph. de repub. Athen. c. 10. Ed. Weiske Vol. VI. p. 71. Die Stelle ist übrigens sehr schwer zu erklären; was Weiske sagt, ungenügend.

geschildert wird, auch als hartherzig und grausam, besonders, wenn er die Stelle eines Obersklaven ver[68]waltete¹⁸. Die Wörter *servilis, illiberalis* und ἀνδραποδοδης bezeichnen daher auch alles Gemeine und Niedrige in jeglichem Sinne. Hieraus erklärt es sich denn auch, wie die Meinung entstehen konnte, daß der Sklave eine seiner Natur nach auf einer niedrigeren Stufe des Daseins sich befindende Seele habe. Eine solche sittliche Beschaffenheit machte denn auch ein Verfahren gegen sie, wie gegen Tiere, kaum vermeidlich; diese Behandlungsart aber verkehrte ihren Charakter noch mehr, so daß, indem je das eine das andere hervorrief, allmählich ein grauenerregendes Verhältnis zu Tage gebracht wurde¹⁹. [69]

Art der Behandlung. Indes ist auch hier nicht zu übersehen, daß nur allmählich ein solches Verhältnis entstand; so lange die Sitten noch einfach waren, der freie Grieche und der Römer noch den Feldbau gemeinschaftlich mit den Sklaven besorgten und an

¹⁸ Chrysost. de virginit. c. 52. Opp. ed. Montf. Tom. I. p. 315. Salv. de gubernat. Dei. l. III. c. 3. (Galland. Tom. X. p. 20.) Bei heidnischen Schriftstellern gar oft. Ein Faktum ist aber vorzugsweise geeignet, um zu zeigen, wie sehr schon das bloße Bewußtsein, Sklave zu sein, alle Kräfte und Sehnen lähmte. Herodot. (l. IV. c. 3. ed. Schweigh. Vol. OO. p. 196) erzählt, wie einst die Sklaven der Skythen, als ihre Herren zu lange auf einem Feldzug in Medien verweilt, die Frauen derselben geheiratet, und dann den endlich Zurückkehrenden den Eingang in ihr Land streitig gemacht hätten. In mehreren Gefechten wehrten sich die Sklaven tapfer und konnten nicht besiegt werden. Endlich kamen die Herren dahin miteinander überein, nicht mehr mit Waffen gegen die Sklaven zu streiten, als wären sie freie Männer, sondern mit der Peitsche ihnen entgegenzugehen. Bei dem Anblick derselben verloren nun die Sklaven so sehr allen Mut, daß sie sich ohne Kampf in ihr Schicksal fügten. - Von nun an wurden sie wohl erst geblendet.

¹⁹ Plato de legibus l. VI. l. I. p. 302. κατὰ δὲ θῆριων ψυσιν κεντροὶς καὶ μαστιγῶν οὐ τρεῖς μόνον ἀλλὰ πολλὰκις ἀπεργάζονται δούλας τὰς ψυχὰς τῶν οἰκετῶν. Senec. epp. 47. Opp. ed. Ruhkopf, Vol. II. p. 197. Sprichwort ist: Tot esse hostes, quot servos ... Dann: alia interim crudelia et inhumana praetereo, quod nec tanquam hominibus, sed tanquam jumentis abutimur. Macrob. Saturn. l. I. c. 11. ed. Lugd. 1548. p. 217. Quasi vero curent divina de servis: aut sapiens quisquam domi suae contumeliam tam foedae societatis admittat. Platon drückt die *gewöhnliche* Verfahrungsweise gegen die Sklaven in dieser Stelle aus; und Macrobius legt dem Evangelus, der gleichfalls im Gespräche das Bestehende verteidigt, obige Worte in den Mund. Anderes S. Schrader a. a. O. l. I. tit. 8. §. 1. S. 58.

demselben Tisch mit ihnen speisten, war wohl ohne Zweifel ihr Los noch sehr erträglich. Seneca macht auf diese alte Sitte aufmerksam und sucht auch aus dem Sprachgebrauch das ehemals mildere Verhältnis darzulegen²⁰. Die Zeit des Cato Censorius scheint uns, was die Römer betrifft, der Wendepunkt des Alten und Neuen, wie in manchem anderen, so auch hierin gewesen zu sein; in der von Plutarch ausgeführten Sittenschilderung dieses Mannes liegt nämlich die frühere Weise mit der nun sich bildenden in einem, die auffallendsten Kontraste hervorbringenden Kampf, wie es bei Übergängen nicht selten zu geschehen pflegt. Er arbeitet mit den Sklaven, speist mit ihnen an demselben Tisch und genießt dieselben Gerichte. Wo ihn Plutarch als trefflichen Gatten und [70] Vater schildert, sagt er unter anderem, seine Gattin habe oft auch die Söhne der Sklavinnen an ihre Brust genommen, um dadurch eine innigere Verbindung, Liebe und Zuneigung zwischen seinen Söhnen und den Sklaven zu erzeugen. Cato straft die Sklaven nicht, wenn sie sich auch z. B. beim Aufwarten offenbare Nachlässigkeiten zu Schulden kommen lassen. Aber dessen ungeachtet unterrichtet er seinen Sohn selbst, obschon Chilo, ein guter Grammatiker von sehr lobenswerten persönlichen Eigenschaften, sein Sklave ist; denn Cato hält es für sehr unanständig, daß ein Sklave den Freien beim Ohr zupft,

²⁰ *Sen. epp. 47. l. I. p. 201. Ne illud quidem videtis, quam omnem invidiam majores nostri dominis, omnem contumeliam servis detraxerunt? Dominum patremfamiliae appellarunt: servos (quod etiam in mimis adhuc durat) familiares.* Er hätte auch noch hinzufügen können, daß die Sklaven nach alter Sitte auch in der Kleidung sich von dem freien Römer nicht unterschieden. Sie trugen gleich den ärmeren Bürgern die Tunica; denn die Toga war nur bei reichen und edlen Geschlechtern üblich. Seneca würde wohl hieran erinnert haben; da aber diese Gleichheit der Kleidertracht später nur aus politischen Gründen beibehalten wurde, übergang er dieses Moment. *De clem. l. I. c. 24. (Rubk. Vol. I. p. 473.)* sagt er nämlich: *Indicta est aliquando a Senatu sententia, ut servos a liberis cultus distingueret: deinde apparuit, quantum periculum immineret, si servi nostri numerare nos coepissent!* - Bei den Griechen war das Haupthaar der Sklaven geschoren, der Anzug war gleich. S. Ruhkopf zu obiger Stelle. Doch machten die Athener eine Ausnahme, bei welchen sich auch in dieser Beziehung am meisten Sinn für Menschlichkeit findet. Man unterschied die Sklaven im Äußeren gar nicht vom Bürger. Bei den Deutschen trug der Sklave auch geschornes Haar, was für schimpflich galt; dann ein kurzes, enges Gewand; auch durften sie nur Ringe von unedlem Metall haben. Grimm, deutsche Rechtsaltertümer, S. 339 ff.

wenn der letztere langsame Fortschritte macht, oder daß gar ein Freier einem Sklaven zu Dank verpflichtet sein soll; er macht es seinem Sohn zur wirtschaftlichen Regel, Sklaven in sehr jungem Alter wohlfeil zu kaufen, sie groß werden und von den übrigen etwas erlernen zu lassen, damit er sie teuer verkaufe und so das Vermögen erweitere, indem es nur einer Witwe, aber keinem Manne begegnen dürfe, den bereits vorhandenen Reichtum nicht zu vermehren; Cato peitscht, *nachdem er in seinen verschiedenen Zivil- und Militärverwaltungen reich geworden war*, auch die Sklaven, die im Dienst an der Tafel etwas versahen, *und jagte durch Alter geschwächte Sklaven fort*, oder verkaufte sie noch (wenn sie ihm jemand abnahm), wobei Plutarch selbst seinen Helden tadeln muß und die Bemerkung nicht unterdrücken kann: ‚gleich als wäre, wenn kein Vorteil mehr zu erzielen ist, nicht noch Raum für die Menschlichkeit, gleich als wäre Billigkeit nicht umfassender als Gerechtigkeit. Selbst Hunde und andere Tiere füttert man noch, wenn sie keinen Nutzen mehr bringen. Die Athener ernährten noch die Maulesel bis zu ihrem Tode, welche sie zur Erbauung des Pantheon gebraucht hatten, obgleich sie von aller weiteren Arbeit befreit waren²¹. Aber wie gesagt, Cato erlaubte sich mehrere Widersprüche in dieser Zeit des Übergangs alt-römischer Strenge in die neu-römische Weise, so daß die einen die anderen erklären. Als Fabius Maximus, unter welchem er Kriegsdienste leistete, Tarent eingenommen hatte, und Cato in dieser Stadt griechischer [71] Bildung den Pythagoräer Nearchus kennenlernte, erfreute er sich des Umgangs mit ihm, und leugnete nicht, ihm vieles zu verdanken; er lernte selbst noch die griechische Sprache, las die in derselben verfaßten Schriften und machte Gebrauch von ihnen in seinen eigenen Aufsätzen. Aber als die athenischen Abgeordneten Carneades und Diogenes (der Stoiker) nach Rom kamen, und die Jünglinge um dieselben sich versammelten, um von ihrer Weisheit Nutzen zu schöpfen, empfahl er dem Senat darauf, diese Griechen möglichst bald zu entlassen, damit die Jugend nicht durch sie verdorben werde. Auch sagte er, daß es mit dem Staate sehr übel stehe, wo ein Fisch so teuer sei, als ein Ochse, - jedoch gab er selbst üppige Gastmähler!

²¹ *Plutarch. Vol. II. c. 21. u. sonst p. 92. ed. Reiske.*

Grausamkeit. Von nun an hatten die römischen Sklaven erst ihre harte Zeit. Wie in Griechenland, waren sie jetzt ein Gegenstand des Luxus, wie Pferde, Gold, Seide, Edelsteine usw.; die reicheren Römer hielten nun oft mehrere hunderte, ja tausende, und prangten mit ihnen auf dem Forum²², während sie zu Hause in dem Hinterhalt desselben, wo sie als Bäcker, Weber, Spinner, Schuhmacher, Sattler, Gerber, usw. arbeiteten, in engen dumpfen, ungesunden Gemächern dicht aufeinandergedrängt verschmachteteten. Wenn sie ihre Herren am Tische bedienten, durften sie keinen Laut von sich geben; selbst unwillkürliche Laute, wie Niesen, Husten, wurden unbarmherzig bestraft²³. Zu so un-[72]würdigen Dienstleistungen gebrauchte sie der vornehme Römer, daß sich selbst ihre abgestumpfte Natur zuweilen empörte, und daß sie sich wohl aus Verzweiflung ermordeten²⁴. Besonders unerträglich und alle besseren Gefühle in Aufruhr bringend war die Bedienung der römischen Domina (der gnädigen Frau und des Fräuleins); für den geringsten Gegenstand des unendlichen Putzes war je eine besondere Sklavin, mit einem von der nichtswürdigen Arbeit, der sie ihr Leben widmen mußte, entnommenen griechischen Namen, bestimmt²⁵. Die Sklavinnen standen bis um die Hüfte entblößt vor ihrer Gebieterin, die sich mit einem scharfen, eisernen Werkzeuge bewaffnet hatte, um Arme und

²² Über die große Menge von Sklaven, welche Einzelne sowohl als ganze Länder besaßen, vgl. des *Abbate Laurentii Pignorii de servis Romanorum Comment. Patav. 1694*. Die Vorrede ist vorzüglich dem Beweis gewidmet, daß es eine uns kaum glaublich dünkende Menge von Sklaven gegeben habe. Was Griechenland betrifft, so zählte Attika in den Zeiten des Demetrius Phalereus 400 000 Sklaven! Diese Angabe des Ktefikles ist wohl nicht übertrieben. Man vgl. *Plato de Republ. l. IX. ed. Bip. Vol. VII. p. 253: ὅτω ἐστὶ ἀνδραποδα πεντηκοντα ἢ πλειω κ. τ. λ.*

²³ *Senec. Ep. 47. l. I. p. 198. Infelicibus servis movere labra, nec in hoc quidem, ut loquantur, licet. Virga murmur omne compescitur, et ne fortuita quidem verberibus excepta sunt, tussis, sternutamentum, singultus: magno malo ulla voce interpellatum silentium luitur: nocte tota jejuni mutique perstant.*

²⁴ S. Böttiger, Sabina oder Morgenseenen in dem Putzzimmer einer reichen Römerin. Leipzig, 1806. I. Thl. S. 40 ff.

²⁵ Böttiger a. a. O., S. 8, 47: ‚Eine römische Dame aus den Zeiten, wo wir unsere Sabina hinversetzen, hatte mindestens 200 Freigelassene und Sklavinnen zu ihrer täglichen Bedienung.‘ Die Beweisstellen ebendasselbst.

Brust der Unglücklichen bei jedem Versehen derselben verwunden zu können, ja selbst dann, wenn es der Kunst nicht gelingen wollte, Gebrechen der Natur in Schönheiten zu verwandeln, oder die durch Alter und Ausschweifungen verwelkte Blüte zu erneuern. Selbst Ovid erteilt in jenem Buche, welches sich nichts weniger als die Entwicklung einer strengen Sittenlehre zur Aufgabe gemacht hatte, der Domina den Rat, sich nicht über jede geringe Angelegenheit in Wut versetzen zu lassen, weil sie in einer solchen grausamen Bewegung keinen günstigen Eindruck auf den Liebhaber mache, und benutzt selbst *seine* Kunst, menschlicheres Verfahren zu empfehlen. So kam es, daß, wie ein Schriftsteller sagt, der Palast eines römischen Großen einem Schlachthaus zuweilen ähnlich sah, - weil allenthalben befleckt durch das Blut der Sklaven und Sklavinnen²⁶.

Positive Aspekte. Nun haben wir aber auch noch, um nicht einseitig zu werden, [73] das Bessere im Heidentum hervorzuheben. Vorerst ist zu erwähnen, daß sich durch seine ganze Geschichte köstliche Erinnerungen an einen uranfänglichen Zustand bewahrt haben, welcher, wie kein Böses, wie keinen unfrohen, ungehorsamen Sinn gegen die Götter, so auch keine herbe Scheidung unter den Menschen und keine Sklaverei kannte. Und dem Andenken an diesen Zustand waren sinnige Feste gewidmet, auf daß es stets bewahrt werde, und es fehlte nicht an Männern, die von Zeit zu Zeit große Wahrheiten daraus ableiteten²⁷. Auch sonst fehlt es nicht an Institutionen mancherlei Art, die darauf hinwiesen, daß den Göttern auch die Sklaven wertvoll seien, und daß sie dieselben beschützen, und ihre Würger bestrafen. Was nun das erstere, die genannten Feste nämlich, anlangt, so gehören

²⁶ S. Böttiger a. a. O., S. 303 ff, 325 ff. Die Herren machten es eben so. Selbst vom Kaiser Adrian weiß man, daß er einem Sklaven im Zorn mit einem Griffel das Aug ausstieß. Am besten mochte es ablaufen, wenn der Sklave - die Backen aufblasen mußte, damit die Faust desto weicher schlug.

²⁷ Auch Platon beschreibt diesen Zustand im Staatsmanne; obwohl er aber daselbst nicht ausdrücklich sagt, daß es damals keine Sklaven gegeben habe, so paßt doch auch in seine Schilderung durchaus kein Sklave. Auch dies bestimmt mich anzunehmen, daß er die Sklaverei für ein unnatürliches Verhältnis zu halten geneigt war. *Polit. Vol. IV. p. 34-35.* Seine Schilderung gleicht der der Georgica und des Macrobius u. A. durchaus.

hierher besonders die Saturnalien, durch welche die Erinnerung an ein goldenes Zeitalter festgehalten wurde, in welchem es keine Sklaven gab. Diese hatten am Fest des großen Jahres-Gottes volle Freiheit; Freie und Sklaven speisten zusammen und jene bedienten sogar diese. Creuzer weist ferner noch aus Eustathius ein zu Cydonia auf Kreta herkommendes Fest nach, „an welchem alle Freigeborne diese Stadt verließen, und die Sklaven gänzlich Meister von allem waren (παντων κρατουσι), und sogar das Recht hatten, die Freien, welchen sie etwa aufstießen, zu schlagen“²⁸. Mit einem anderen religiösen, den Sklaven gewidmeten Fest, welches Creuzer entgangen ist, macht uns noch Macrobius, der fromme und menschlich gesinnte Konsular, bekannt. Es wurde in Attica gefeiert und sollte anzeigen, daß die Götter die Sklaven geehrt wissen wollen²⁹. Auch folgender römischer Festtag aus [74] folgender Veranlassung entstanden, mag noch hierzu gezählt werden. Atronus Maximus, so läßt derselbe Macrobius den Priester Prätertatus erzählen, schleppte im Jahre 474 der F. R. vor dem Beginn des öffentlichen Schauspiels seinen Sklaven, an einem Pfahl gebunden, und denselben stets geißelnd, im Circus umher. Jupiter zürnte über diese grausame Handlung und befahl einem gewissen Annius im Schlafe, dem Senate anzuzeigen, daß ihm eine so große Grausamkeit sehr mißfalle. Da Annius nicht gehorchte, starb sein Sohn eines plötzlichen Todes und er selbst wurde mit einem Mal an den Füßen gelähmt, nachdem er auch einer zweiten Aufforderung kein Genüge geleistet hatte. Nun erst ließ sich Annius auf einer Tragbahre in den Senat bringen; kaum hatte er sich seines Auftrages entledigt, als er sogleich auch wieder gesund wurde, und nach Hause gehen konnte. Der Senat aber

²⁸ Creuzer, Symbolik und Mythologie, 2. Ausg. II. Bd. S. 217.

²⁹ *Macrob. Saturnal. l. I. c. X. p. 210. Philochorus Saturno et Opi primum in Attica statuisset aram Cecropem dicit: eosque Deos pro Jove Terraque coluisse, instituisseque ut patres familiarum et frugibus et fructibus jam coactis passim cum servis vescerentur, cum quibus patientiam laboris in colendo rure toleraverant: delectari enim Deum honore servorum contemplatu laboris.* - Hiernach wäre übrigens die Sklaverei unter den Griechen schon sehr alt, und es fragt sich, ob dann richtig ist, was Herodot (*l. IV. Schweigh. Vol. III. p. 141.*) erzählt.

beschloß zur Versöhnung des Jupiter, den circensischen Spielen einen Tag hinzuzufügen. So weit Macrobius³⁰.

Institutionen anderer Art, die wir oben erwähnt haben, bildeten die Asyle. Dem Heracles war nach Herodot³¹ ein Tempel zu Canobus in Ägypten geweiht; der bedrängte Sklave, der in denselben flüchtete, und sich die heiligen Zeichen auf seine Haut eingraben ließ, stand unter dem Schutze des Gottes, der [75] einst selbst auch Sklave gewesen, und darum Mitleid mit ihm empfindet. Auch Theseus, gleich dem Heracles ein befreiender Genius, war den Sklaven Patron³². In Rom waren die Vestalinnen, die Tempel, Statuen und Altäre der Götter und Kaiser Zufluchtsorte der Sklaven³³.

Bei den Hindus hatte sich nebst der oben angeführten, ihnen eigentümlichen Begründung ihrer Kasteneinteilung auch noch eine andere Tradition erhalten, welche Windischmann sehr richtig als eine Lehre darstellt, die auf eine mildere Anschauungsweise der Sudras hinarbeitete³⁴. Der ganze Staatskörper wurde nämlich als ein Bild des Brahma-Leibes dargestellt, dessen Haupt die Brahminen, dessen Schultern die Krieger, dessen Lenden die Gewerbetreibenden, dessen Füßen endlich die Sudras entsprossen sind. Nach diesem Bilde erscheinen alle Klassen der Gesellschaft geheiligt, und ein Blut, ein Lebensodem, der göttliche des Brahma,

³⁰ *Macrob. l. I. c. XI. p. 218 sq.*

³¹ *Herod. l. II. c. 117.* - Diese Sitte, den Sklaven Zeichen einzugraben, besteht jetzt noch in Afrika. Als die Portugiesen im sechzehnten Jahrhundert das Königreich Angola eroberten, wurde einer unter ihnen flüchtig; um Schutz bei dem afrikanischen Könige zu erhalten, erbot er sich, ihm ein wichtiges Geheimnis zu eröffnen; aber zuvor solle ihm der Fürst die Zeichen einsetzen lassen und ihn dadurch als seinen Sklaven der den königlichen Schutz genieße, anerkennen. S. *Douville Voyage au Congo, eg. IV.*

³² *Plutarch. Thes. c. 24.* Vgl. Creuzer, *Symbol. und Mythol.*, II. Bd. S. 218.

³³ *Pignor. de serv. Roman p. 10. sq.* wo auch die Beweisstellen sich finden. *Statua miseris perfugium erat, tunc enim magistratus de querelis ipsorum cognoscebat et venire jubebat, ne in potestatem domini reciderent amplius.* Siehe auch Schrader a. a. O., Seite 59.

³⁴ Windischmann, *die Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte*, I. Thl. Indien 3. Abteilung, S. 913 ff., wo überhaupt sehr beachtenswerte Untersuchungen über diese und ähnliche Verhältnisse geführt sind.

beseelt alle Glieder des großen Organismus und verbindet sie zu einem Gesamtleben.

Alle diese Erscheinungen beweisen, daß die Religion auch in ihrem Verfall noch das Tröstlichste für das Menschengeschlecht darbot und lassen uns schon im voraus vermuten, daß die besseren Keime auch in einzelnen Menschen, selbst dann als das Los der Sklaven im allgemeinen höchst grauenhaft geworden war, nicht ganz untätig in der fraglichen Beziehung werden gewesen sein. So ist es eine auch hier einiger Berichtigung bedürftige Behauptung Ritters, daß Platon es nicht der Mühe wert gehalten habe, in seinem Staate zur Bildung der Sklaven Gehöriges vorzuschreiben, indem es von ihm gleichsam dem Zufall, ledig-[76]lich ihnen selbst, überlassen worden sei, ob sie die Mittel zur Abhilfe der notwendigen Bedürfnisse fänden³⁵. Denn einmal ist es dem Platon eine Voraussetzung, über die er gar nicht weiter sprechen will, daß der Herr ihm recht wohlwollend gesinnte und möglichst gute Sklaven zu besitzen suchen solle; denn sie hätten oft eine trefflichere Gesinnung, sagt er, als Brüder und Söhne, und den Herrn und die ganze Familie gerettet³⁶. Solche Sklaven lieferte nun doch nicht der Zufall; dann aber schrieb Platon ausdrücklich vor, sie gut zu erziehen³⁷, und dieselben noch weniger als seinesgleichen zu mißhandeln. Denn wer denjenigen, den er hart behandeln könne, gleichwohl nicht hart handle, und hierin unbefleckt von unfrohem und ungerechtem Wesen sich bewahre, werde ein zu allem Vortrefflichen tüchtiger Mann sein. Selbst Aristoteles, der überaus harte Beurteiler der Sklavenverhältnisse, weiß seiner Theorie vom Sklaven als einem lebendigen, wenngleich abgesonderten Teile seines Herrn eine ansprechende Seite abzugewinnen, indem er sagt, daß sich gerade aus dieser Beziehung beider zueinander das sich gegenseitig Ergänzende und eine gewisse Freundschaft zwischen ihnen erklären lasse³⁸. In

³⁵ Ritter, Geschichte der Philosophie II. Bd., S. 450.

³⁶ *Plato de Legibus l. VI. l. I. p. 301.* ἴσμεν ὅτι που παντες εἰπομεν ἄν ὡς χρη δουλους ὡς εὐμενεστατους κερησθαι και ἄριστουV πολλοι γαρ ἀδελφων ἤδη δουλοι και υἱων τισι κρειττους προς ἄρετην πασαν γενομενοι κ. τ. λ.

³⁷ *L. I. p. 303.* τρεχειν δ' αὐτους ὀρθως κ. τ. λ. Τρεχειν heißt nach dem Zusammenhang nicht bloß ernähren.

³⁸ *Aristot. de Repub. l. I. c. 6.* Ende.

seinem Buch von der Hauswirtschaft gibt er übrigens auch ihn sehr ehrende Verhaltensregeln im Hinblick auf die Sklaven. Unter seinen Besitz- tümern, sagt er, müsse man zuerst das Notwendigste, Beste und Vorzüglichste ins Auge fassen, was doch der Mensch sei. Er solle wohl erzogen werden, alles Nötige reichlich erhalten, und der allgemeine Grundsatz, durch Strafen und *Belohnungen* zu wirken, auch hier gelten. Unter diesen Belohnungen nennt er auch die Freilassung³⁹. [77]

Unter allen Griechen und Römern ist indes vorzugsweise Seneca wegen seiner milden, eines Christen oft nicht unwürdigen Betrachtungsweise der Sklaven berühmt geworden. Es entsteht aber die Frage, ob nicht Seneca etwa wirklich schon unter christlichen Einflüssen stand, und ob dem vorgeblichen Briefwechsel zwischen dem Apostel Paulus und Seneca nicht irgendeine Spur wahrer Tradition zugrunde liegt, ob also der römische Philosoph nicht wirklich in irgendeinem Verkehr mit dem apostolischen gestanden habe. Wir glauben, die etwaige Frage über einen solchen Zusammenhang entschieden verneinend beantworten zu müssen, und zwar, weil Seneca eine *tieferen, religiösen* Betrachtungsweise des Gegenstandes vermissen läßt; er spricht nur vom allgemein menschlichen Standpunkt aus, welchen er freilich beinahe erschöpft⁴⁰. Gleichwie er in seiner schönsten und durchgearbeitet

³⁹ *Aristot. de cura rei famil. l. I. c. 5.* Nicht uninteressant ist es, wahrzunehmen, daß Aristoteles hier den Sklaven nur wenig oder keinen [77] Wein zu geben empfiehlt; auch die Karthager genossen im Kriege keinen Wein und viele Freie enthielten sich desselben, weil er ausgelassen mache. Von der schmähhlichen Art der Spartaner, welche ihre Sklaven berauschten, um durch solchen Anblick die Jugend von der Trunkliebe abzuhalten, weiß demnach Aristoteles nichts.

⁴⁰ *Seneca epp. n. 47. l. I. Vol. II. p. 196 sqq. Servi sunt? immo homines. Servi sunt? immo contubernales. Servi sunt? immo conversi, si cogitaveris tantundem in utrosque licere fortunae p. 200. Haec tamen praecepti mei summa est: Sic cum inferiore vivas, quemadmodum tecum superiorem velles vivere. Quoties tibi in mentem venerit, quantum tibi in servum liceat: veniat in mentem, tantundem in te domino tuo licere: Atego, inquis, nullum habeo dominum. Bona aetas est. Forsitan habebis; nescis qua aetate Hecuba servire coeperit, qua Croesus, qua Darii mater, qua Plato, qua Diogenes? Vive cum servo clementer. Comiter quoque et in sermonem admitte, et in consilium, et in convictum. ... p. 201. Non ministeriis illos aestimabo, sed moribus. Sibi quisque dat mores: ministerio casus assignat. Quidam coenent tecum, quia digni sunt; quidam ut sint. Si quid enim in illis ex sordida conversatione servile est, honestiorum convictus excutiet. ... p. 202. Colant te potius, quam timeant. Dann*

sten [78] Schrift (*Consolatio ad Helviam*), worin er einen verwandten Stoff behandelt, nämlich seine Mutter über seine Verbannung tröstet, ferner in seinem Werke von dem milden Sinne an Nero, worin Schätzbares auch über die Behandlung der Sklaven enthalten ist, die fromme Weltbetrachtung sich nur beiläufig in den Sinn kommen läßt⁴¹, eine so große Aufforderung er auch dazu hatte, so verhält es sich ganz auch mit dem Inhalt seines 47sten Briefes an Lucilius. Wohl verfaßte er diese immerhin denkwürdige Zuschrift an seinen Freund, nachdem er von Korsika nach achtjähriger Ausweisung aus Rom wieder zurückgekehrt war, also selbst die Unbilden des Glückes erfahren hatte, und zu mitleidvoller Teilnahme am Schicksal anderer alle Aufforderung in sich fühlte. Da also diesem Brief ganz das Gepräge seiner übrigen Arbeiten aufgedrückt ist, alle aber samt und sonders eigentümlich Christliches nirgends andeuten, uns aber allgemein bekannt ist, wie der Mensch auch ohne Christus das Gute kennt und billigt, aber nur nicht recht ausübt, so werden wir auch hier nur Veranlassung finden, das Los des gefallenen Menschen zu beklagen, der zwar über viele Verhältnisse des Lebens trefflich denken und sprechen, aber ohne Verbindung mit Christus dem Gedanken keine wahre, Leben umbildende Kraft zu geben weiß⁴².

Wenn wir nun auch, nachdem wir das Schönste, was das Heidentum über die Sklaverei hervorgebracht hat, im wesentlichen mitgeteilt haben, die Sage über das gerühmte Verhältnis des Pythagoräers Archytas von Tarent zu seinen Hausgenossen, einige Stellen aus Ciceros Schriften, namentlich von den Pflichten, aus den arianischen Abhandlungen Epiktets, aus Plutarch, welcher [79] überall in seinen Werken, wo sich Gelegenheit darbietet, eine

auch die Götter in ziemlich entfernter Beziehung . . . *Plane, inquit, prorsus colant, tanquam clientes, tanquam salutatores? Hoc qui dixerit, obliviscetur, id dominis [78] parum, quod Deo satis est, qui colitur et amatur. Non potest amor cum timore misceri.*

⁴¹ *De clement. l. I. c. 7. l. I. Vol. I. p. 435. Quoniam Deorum feci mentionem, optimum hoc exemplum constituam ad quos formetur, ut se talem esse civibus, quales sibi Deos velit.* Vgl. die traurige Stelle *ad Helv. c. 8. l. I. Vol. I. p. 173.*

⁴² So sagt selbst Seneca *de provid. c. 1. Ed. Robkopf Vol. I. p. 299. Cogita, filiorum nos modestia delectari, vernularum licentia: illos disciplina tristiori contineri, horum ali audaciam.*

mildere Behandlung der Sklaven empfiehlt, den Saturnalien des Macrobius, der indes nur den Seneca, oft wörtlich, nachahmt, übergehen, und nur noch auf einige Milderungen der alten Gesetzgebung durch die noch heidnischen Kaiser, namentlich durch Antoninus Pius hinweisen⁴³, so wird uns doch der Vorwurf nicht leicht zu machen sein, daß wir die heidnische Zeit mit Vorliebe nur von ihrer Schattenseite aufgefaßt hätten, um die christliche desto glänzender erscheinen zu lassen. Wir dürfen wohl alles, was auch noch das Heidentum Anerkennungswertes über die Sklaverei hervorbrachte, mit aller Unparteilichkeit hervorheben: die Verdienste des Christentums werden dadurch nicht geringer. Am allerwenigsten aber bedarf dasselbe eines falschen Schmuckes⁴⁴.

Die christliche Sichtweise der Sklaverei. Indem wir nun, nachdem wir die Betrachtungsweise der heidnischen Welt von der Sklaverei vorgelegt haben, die Lösung unserer eigentlichen Aufgabe versuchen, so werden wir wohl zuerst die christliche Anschauung des Sklaven entwickeln müssen, womit wir die Darlegung der nächsten und unmittelbarsten Folgen, welche diese Anschauung für ihn hatte, verbinden; hierauf wird erst die Beschreibung dessen, was zur wirklichen Aufhebung der Sklaverei geschah und wie es geschah, folgen können. In bezug auf Zeiten- und Völkerverhältnisse aber, unter welchen das Christentum wirkte, bietet sich eine sehr natürliche Abtheilung dar; zuerst nämlich haben wir dem Geist des Christentums in seinem Zusammentreffen mit der von ihm zu überwindenden Sklaverei unter Römern und Griechen unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden, sodann aber auseinander-zusetzen, wie er sich unter den Germanen in derselben Beziehung tätig erwies. Beide geschichtliche Massen unterscheiden sich vorzugsweise dadurch voneinander, daß die erstere **[80]** vorherrschend Grundsätze des Han-

⁴³ *Instit. Justin. l. I. tit. 8. §. 2. l. I. p. 60. Ex constitutione divi Pii Antonini, qui sine causa servum suum occiderit, non minus puniri jubetur, quam qui servum alienum occiderit. Sed et major asperitas dominorum ejusdem principis constitutione coercetur etc.* Durch das auch auf Sklaven angewendete, und durch Antoninus bestätigte Asylrecht derselben. Vgl. Schrader z. d. Stelle.

⁴⁴ Über die mildere Sklaverei bei den Hebräern wollen wir nichts vorbringen, da dieses Verhältnis Theologen bekannt genug ist.

delns und nur die ersten Übergänge des Gedankens in das Leben enthält, die zweite dagegen die bereits vorhandenen Gedanken verwirklicht uns darbietet. Das Mittelalter nämlich ist es, welches sich das Verdienst der vollständigen Aufhebung der *eigentlichen* Sklaverei erwarb; denn, obgleich wir sehen werden, daß die Christen vom zweiten Jahrhundert an Sklaven in großen Massen, daß sie sie zu Hunderten und Tausenden auf einmal entließen, so bestand gleichwohl die härtere Knechtschaft noch bis tief ins Mittelalter hinein fort. Übrigens bedarf es kaum der ausdrücklichen Bemerkung, daß wir auch in der zweiten Abteilung nicht abschließend von dem Wirken des Christentums unter den germanischen Völkern sprechen werden: auch auf die Griechen wird noch Rücksicht zu nehmen sein; wenn wir also sagten, daß in der ersten Abteilung von dem Einfluß des Christentums auf die Aufhebung des fraglichen Instituts unter Römern und Griechen, im zweiten unter den Germanen werde gehandelt werden, so war damit lediglich gemeint, daß hier das Christentum unter den letzteren nur eine überwiegende Berücksichtigung verdiene.

Wandel im Menschenbild. Finden wir im Heidentum eine, den lebhaftesten Schmerz erweckende Auffassung eines so großen, ja man wird ohne Übertreibung sagen dürfen, des größeren Teils der Menschheit, so lag eine der wichtigsten Ursachen dieser Erscheinung darin, daß der Mensch nur in seinen irdischen Beziehungen, daß er nur als Zeitwesen begriffen wurde. Was konnte daran liegen, ein so flüchtiges Dasein zu vernachlässigen, und was konnte es so leicht möglich machen, von dem Vorübergehenden eine Ansicht zu gewinnen, welche dringend darauf hingewiesen hätte, daß er zu Wichtigerem vorhanden wäre, als eben auch einen vorübergehenden Gebrauch, den möglichst nützlichen, von ihm zu machen, ungefähr, wie von einem Tiere, das heute ist und morgen verschwindet? Erst mit dem Christentum verbreitete sich der feste Glaube über die Völker der Erde, daß der eigentliche Mensch im Menschen in einem Geiste bestehe, der nie vergeht, und das jetzige Leben Folgen für eine unermessliche, für eine ewige Zukunft habe. Da diese Wahrheit durch den Sohn Gottes selbst verkündet wurde, welcher durch seine Menschwerdung und seinen Opfertod an sich schon das spre[81]chendste Zeugnis von der Liebe Gottes gegen die Menschen, und von der erhabenen

Bestimmung und Würde derselben abgab, so befestigte sich der Glaube an Unsterblichkeit aufs Tiefste; er war ja nicht gekommen, etwa nur von einem zeitlichen, sondern von einem ewigen Elend die Menschen zu erlösen. In demselben Maße wie die Betrachtung des Menschen, als eines zum ewigem Leben bestimmten Wesens, hervortrat, traten seine bloß zeitlichen Verhältnisse in den Hintergrund, und mitten durch die vergängliche, dem niederen Dasein angehörige Ungleichheit leuchtete eine höhere Gleichheit aller hindurch, und die große Wahrheit von Gott, dem Vater aller ohne Unterschied, war zum Verständnisse vorgedrungen. Daher trugen auch schon die Apostel kein Bedenken, den Sklaven die Heilslehre anzubieten und diejenigen aus ihnen in die Kirche aufzunehmen, welche sich zum Glauben an Christus bekannten. Daher lehrte Paulus, in Christus sei kein Unterscheid zwischen dem Griechen und dem Juden, zwischen Beschneidung und Vorhaut, dem Barbaren, Skythen, Sklaven und Freien, sondern Christus sei alles in allem⁴⁵. Um diese und ähnliche Stellen vollkommen zu verstehen, muß man sich der oben aus Aristoteles mitgeteilten Ansichten der Griechen von den Barbaren erinnern; es schauten nicht nur die Juden mit verachtendem Hochmut auf alle Nicht-Juden herab, sondern auch die Griechen auf alle Nichtgriechen, welche sie, wie wir wissen, für Sklaven von Natur, für Menschen von an sich niedrigerer Art hielten. In der That mochte der Hellene, im Hinblick auf die hohe Bildung seines Volkes, und dessen, von diesem Standpunkt aus, unbestreitbaren Vorzüge vor den übrigen Nationen, nicht minder hartnäckige, weil von Kindheit an anerzogene, Vorurteile gegen eine innige Brüdergemeinschaft mit denen, die er Barbaren nannte, zu besiegen haben, als der Jude. Wie befremdend aber mag es erst dem griechischen und römischen Herrn gewesen sein, wenn er sich mit seinem Sklaven als eins in Christus betrachten sollte, wenn ihm ein Gesichtspunkt eröffnet wurde, von dem aus er in sich nicht mehr und nicht weniger Wert, als eben auch in seinem Knechte finden sollte! Deshalb sah sich wohl auch Paulus veranlaßt, so [82] oft diese Verhältnisse zu berühren und die Lehre des Evangeliums einzuschärfen.

⁴⁵ Kol. III, 11. Gal. III, 28.

Wandel von innen her. In Bezug auf die äußeren Verhältnisse der Sklaven drangen indes die Apostel auf keine andere Veränderung, als auf eine solche, die sich bei Jüngern des Herrn schlechthin von selbst ergeben mußte. Petrus und Paulus fordern die christlichen Sklaven auf, ihren Herren dem Fleische nach gehorsam zu sein, mit Furcht und Zittern, in Einfalt des Herzens, wie Christus selbst⁴⁶, und zwar den harten, wie den milden⁴⁷. Sie sollen nicht bloß Augendiener sein, nicht bloß die Gunst ihrer Herren sich zu erwerben suchen, sondern aufrichtig und mit dem Bewußtsein dienen, daß sie in ihrem Beruf Gottes Willen erfüllen und für das Gute, das sie in ihren Verhältnissen tun, vom Heiland werden belohnt werden⁴⁸. Auf der anderen Seite werden auch die Herren ermahnt, hartes Vorgehen gegen ihre Sklaven zu lassen und zu bedenken, daß sie nicht schlechthin Herren seien, sondern selbst auch einen Herrn im Himmel haben, dem sie Rechenschaft geben müssen, und bei welchem kein Ansehen der Person gilt⁴⁹. So ließen demnach die Apostel, zunächst nur die Umgestaltung des inneren Menschen bezweckend, die äußeren Verhältnisse an sich, wie sie waren, da wahres Geistesleben, wenn die Keime dazu einmal vorhanden sind, an sich unter allen Umständen gedeihen kann; der als Sklave Berufene sollte Sklave bleiben, und nicht unzufrieden werden, sondern eingedenk sein, daß er ein Freigelassener des Herrn wäre, und der als Freier Berufene erwägen, daß er ein Knecht des Herrn wäre⁵⁰: in die beiden gemeinsame Beziehung zu Christus sollten alle übrigen Verhältnisse aufgenommen, und in derselben, wenn sie sich nur mit einer geheiligten Willensrichtung nicht geradezu unverträglich erwiesen, angeschaut werden. Diese und ähnliche Grundsätze trugen die Apostel nicht bloß mündlich und schriftlich vor, sie betätigten sie auch im Leben. Als Onesius dem Philemon aus Laodicäa, seinem Herrn, entlaufen war, fiel es dem Apostel Paulus nicht ein, durch seine Vermittlung das bereits schon sehr auseinander ge-

⁴⁶ Eph. VI, 5. Col. III, 22-25.

⁴⁷ 1. Petr. II, 18.

⁴⁸ Eph. VI, 6-8.

⁴⁹ Eph. VI, 9.

⁵⁰ I. Kor. VII, 21-22.

gangene Verhältnis beider vollends zu lösen und auf Befreiung des Sklaven zu drängen; er schickte ihn vielmehr, innerlich neugeboren, wieder zurück, und bat nur, denselben liebevoll wieder aufzunehmen und als Bruder in Christus zu behandeln⁵¹.

Wir können die Frage ganz unentschieden lassen, ob die Apostel auch nur eine Ahnung von der einstigen völligen Aufhebung der Sklaverei hatten; war ja doch dieselbe so sehr in alle Verhältnisse des öffentlichen und häuslichen Lebens verwickelt, daß es höchst schwer sein mußte, einen Fortbestand der bürgerlichen Existenz ohne dieselbe für möglich zu halten. Aber die umgestaltenden Grundsätze waren einmal mitgeteilt, aus denen eine neue Welt hervorgehen mußte, denn die begriffene, innere Gleichheit machte sich notwendig allmählich von selbst auch nach außen geltend, und strebte, sich hier im Bilde wiederzufinden, so, daß das erkannte, gleiche Verhältnis aller zu Gott eben auch eine Gleichheit aller vor den Menschen suchte, versteht sich, mit jener in der Natur menschlich-sozialer Verhältnisse gelegenen Beschränkung. Aber kein äußerer Befehl sollte die große Veränderung herbeiführen; nur als Erweis freien Dankgefühls gegen den Erlöser, der uns von der Sünde und der Verdammung befreit, und dem zu Liebe darum auch die schmachvollen Fesseln, mit denen der Bruder den Bruder gefangen hielt, gelöst werden müßten, konnte die Veränderung einen sittlichen Wert haben.

Zuerst Befreiung von den inneren Fesseln. In den christlichen Schriften, die unmittelbar nach den Zeiten der Apostel noch im ersten und im zweiten Jahrhundert herausgegeben wurden, findet sich nichts bezüglich der Verhältnisse der Sklaven. Aus dem dritten Jahrhundert ist uns indes die Apologie des Origenes Zeuge, daß die Christen inzwischen sehr tätig und glücklich in der Bekehrung der Sklaven gewesen waren, und diese hinwiederum auch ihre Verhältnisse bestens benutzten, um in ihren Kreisen dem Christentum Anhänger zu werben. Besonders widmeten sie den Frauen und den Kindern des Hauses ihre apo[84]stolische Aufmerksamkeit, machten sie mit dem Heiland der Welt bekannt und führten sie in die christliche Kirche ein. Dieselben Stellen bei

⁵¹ Phlm. XVI.

Origenes, welche uns von dem Gesagten in Kenntniss setzen, geben uns auch die Beweise an die Hand, daß die heidnische Welt immer noch von der unseligen Verblendung eingenommen war, die Sklaven seien an sich für alles Höhere unfähig, ja daß selbst Männer, die sich unter die Gebildetsten zählen durften, es den Christen zum besonderen Vorwurf machten, daß sie sich mit Liebe dieser verachteten, tiefgesunkenen Klasse von Menschen widmeten, um sie aus dem Abgrund des Verderbens zu befreien. Auf der anderen Seite legten die Christen gerade darauf den größten Wert, und fanden in der täglich aufs Neue sich bestätigenden Tatsache, daß es ihnen gelinge, Menschen für höhere Bestrebungen zu gewinnen, an deren sittlichen Verwandlung alle menschliche Weisheit verzweifelte, den Beweis einer ihrer Lehre innewohnenden, göttlichen Kraft. Celsus, der Philosoph, gewann daher sogar einerseits die Meinung, es sei Grundsatz der Christen, ihre Gemeinde dürfe nur aus verworfenen Menschen bestehen; denn der Gedanke, daß sich die Christen mit dergleichen gern in Verbindung setzten, um sie zu bessern, war ihm schwer zugänglich, weil er nicht glaubte, daß sie gebessert werden könnten; andererseits, und hiermit in genauem Zusammenhang, verabscheuten die Christen das Talent an sich, und jegliche Bildung desselben. In dieser Beziehung sagte er: ‚Darin bestehen ihre (der Christen) Grundsätze: Kein Unterrichteter, kein Weiser, kein Einsichtsvoller komme zu uns; denn solches zu sein, halten wir für böse; sondern, wer ungelehrt, wer unverständlich, wer ungebildet, wer einfältig ist, nähre getrost die Hoffnung in sich, der Unsrige zu werden. Indem sie von freien Stücken eingestehen, daß solche Menschen ihres Gottes würdig seien, erklären sie, daß sie lediglich Toren, Niedriggeborene, Blödsinnige, Sklaven, Weiblein und Kinder bereden wollen und können⁵². Nachdem Origenes die [85] einer solchen Ansicht zugrunde gelegenen Mißverständnisse

⁵² *Orig. adv. Cels. l. III. §. 44. Opp. Ed. De la Rue. Tom. I. p. 475.* Celsus konnte sich um so eher in seinen tief-heidnischen Vorurteilen, daß Wahrheit, Weisheit und Tugend nur für einen, und zwar den kleineren Teil der Menschen seien, befestigen, als zu seiner [85] Zeit faktisch nur sehr wenige aus den höheren Ständen dem Christentum angehörten. So sagt Hieronymus *ad Pam-mach. ep. 54. (Opp. Ed. Mart. Tom. IV. P. II. p. 385.) Tunc rari sapientes, potentes, nobiles Christiani.*

in ausführlicher Darstellung aufgedeckt und insbesondere gesagt hatte, daß die Christen nicht die Weisheit und Wissenschaft, sondern nur den der größten Unwissenheit in den göttlichen Dingen sich oft beimischenden Weisheitsdünkel verabscheuten, fügt er noch bei: „Wir bekennen offen, daß wir alle Menschen durch das Wort Gottes bilden wollen, wenn Celsus auch nicht damit einverstanden ist; hiernach teilen wir auch den Jüngeren die ihnen angemessenen Ermahnungen mit *und leiten die Sklaven an, wie sie einen edlen Sinn in sich erzeugen können, und so durch das Wort frei werden*⁵³. An anderen Orten tadelt Celsus also die Christen: nie verkehrten sie mit gebildeten Männern, nie wagten sie es, unter solchen das ihrige vorzutragen; wo sie aber Knaben, Sklaven und Dummköpfe versammelt fänden, drängten sie sich hinzu und haschten nach Beifall. In den Häusern sähe man Wollenspinner, Schuhmacher, Gerber (dies waren die Sklaven, s. oben), überhaupt ganz Ununterrichtete und völlig Rohgesinnte vor Knaben und Weibern Wunderdinge erzählen; in Anwesenheit der Älteren und Verständigeren schwiegen sie. Sie sagten sogar den Kindern, ihre Väter und Lehrer seien nicht zu hören; denn was sie wüßten, wäre nur Torheit, und womit sie sich beschäftigten, nichts wert; glaubten sie aber ihnen (den Sklaven), so werde die ganze Familie glücklich. Während dieser Unterhaltung trete etwa der Lehrer ins Zimmer, sogleich sei wieder alles still; kaum aber habe er sich entfernt, so fingen die Sklaven aufs Neue an und sagten: in Gegenwart des Vaters und des Lehrers sei nichts Gutes vorzubringen; denn sie fürchteten ihre Verkehrtheit und Grausamkeit; wenn sie Nützliches lernen wollten, sollten sie sich **[86]** in das Frauenzimmer begeben, oder in ihre Werkstatt⁵⁴. Es ist nicht nötig, die treffliche Erwiderung des Origenes auf dergleichen Anklagen anzuführen; aber so viel ersehen wir, daß das Christentum schon im zweiten Jahrhundert, welchem Celsus angehört, sehr segensreich unter den Sklaven gewirkt hatte, und daß

⁵³ *Orig. adv. Cels. l. I. §. 54. p. 485.* Ὁμολογοῦμεν δε παντας εἶθελειν παιδεύσαι, τῷ του θεου, καὶ μη βουληται Κελσος, λογῶ, ὥστε καὶ μερακιῶς μεταδιδοναι της ἀρμοζουσης αὐτοῖς προτροπης, καὶ οἰκιστριψιν ὑποδεικνυναι, πως ἔλευθερον ἀναλαβοντες φρονημα, ἐξευγενισθειεν ὑπο του λογου.

⁵⁴ *Orig. l. I. §. 18. p. 458. §. 52. p. 482. §. 55. p. 484.*

dieselben mit vieler Heilsbegierde dem Evangelium entgegenkamen, *durch dasselbe neue Menschen wurden*, und dann sogar durch weitere Verbreitung desselben sich dankbar erwiesen. Diesen Gang der Befreiungsgeschichte der Sklaven forderte schon die gemeinste Einsicht. Bevor sie auf einer höheren Stufe sittlicher Bildung standen, konnte eine jede äußere Befreiung nur verderblich wirken; und gewiß, hätte das Christentum schlechthin Befreiung der Sklaven gepredigt, und wäre es ihm gelungen, sie ohne vorhergegangene Ablösung der inneren Fesseln durchzusetzen, es hätte eine Verwüstung herbeigeführt, ähnlich der, wenn die Hölle selbst alle ihre Bewohner mit einem Male aussendete, und diese auf der Erde ihrer Willkür überließe: in der durch das Christentum hervorgerufenen allgemeinen Zerstörung würde es selbst seinen Untergang gefunden haben. Auf der anderen Seite aber müssen wir uns auch zum Bekenntnis herbeilassen, daß die ganze Weltgeschichte keine erhabenerere Erscheinung darbiete, als die, daß das Christentum, nachdem es so viele Sklaven in sich aufgenommen hatte, in denselben das Bestreben, sich eigenmächtig auf revolutionärem Wege die Freiheit zu verschaffen, nicht aufkommen ließ. Es konnte den christlichen Sklaven bald nicht entgehen, ja der Priester des Evangeliums rief dieses Selbstgefühl geflissentlich hervor, daß sie in Bezug auf wahre Bildung weit höher stünden, als ihre heidnischen Herren; gleichwohl blieben sie ihnen untertan und retteten die Ehre des Glaubens, der, aufrührerisches Wesen erzeugend oder es nur nicht zu hemmen vermögend, sich in den Augen aller Welt ein bleibendes Denkmal der Schande und ihm beigemischten fleischlichen Strebens errichtet hätte. Aber gerade das, wodurch sich der Sklave über seinem Herrn erhaben wußte, enthielt auch die Kraft in sich, sich ihm zu unterwerfen; die Überzeugung, ein Bürger des Reiches Gottes zu sein, ent[87]schädigte ihn reichlich dafür, daß er kein Bürger irdischer Reiche war; das Bewußtsein der Kinder Gottes setzte über den Mangel bürgerlicher Freiheit hinweg, und die Hoffnung einer jenseitigen Seligkeit ließ den Jammer dieses Lebens in Geduld auf sich nehmen. Fürwahr ein ewig rühmliches Zeugnis für das Christentum und die himmlische Kraft, die in ihm wohnt, bietet sein Verhältnis zur Sklaverei dar. Es ist dies um so mehr anzuerkennen, als es nicht ausbleiben konnte, daß christliche Sklaven, wenn

sie ihrem Glauben im Leben Folge leisten wollten, oft in die bedenklichsten Kollisionen mit ihren Herren und Frauen kommen mußten. Die heilige Potamiana z. B., eine Sklavin, deren Andenken Eusebius in seiner Kirchengeschichte frommen Sinnes aufbewahrt hat⁵⁵, willigte in die unreinen Zumutungen ihres Herrn nicht ein; sie wurde von demselben bei einer Verfolgung dem Gericht als Christin überliefert und Märtyrerin. Wie oft mochte sich derselbe Fall, wie oft mochten sich ähnliche ereignet haben, in welchen die Sklaven und Sklavinnen bis zum Äußersten getrieben wurden? Sie duldeten, bis sie der Tod in ein höheres Leben einführte. Die Märtyrergeschichte erwähnt nicht weniger, ihr angehöriger Sklaven; dahin gehören die heiligen Eutyches, Victorinus, Maro, Rereus, Achilleus u. a. Welchen Qualen mögen sie nicht oft überantwortet gewesen sein, ehe sie nur den öffentlichen Gerichten anheimfielen, und zu dem Zeitpunkt gelangten, wo die Leiden des freien Christen, wenn er seines Glaubens wegen Verfolgung litt, ihren Anfang nahmen? Gleichwohl gewahren wir nirgends eine Spur von Widersetzlichkeiten, und jenen geheimen politischen Verbindungen, welche die Römer den Christen so oft vorwarfen.

Indes darf man sich der Meinung nicht überlassen, als seien die Sklaven ganz vorzugsweise empfänglich für die Aufnahme des göttlichen Wortes gewesen. So sehr ihnen die Vorsehung in ihrer gedrückten Lage eine Vorbereitung für das Evangelium anbot, so erwiesen sich doch sehr viele wegen ihrer äußersten Roheit eben so unzugänglich für dasselbe, als so manche aus den höheren [88] Ständen; beide hatten gleich abgestumpfte Sinne. Noch im vierten Jahrhundert bezeugt uns dies Hieronymus⁵⁶.

Was die christlichen Familien anlangt, die aus Freien und Sklaven bestanden, so war das herbe Los der letzteren in den ersten christlichen Jahrhunderten so gemildert, daß man wohl sagen

⁵⁵ *Eus. hist. eccles. l. VI. c. 5. cf. Pallad. hist. Laus. c. 3.*

⁵⁶ *Ep. XLVII. ad Furiam Opp. Ed. Mart. Tom. IV. P. II. p. 559. Ubi frugalitas, ibi damna servulorum. Quidquid non tulerint, sibi oblatum putant: nec considerant de quanto, sed quantum accipiant. Ubicunque viderint Christianum, statim illud de trivio, ὀ γραικος, ὀ ἐπιθετης. Hi rumores turpissimos serunt (gegen ihre christlichen Gebieter): et quod ad ipsius egressum est, id ab aliis se audisse simulant, iidem autores et exaggeratores etc.*

darf, nur dem Rechte nach habe hier noch das genannte Institut bestanden, im wirklichen Leben aber sei es nicht mehr gefühlt worden. Lactantius sagt: „Es dürfte aber jemand erwidern: sind nicht auch bei euch einige arm, andere reich, einige Sklaven, andere Herren, gibt es also keinen Unterschied zwischen den einzelnen? Nein: aus keiner anderen Ursache nennen wir uns Brüder, als weil wir uns alle für gleich halten; denn da wir alles Menschliche nicht auf eine äußerliche Weise, sondern nach seinem inneren Wert würdigen, so haben wir, obgleich die äußerlichen Verhältnisse verschieden sind, dennoch keine Sklaven, sondern sie gelten uns als Brüder im geistlichen Sinne, und wir nennen sie auch Brüder, in Beziehung auf Christus aber Mitknechte⁵⁷. Es muß ein solches Verhältnis in Wahrheit [89] bei den Christen vorhanden gewesen sein, weil sich sonst Lactantius unmöglich so sicher und bestimmt, so ohne alle Furcht, tatsächlich widerlegt zu werden, in dieser Weise aussprechen konnte.

Johannes Chrysostomus. Niemand sammelte sich nach den Zeiten des Apostels Paulus ein reicheres Verdienst um die Sklaven als der heilige Chrysostomus, dieser in jeder Beziehung wahrhaft große Mann. Er nimmt sehr oft in seinen Predigten auf dieselben Rücksicht, verbreitet sich über die Entstehung und das Wesen der Sklaverei an sich und über die Veränderung, die durch Christus in den Begriffen von Freiheit und Unfreiheit eingeleitet wurde; dringt mit ernstesten Worten auf ein christlich-brüderliches Verhältnis zwischen Herren und Sklaven, und die aufmerksamste Erziehung und Bildung der letzteren, und fordert am Ende gera-

⁵⁷ *Lact. Divis. Institut. l. V. c. 16. Ed. Bas. 1521. p. 219. Dicit aliquis: nonne sunt apud vos alii pauperes, alii divites, alii servi, alii domini, nonne aliquid inter singulos interest? Nihil: nec alia causa est, cur nobis invicem fratrum nomen impertiamur, nisi quia pares esse nos credimus; nam cum omnia humana non corpore, sed spiritu metiamur, tametsi corporum sit diversa conditio, nobis tamen servi non sunt, sed eos et habemus, et dicimus spiritu fratres, religione conservos. C. 15. stellt er folgende Grundsätze auf: Deus enim, qui homines generat et inspirat, omnes aequos, id est pares esse voluit. Eandem conditionem vivendi omnibus posuit, omnes ad sapientiam genuit, omnibus immortalitatem sponndit. Nemo beneficii ejus coelestibus segregatur. Nam sicut omnibus unicum suum lumen aequaliter dividit, emitit omnibus fontes, victum sumministrat, quietem somni dul[89]cissimam tribuit, sic omnibus aequitatem, virtutemque largitur. Nemo apud eum servus est, nemo dominus. Si enim cunctis idem pater est, aequo jure omnes liberi sumus. Nemo Deo pauper est, nisi qui justitia indiget; nemo dives, nisi qui virtutibus plenus est etc.*

dewegs zu Freilassung derselben auf. Wohlwissend, daß er durch dergleichen Belehrungen und Ermahnungen vielfachen Anstoß errege, sagt er: es sei ihm bekannt, daß er seinen Zuhörern beschwerlich werde, gleichwohl werde er nicht aufhören, immer wieder darauf zurückzukommen⁵⁸. Es lohnt der Mühe, ihm im Einzelnen zu folgen. Zur Zeit des heiligen Chrysostomus begannen sehr viele ein ernstes Nachdenken über die Sklaverei; eine geheime Unruhe scheint einen großen Teil der Sklavenbesitzer gequält zu haben, man zeigte sich ängstlich, ob wohl der Besitz gerecht sei, und auf welche Ursachen er darum zurückgeführt werden müsse⁵⁹. Chrysostomus nun beantwortet an verschiedenen Orten die Frage so: Gott schuf Adam und Eva frei und beide gleich frei; auch wurde kein Sklave⁶⁰ zu ihrer Bedienung miter-schaffen. Abel, Seth und Noah [90] hatten auch noch keine Sklaven⁶¹, es ist demnach unbestreitbar, daß ursprünglich gleiche Freiheit für alle war⁶². Die Sünde aber, von Adam begangen und auf seine Kinder fortvererbt, hatte im Gefolge ihres vielfachen Fluches die Unfähigkeit der Menschen sich selbst zu beherrschen und zu leiten. Nun entstanden allmählich drei Arten von Knechtschaft: 1) wurde das weibliche Geschlecht dem männlichen, 2) je einer oder einige Menschen einem anderen, 3) endlich viele einem einzigen unterworfen. Die erste Art der Knechtschaft ist die des Weibes unter dem Mann in der Ehe, die zweite nennen wir das Verhältnis des Sklaven zu seinem Herrn im Familienleben; die dritte das Verhältnis des Untertanen zu seinem Fürsten im Staate: die härteste Knechtschaft von allen, denn hier gibt es Schwerter, Henker, Todesstrafen. Alle diese drei Verhältnisse sind göttliche, durch den Sündenfall notwendig gewordene Anordnungen; sie sind als göttliche Strafen und Erziehungsmittel zugleich zu betrachten. Was den Staat betrifft, so ist ganz besonders und für alle Zeiten geltend zu machen, daß es sich mit ihm, wie mit einem

⁵⁸ *Chrysost. hom. XL. in ep. I. ad Cor. Opp. Ed. Montfaucon. Tom. X. p. 385.*
 Ὅτιδαμεν ὅτι φορτικὸς εἶμι τοῖς ἀκούουσιν ἄλλα τι παῖθω; εἰς τοῦτο κείμαι, καὶ οὐ παύσομαι κ. τ. λ.

⁵⁹ *Hom. XXII. in ep. ad Eph. l. I. Tom. IX. p. 177.*

⁶⁰ *Orat. in Lazar. Tom. I. p. 782.*

⁶¹ *Hom. XXII. in ep. ad Eph. Tom. IX. p. 177.*

⁶² *Hom. XXIX. in Genes. Tom. IV. p. 290.*

Vater und seinen Kindern verhält. Wenn die Söhne die liebevolle Güte ihres Erzeugers verachten, übergibt er sie strengen Führern; ebenso Gott: da die Menschen seine Güte mißbrauchten, setzte er Fürsten als Lehrer und Erzieher über sie, um ihren Ungehorsam zu bändigen⁶³. Daß aber die Sklaverei insbesondere nur eine Folge der Sünde ist, aber auch gewiß eine Folge derselben, und zwar von Gott zur Strafe verhängt, ergibt sich aus sehr klaren Belehrungen, die uns das alte Testament darbietet. Als Cham unehrerbietig gegen seinen Vater handelte, erging der Fluch über ihn: „Chanaan wird der Sklave der Sklaven (der schlechteste Sklave) seiner Brüder [91] sein“⁶⁴. Wenn man aber entgegen wollte, warum doch Chams Sünde den Söhnen zur Strafe angerechnet worden sei, warum Adams Sünde dem ganzen Geschlecht, warum es also auch viele solche Sklaven gebe, die nicht unehrerbietig gegen ihre Eltern waren, so ist zu erwidern, daß wir aus der Natur der menschlichen Sündhaftigkeit, die wir durch eigenes Übertreten der Gebote Gottes bestätigen, nicht aus dieser oder jener

⁶³ *Sermo IV. in Genes. Tom. IV. p. 639.* Καθ'απερ γαρ φιλοστοργος πατηρ παιδας εις αυτον ραθυμουντας, και δια την πατριικην φιλοστοργιαν καταφρονουντας αυτου, δια την αγαθητητα παιδαγωγους και διδασκαλους εκδιδωσι φοβερους ουτω και ο θεος την φυσιν την ημετεραν καταφρονουσαν αυτου, δια την αγαθητητα, καθ'απερ διδασκαλους και παιδαγωγους τοις αρχουσιν εξεδωκεν, ωστε αυτους επιστρεψαι αυτων την ραθυμιαν.

⁶⁴ *Genes. IX, 25.* Auf diese Stelle berufen sich viele Kirchenväter und mancher an vielen Orten, um den Ursprung der Sklaverei zu erklären. Z. B. Chrysostomus außer der eben angeführten Stelle noch *Hom. XXIX. in Gen. Tom. IV. p. 290. Serm. V. in Gen. p. 665. Homil. in Ep. ad Eph. XXII. Tom. IX. p. 141. Ambros. Noe, c. 30.* sagt sehr gut, um zu erklären, warum Chanaan, Chams Sohn, statt seines Vaters verflucht worden sei: *Et pater in filio, et in patre filius redarguuntur, habentes stultitiae, nequitiae, impietatis quoque commune consortium. Nec poterat fieri, ut bonum generaret filium, qui bono patre nequam filius et naturae et eruditionis degener extitisset.* Cornelius a Lapide macht in seinem Commentare zu obiger Stelle unter anderem die Anmerkung: *nota, poenam peccati esse servitutem: hinc et servi facti et dicti sunt a servando, quod bello capti, cum possent occidi quasi hostes et nocentes, ex quadam indulgentia in vita servarentur servi, sive ad serviendum.* (Eine Etymologie, die man gar häufig findet; wobei hier noch zu bemerken ist, daß die Kabaoniten, ein chanaanäischer Stamm, mit dem Leben davon kamen, aber doch von den Israeliten zu Sklaven gemacht wurden.) *Rursum, qui noluit esse filius reverens, punitur ut fiat servus; justum enim est, ut servili subjectione prematur is, qui filialem, suavemque ac naturalem subjectionem, seu servitutem, violare non erubuit.*

besonderen Erscheinung derselben die Sklaverei ableiten. Die Sünde an sich ist Knechtschaft, und hat darum Knechtschaft jeder Art zur Folge⁶⁵.

Durch diese Ableitung der Sklaverei konnten sich indes die Herren sehr geschmeichelt fühlen, was keineswegs der Absicht des heiligen Chrysostomus entsprach. Da er die Wurzel der Knechtschaft in der *allen* gemeinsamen Sünde aufgesucht hatte, so [92] mußte der Unterwerfende wie auch der Unterworfenen als schuldig erfunden werden. Daher bezeichnet er auch als böse Affektion des Ersteren, Geiz, Habsucht, Übermut und gemeine Gesinnungen überhaupt⁶⁶. So hatte er also die Sünde der Sklaverei als eine Gesamtschuld und Gesamtstrafe der Menschen aufgefaßt, als ein schmerzliches Verhältnis, als einen qualvollen Zustand, unter welchem alle leiden, nur in je anderer Weise; aber doch auch zugleich als eine Läuterungsanstalt, in welcher sich die Gewalt des Bösen an ihren eigenen Ausbrüchen zerstört.

Sklaverei dem Namen nach. Da nun aber mit Christus Befreiung vom Bösen eintritt, wie wird es sich unter seinen Freunden mit der Sklaverei verhalten? In der christlichen Kirche, sagt Chrysostomus, gibt es keine Sklaverei im alten Sinne des Wortes; sie ist nur noch *dem Namen nach* unter den Jüngern des Herrn, die *Sache* hat aufgehört. Gleichwie in Christus die Erbsünde mit ihren Folgen hinweggenommen, und selbst vom Tode nur noch der Name übrig geblieben ist, denn für die mit ihm Verbundenen hat er seine Schrecken verloren und ist nur mehr noch Übergang in ein seliges Leben, ja selbst der Name ‚Tod‘ in den des Schlafes verwandelt wurde (Joh 11, 11; 1 Thess 4, 12.), so ist kein lebendiger Christ ein Sklave; denn nur wer Sünde tut, ist Sklave; die Wiedergeborenen sind Brüder. Sobald also die heilige Gesinnung eingetreten ist, sind diejenigen unter dem Namen der Brüder ineins verbunden, die früher unter dem Namen der Sklaverei als

⁶⁵ *Serm. V. in Genes. Tom. IV. p. 665.* Πασα ἄμαρτια δουλειᾶ συγκληρωται, και φυσιν ἄμαρτιας, οὐ διαφοραν ἄμαρτιας ἤτιασαμην μονον ὡσπερ οὖν ἅπαντα μεν τα ἄνιατα νοσηματα εἰς θανάτον ἄγει, οὐχ ἅπαντα δε της αὐτης ἐστι φυσεως ὁτῷ ἄμαρτηματα ἅπαντα μεν δουλειαν τικει, οὐχ ἅπαντα δε της αὐτης ἐστι φυσεως.

⁶⁶ *Homil. in ep. ad Eph. l. I. p. 163.* Ἡ πλεονεξία την δουλειαν ἐτεκε, ἡ πλεονεξία κ. τ. λ.

Herr und Knecht einander gegenüberstanden⁶⁷. Den Wohlgeborenen macht jetzt nicht mehr die leibliche Geburt, sondern die Wiedergeburt; nicht Glanz der Eltern, sondern eigene Tugend wird verlangt⁶⁸. Chrysostomus fügt dieser Stelle Folgendes bei: ‚Du sagst, mein Vater ist Konsul. Was kümmert mich das? Hast du erlauchte Voreltern, so werden sie dir nützlich sein, wenn du sie nachahmst; ahmst du [93] sie nicht nach, so wirst du nur erlauchte Ankläger haben, weil du aus einem zahmen Stamm als wilder Sprosse herausgewachsen bist und Familienvorbilder nicht nachbilden willst. Ich nenne einen jeden Sklaven einen Edelmann und einen jeden Herrn einen Knecht, wenn ich von ihrem sittlichen Charakter unterrichtet sein werde. Denn wer ist ein Knecht, außer, wer Sünde tut? Die andere Knechtschaft ist nur eine äußerliche und zufällige; diese aber stammt aus der Verschiedenheit der Gesinnung, aus dem Inneren, von woher alle Knechtschaft ursprünglich ausgegangen ist⁶⁹.‘

An einer anderen Stelle redet Chrysostomus seine Zuhörer so an: ‚Weißt du nun, durch welche Sitten die Würde eines Freigeborenen erworben wird? ‚Sklave‘ und ‚Frei‘ sind nur Namen. Was ist Sklave? Ein Name; wie viele Herren liegen trunken auf dem Ruhebett (ἐπι στιβαδος), die Sklaven aber stehen nüchtern dabei? Welchen soll ich nun den Unfreien nennen, den Nüchternen oder den Trunkenen? Jener hat im Äußeren die Knechtschaft, dieser im Inneren. Ich werde nicht aufhören, dies euch zu wiederholen, damit ihr alles nach seinem wahren Wert zu beurteilen lernen möget und nicht durch den Irrtum des Pöbels irregeleitet werdet, vielmehr genau wisset, was ‚Knecht‘, was ‚arm‘, was ‚unfrei‘ sei⁷⁰.‘

Durch alle diese Wendungen will Chrysostomus nichts anderes sagen, als daß auf dem höchsten und einzig wahren Standpunkt

⁶⁷ Hom. XXIX. in Gen. Tom. IV. p. 290.

⁶⁸ Or. in Lazar. Tom. I. p. 782. Εὐγενεια γαρ, οὐ προγονων περιφανεια, ἀλλὰ τροπων ἀρετη, οὐ γαρ προγονων περιφανεια, ἀλλὰ τροπος ἀρετης ζητῆται.

⁶⁹ Vgl. Hom. XV/III. in ep. I. ad Tim. Tom. XI. p. 653.

⁷⁰ L. I. p. 784. Δουλος γαρ και ἐλευθερος ὀνοματα ἐστιν ἀπλως κ. τ. λ. cf. Tom. XII. p. 546. τα γαρ ὀνοματα ταυτα ὁ δουλος και ὁ ἐλευθερος ὀνοματα μεν ἐστι μονον φιλα, πραγματων ἐρημα´ ἢ δε δολεια ἐν ἀμαρτια και ἡ ἐλευθερια ἐν δικαιοσυνη ὀριζεται.

der Betrachtung, welcher eben der christliche sei, alle Verschiedenheiten verschwinden, was auch der Kirchenvater so ausdrückt: Der Sklave preise Christus als seinen Herrn, und der Freie bekenne sich als Christi Knecht; so seien beide *ihm* unterworfen, und beide auch in diesem gemeinsamen Gehorsam freigelassen und so als Knechte und Freie sich gleich⁷¹. Allein diese doch immer noch sehr abstrakten Bestimmungen mußten andere, die ganz un[94]mittelbar das wirkliche Leben berührten, nach sich ziehen. Daher wirkt Chrysostomus, durch eine ganz natürliche Entwicklung seiner Gedanken geführt, zunächst in seinen Predigten dahin, die Betrachtungsweise einer *gegenseitigen* Dienstleitung und *wechselseitigen* Unterordnung zu begründen, auch in dem äußeren Beisammenleben, wodurch die Sklaverei in der Tat aufgehoben werde⁷². Er führt diesen Gedanken in folgender Weise weiter aus: ‚Nicht stehe der eine in der Ordnung des Freien, der andere in der Ordnung des Sklaven; sondern besser ist es, daß Herren und Knechte einander dienen. Es ist um vieles besser, in dieser Weise Sklave, als in anderer frei zu sein. Man mache sich die Sache so deutlich: setzen wir den Fall, daß jemand 100 Sklaven habe, von denen ihm keiner bereitwillig dient; dann aber 100 Freunde, die sich gegenseitig Hilfe leisten; welche werden wohl besser leben? Welche mit mehr Freude und Glück? Im letzteren Falle wäre kein Zorn, keine Wut, keine Aufgeregtheit, noch irgend etwas anderes dergleichen. Dort ist Furcht und Niedergeschlagenheit und alles Sache des Zwanges, hier des freien und geneigten Willens. Dort dient man aus Notwendigkeit, hier durch Dank verpflichtet. So will es Gott; deshalb wusch er die Füße seiner Jünger und sagte, wer euer Herr sein will, sei euer Diener.‘ Chrysostomus beschließt diesen Rat mit folgenden auch für die Rechtsgeschichte nicht unwichtigen Worten: schon das bestehende Institut der Sklaverei weise auf eine solche Ansicht der Dinge hin; dem Herrn sei der Sklave zu leiblichen Dienstleistungen verpflichtet; aber auch der Herr dem Sklaven, indem er dessen Leib nähren und kleiden und pflegen müsse.

⁷¹ Hom. XIX. in ep. I. ad Cor. Tom. X. p. 164.

⁷² Hom. XIX. in Ep. ad Eph. Tom. IX. p. 141. Ἐστω δουλειας και ὑποταγης ἀντιδοσις ὅτω γαρ οὐκ ἔσται δουλεια.

*Versage der Herr diesen Dienst, so zwingt kein Gesetz den Sklaven mehr, Sklave zu sein*⁷³.

Freundschaftlich-h-familiäres Verhältnis. Hiernach betrachtet Chrysostomus das Verhältnis der Sklaven zu ihren Herren durchaus als einen Familienbund und stellt sie [95] den Freunden und Kindern des Hausvaters gleich. Daraus leitet er nun noch anderes ab. Der Hausvater, sagt er, werde durch das Christentum angehalten, auch die Sklaven nicht bloß in allerlei Handwerken und Künsten unterrichten zu lassen, sondern auch, und noch mehr, für ihre religiös-sittliche Erziehung zu sorgen⁷⁴. Meisterhaft benutzt hierin der fromme Bischof besonders den Brief des Paulus an Philemon für seine Zwecke und weiß seinem großen Lehrer aufs Lebendigste nachzuempfinden. Kein leiser Zug dieses zarten Briefes ging unbemerkt dem Chrysostomos vorüber. Wie treffend verwendet er nicht schon den Gruß des Paulus ‚an die Kirche in Philemons Hause!‘ Philemons Angehörige hätten also eine Gemeinde gebildet, denn er allein wäre nicht Kirche genannt worden. Die Sklaven habe demnach Paulus als einen religiösen Verein mit ihrem Herrn betrachtet, als eine Kirche, worin aller Unterschied verschwinde. Hier sei also ein Vorbild für alle gegeben in jeder Beziehung⁷⁵.

Chrysostomus konnte aber auch hierbei nicht stehen bleiben. Mit seinem tiefen, zarten und lebendigen Gefühl war das ganze Verhältnis auch in seiner best-möglichen Form unvereinbar. In einer seiner Homilien tadelt er es aufs Ernsteste, mit einem Gefolge vieler Sklaven auf den Markt zu gehen, und Menschen, die Ebenbilder Gottes, die Mitbrüder Christi, die Tempel des heiligen Geistes zu Mitteln des eitelsten Hochmutes zu mißbrauchen. Er sagt, für einen Herrn reichen ein oder zwei Sklaven zur *notwendigen* Bedienung aus; ja ein Sklave könne zwei bis drei Herren bedienen. Wer *mehrere habe, solle sie also ein Handwerk lehren lassen und freigeben*, ja man solle noch Sklaven kaufen, und dann dieselben *wohl*

⁷³ L. I. Ἐὰν μὴ παρῆσχος καὶ σὺ τὴν διακονίαν, οὐδὲ ἐκείνος τὴν ἑαυτοῦ, ἀλλ' ἔσται ἐλευθέρου, καὶ οὐδεὶς αὐτὸν ἀναγκάσει νομὸς καὶ μὴ τρεφόμενον τοῦτο ποιεῖν.

⁷⁴ Hom. in Calend. Tom. I. p. 703. So auch hom. XX. in ep. ad Eph. Tom. IX. p. 157. 163.

⁷⁵ Hom. I. Tom. IX. in ep. ad Phil. p. 775.

in Künsten unterrichtet, damit sie ihren Unterhalt selbst gewinnen könnten, befreien⁷⁶. Daher fragt er auch in seiner Homilie über die in der Apostelgeschichte befindliche Beschreibung der ersten [96] christlichen Gemeinde zu Jerusalem, warum der heilige Lukas wohl erzähle, daß das Vermögen aller ihrer Glieder ein Gemeingut gewesen und zum Gebrauch aller verkauft worden sei, während doch nichts vom Verkauf der Sklaven gemeldet werde? Er sagt, *eine so beschaffene Gemeinde, wie die von Jerusalem, habe wohl gewiß keine Sklaven gehabt, und sämtlich freigelassen*. Ein kostbarer Wink für seine Zuhörer⁷⁷! Ein andermal *entschuldigt* er den Abraham, daß er, ein frommer Mann, Sklaven gehabt habe und sagt, er habe sie jedenfalls nicht als Sklaven behandelt⁷⁸; ja er vergaß sich sogar einst in seinem löblichen Eifer soweit, daß er aus Veranlassung von 1 Kor 7, 21 fragt, warum es doch wohl auch Paulus den Christen *erlaubt* habe, Sklaven zu bleiben, da doch der Apostel nirgends von einer bloßen Erlaubnis, gleich als überlasse er es der gefälligen Wahl der Sklaven, sondern von der Verpflichtung spricht, in dem Berufe zu bleiben, in welchem jemand berufen sei⁷⁹. Weiter konnte Chrysostomus als Bischof nicht gehen, als er ging; er hätte geradezu befehlen müssen, die Sklaven zu entlassen, was nicht im Kreise seiner Befugnisse lag, und ihn in einen entschiedenen Widerspruch mit dem Evangelium, welches er als Richtschnur des Lebens zu verkünden hatte, gebracht haben würde. Daß aber der Buchstabe desselben einer Fortentwicklung fähig sei, hier, wie überall, war dem erleuchteten Manne klar, so

⁷⁶ Hom. XL. in ep. I. ad Cor. Tom. X. p. 385. Ἄγορασας, καὶ τεχνὰς διδασκας, ὥστε ἀρκεῖν ἑαυτοῖς, ἀφεὶς ἐλευθεροῦς.

⁷⁷ Hom. XI. in Act. Apost. Tom. IX. p. 93. Οὐδε γὰρ τότε τοῦτο ἦν, ἀλλ' ἐλευθεροῦς ἰσως ἐπέτρεπον γίνεσθαι.

⁷⁸ Hom. XXII. in ep. ad Eph. p. 163. Οὐχ ὡς οἰκεταὶ ἐχρητο.

⁷⁹ Serm. IV. in Gen. Tom. V. p. 666. Τίνας δὲ ἐνεκεν ἀφηκεν μενεῖν δούλον; das μαλλον χρῆσαι gab ihm die Veranlassung. Später nahm er die Erklärung, als fordere Paulus mit diesen Worten die Sklaven auf, jede Gelegenheit zur Freierwerdung zu benutzen, wieder zurück, und verbesserte sie, doch konnte ich die Stelle, die ich mir beim Lesen nicht aufzeichnete, nicht mehr finden.

wie er auch seinerseits alles zur immer tieferen Aufnahme des Geistes Christi in das Bewußtsein der Gläubigen beitrug⁸⁰. [97]

Lateinische Väter. Es scheint nicht nötig, aus der griechischen Kirche noch mehrere Stimmen hier zu Wort kommen zu lassen; wir würden auch nichts neues mehr zu vernehmen haben. Aussprüche von Männern, wie die des heiligen Chrysostomus, auf welche die griechische, wie die lateinische Kirche mit unendlicher Liebe hinblicken, wurden als Orakel verehrt und durchtönten jegliche Brust⁸¹. Aber, wir glauben selbst keine Unzufriedenheit und keinen Vorwurf unvollständiger Darstellung befürchten zu dürfen, wenn wir auch bei den Vätern der lateinischen Kirche nicht länger verweilen. Nur mit geringer Verschiedenheit der Gedanken, wenn auch mit erheblichem Unterschied in der rhetorischen Ausführung begegnet uns auch hier dieselbe Betrachtungsweise, dasselbe Streben, wie in der griechischen Hälfte der großen Kirche Gottes. Der erste aber, von welchem wir im Abendland bedeutende Berücksichtigung des hier besprochenen

⁸⁰ Dabei darf man übrigens nicht wännen, daß Chrysostomus nur immer den Herren die Pflichten gegen die Sklaven auseinandergesetzt habe; immer ergingen seine Reden auch an diese, belehrend, ermahrend, strafend. An allen von uns angeführten Stellen wird man überzeugende [97] Beweise davon vorfinden können. Auch gab es zu seiner Zeit noch viele Heiden, welche auch christliche Sklaven besaßen. Diese fordert er besonders auf durch treue Erfüllung ihrer Berufspflichten Werkzeuge des heiligen Geistes zu werden, ihre Herren zu Christus hinzuführen. So sagt er, wenn ihr nicht treu, gehorsam, ergeben usw. seid, wie soll unsere Lehre bewundernde Anerkennung finden? (ποθεν θαυμασεται το δογμα το παρ' ἡμῶν;) Wenn eure Gebieter aber wahrnehmen, daß der in Christus philosophierende Sklave eine größere Mäßigkeit und Tugend, als selbst ihre Philosophen haben, und mit Bereitwilligkeit und Wohlwollen dient, dann bewundern sie die Kraft der Predigt. Denn nicht nach dem Dogma beurteilen die Griechen (die Wahrheit unserer Sache), sondern nach dem Leben des Dogma selbst (οὐ γὰρ ἀπο δογματος ἀλλ' ἀπο παραγμάτων του βίου τα δογματα κρινουσιν Ἑλληγες). Frauen (die lange schon größtenteils dem Christentum angehörten, als immer noch viele Männer Heiden waren) und Sklaven sollen also durch ihre Sitten Lehrer werden. (*Homil. XXII. ad Epb. Tom. IX. p. 753.*)

⁸¹ Keinen späteren griechischen Geistlichen stelle ich in Beziehung auf unseren Gegenstand höher als den Johannes Eleemosynarius, Patriarchen von Alexandrien + 624. Man lese seine schönen Reden hierüber *und seine Handlungen* in *Acta S.S. Boll. Jan. Tom. II. p. 510 ff.*

sozialen Verhältnisses finden, ist der heilige Ambrosius von Mailand, der jüngere Zeitgenosse des Johannes Chrysostomus. Er ist aber wohl nur deshalb der erste, weil wir von keinem lateinischen Kirchenschriftsteller vor ihm einen größeren [98] Reichtum eigentlich praktischer, für die allgemeinsten Bedürfnisse des Lebens berechneter Schriften überkommen haben. Seine echt christliche Auffassung und geistreiche Behandlung unseres Gegenstandes findet man in seiner Schrift über Abraham⁸², über Jakob und das selige Leben⁸³, über Joseph, den nach Ägypten als Sklave verkauften Patriarchen⁸⁴, welcher überhaupt unzählige Male in den Schriften der Kirchenväter als Muster den Sklaven vorgestellt wird. Auch in seiner Empfehlungsschrift der Jungfräulichkeit, in welcher er eingangs seiner Schwester erzählt, daß er eben aus Bonnonien die Reliquien zweier Märtyrer, des Agricola und seines Sklaven Vitalis mitgebracht, spricht er sehr gute Gedanken aus: er fühlte sich aufgefordert durch den christlichen Heldenmut, den der Sklave bewiesen hatte, über die höchste Würde des Menschen zu sprechen, die eben im Dienst Christi bestehe⁸⁵; nicht minder in dem langen Schreiben an Simplician⁸⁶ und sonst öfter.

Neben Ambrosius finden wir wohl unter den lateinischen Kirchenschriftstellern das meiste und tüchtigste bei dem heiligen Augustinus, auch in den Predigten des heiligen Petrus Chryso-[99]logus, Bischofs von Ravenna (+ 458) ist Schätzbares enthalten. Wir begnügen uns indes mit der Bemerkung, wozu uns be-

⁸² *Ambros. de Abrab. Opp. Ed. Bened. Tom. I. p. 534.*

⁸³ *De Jakob et vita beata l. I. c. 3. Tom. I. p. 531. seq.*

⁸⁴ *De Patriarcha Joseph c. 4. l. I. p. 583.* Nach längerer Rede: *Habent igitur unde gloriantur originis servuli: servivit et Joseph. Habent unde se consolentur, qui ex libertate in servitum aliqua necessitate venerunt. Habent quod imitentur, ut discant conditionem se mutare posse, non mores: esse et in vernaculis libertatem, et in servitute constantiam.*

⁸⁵ *Exhort. virginit. c. 1. Tom. IV. p. 346 sq.* *Nullum ergo ad commendationem hominis conditio adfert impedimentum: nec dignitas prosapiae meritum, sed fides adfert. Sive servus, sive liber, omnes in Christo unum sumus . . . Apud Christum servitus et libertas aequa lance penduntur, nec ullo discerniculo bonae servitutis et libertatis merita dividuntur: quia nulla major est dignitas, quam servire Christo. Denique Paulus dicit, servus Christi sum; haec enim servitus gloriosa est, in qua gloriatur et Apostolus. An non sum magna gloria, quando tali pretio aestimati, ut sanguine domini redimeremur?*

⁸⁶ *Ad Simplic. Tom. III. p. 996.*

sonders die Schriften des letzteren Veranlassung geben, daß allerdings auch unter den Christen so manche, die Nichtchristen nämlich unter ihnen, ihre Sklaven sehr hart behandelt und sich hierin von den Heiden wenig mögen unterschieden haben, allein es war nun doch eine Stätte errichtet, von welcher herab unablässig dergleichen Reste aus dem Heidentum berufsmäßig bekämpft wurden, und der Versuch sich ewig erneuerte, auch dahin christliche Liebe und Milde zu verpflanzen; während das Heidentum, wie es denn überhaupt keine Veranstaltungen zur religiösen Volks-Belehrung, Ermahnung und Bestrafung kannte, auch nach dieser Richtung hin den Einzelnen sich selbst überließ, nur in ganz greulichen Fällen einzuschreiten wußte, und selbst dann mehr nur das unglückliche Opfer der Wut des Herrn entriß, als daß es diesen selbst vor ein höheres Gericht zu stellen und zu bessern gewußt hätte.

Freilassungen. Wurden denn nun, da bereits das christliche Prinzip zugunsten der Sklaven wirkte, nicht auch Sklaven wirklich freigelassen? Folgendes enthält die Antwort. Das erste, uns bekannt gewordene, erfreuliche Beispiel im Großen gab Hermes in Rom, Präfekt der Stadt, welcher vom Papst Alexander unter der Regierung Trajans, als dieser im Orient gegen die Perser kämpfte, zum Christentum bekehrt wurde. Hermes ging mit seiner Gattin, seinen Kindern und 1250 Sklaven, nebst sämtlichen Angehörigen derselben zum Christentum über. Am Osterfest, an welchem sie getauft wurden, erteilte er ihnen zugleich die bürgerliche Freiheit. Da sich die Sklaven kein Eigentum erwerben konnten, so war wohl die Freilassung für diejenigen, die nicht irgendeine Kunst oder irgend ein Handwerk mit besonderer Gewandtheit treiben konnten, kein wünschenswertes Geschenk; denn, wie sollten sie sich mit den Ihrigen ernähren? Und selbst in dem Falle, daß sie sich durch eine an sich einträgliche Kunstfertigkeit auszeichneten, hatten sie noch kein Betriebskapital. Hermes erkannte dies und entließ seine Sklaven mit reichlichen Geschenken⁸⁷. Hermes und

⁸⁷ *Act. Martyr. S. Alex. c. 1. Boll. Tom. I. Maj. p. 371. Quinto loco a beato Petro Apostolo Romanae urbis ecclesiae Cathedram sedit Alexander, sanctitate incomparabilis; juvenis quidem aetate, sed fide senior. Totius autem populi verum affectum gratia ei divina contulerat: ut et Senatorum maximam partem (?) converteret ad Dominum, et praefectum*

[100] Alexander starben mit mehreren anderen den schönen Tod der Märtyrer.

Eine andere Tatsache ähnlicher Art erzählen uns die Märtyrerakten des heiligen Sebastian, Centurio der ersten Kohorte in den Zeiten Diocletians. Der Kampfesmut desselben hatte, nachdem er Christ geworden war, eine höhere Richtung genommen, und sich in den Mut, die göttliche Wahrheit zu verbreiten und zu verteidigen, verwandelt. Die Bekehrung des Präfekten von Rom, Chromatius, war unter vielen anderen durch ihn bewirkt worden; 1400 Sklaven traten mit demselben in die christliche Kirche ein; Chromatius gab sie auch sämtlich frei, mit den Worten: Diejenigen, welche anfangen, Gott zum Vater zu haben, sollen keine Menschenknechte sein⁸⁸. Auch er schenkte den Freigelassenen das Nötige. Das christliche Motiv zur Befreiung ist hier klar ausgesprochen; oben ist es symbolisch angedeutet: Am Ostertage, an welchem sich Christus als Sieger über den Tod darstellte und uns die Bürgschaft gab, daß durch ihn die Bande des Sündenelends gelöst seien, sein Vater uns zu Kindern aufgenommen, [101] und den Zugang zu seiner Seligkeit eröffnet habe, da sollten auch die Sklavenketten sich auftun, und wie der Geist des Menschen frei und freudig gen Himmel blicke, auch sein leibliches Auge den ursprünglichen Adel und die angestammte Freiheit wieder verkünden.

Besonders häufig wurden die Befreiungen der Sklaven, als christliche Kaiser die römische Welt regierten, und fromme Familien ihren Neigungen ungehinderte Folge leisten konnte. Jetzt traten allmählich auch die alt-römischen Familien, die die Reich-

urbis quoque, Hermen cum uxore et sorore et filiis baptizaret, cum mille ducentis quinquaginta servis suis, uxoris quoque et filiis eorum, quos omnes in die sancto Paschae prius fecit fieri ingenuos, et ita baptizari: quibus postea etiam multa, cum ingenuos faceret, dona concessit. Die Akten stammen schon aus dem dritten Jahrhundert, und ihre Echtheit ist von allen Seiten verbürgt. Siehe die Abhandlung über dieselben a. O., S. 367 - 371.

⁸⁸ *Act. Martyr. S. Sebast. c. 17. (sonst §. 63.) Boll. Januar. Tom. II. p. 275. Igitur dum pauci admodum transacti fuissent dies, omnibus rite abrenuntiatis a Chromatio mundi negotiis (er konnte als Christ nicht Präfekt sein), suscepit Chromatius sacri baptismatis novitatem; et cum eodem ex familia ejus promiscui sexus mille quadringentae animae, quas omnes prius manumissionis gratia a servitutis nodo exsolvit, et donis optimis instruxit, dicens hoc: Illi qui incipiunt habere deum patrem, servi hominis non debent esse.*

tümer der Welt in einer Reihenfolge von Jahrhunderten an sich gebracht hatten, zur christlichen Kirche über, die Geschlechter der Scipionen, Gracchen, Marcellen, der Paulier und Furier usw. besonders durch die Frauen veranlaßt, zumal durch den heiligen Kreis jener ehrwürdigen, heilsbegierigen Matronen, deren Frömmigkeit Hieronymus, ihr Freund, Denkmäler errichtet hat⁸⁹. Noch schönere Denkmäler errichteten sie sich selbst in den großen Stiftungen, die sie an vielen Orten gründeten; in den Krankenhäusern, Hospitälern usw., welche das römische Reich jetzt zuerst durch die Mildtätigkeit der Christen gestiftet sah. Große Silber- und Goldmassen spendeten sie ohnedies allen notleidenden Gegenden der bekannten Welt, und was das heidnische Rom raubte, gab das christliche zurück. Die christlichen Matronen in Rom, die Hieronymus schildert, welchen Gegensatz bildeten sie nicht in ihren Sitten gegen die Domina Sabina, deren Geschichte Böttiger [102] beschreibt! Waren nun auch, wie sich leicht denken läßt, nicht alle einer Marcella, Läta, Fabiola, Paula, Eustochium, Demetrias usw. ähnlich, gab es sicher auch hier, wie überall, die mannigfaltigsten Übergänge, fanden sich von diesen asketischen Idealen des Hieronymus an, bis dorthin, wo die Christin von der Heidin in keiner Art von Üppigkeit sich mehr unterschied, viele hundert Schattierungen: eine große Veränderung in der Lebensweise war jedenfalls eingetreten, welche viele tausend von Sklaven entbehrlieh machte und ihren Besitz als zwecklos darstellte⁹⁰. Wie

⁸⁹ Manchmal mag es sehr rührende Szenen gegeben haben, wie wenn uns Hieronymus in seinem Briefe an die Läta, worin er ihrem Wunsche entspricht, Erziehungsvorschriften für ihr Töchterchen Paula zu geben zur Kenntnis bringt, daß in der ganzen Familie nur noch der Großvater Albinus, Pontifex, ungläubig war. Sehr malerisch und heiter scherzend sagt er: *Quis hoc crederet, ut Albini Pontificis neptis de repromissione matris nasceretur: ut et praesente et gaudente avo, parvulae adhuc lingua balbuties Christi Alleluja resonaret? Et virginem Dei in suo gremio senex nutrireret? Et bene feliciterque exspectavimus. Sancta et fidelis domus unum sanctificat infidelem. Jam candidatus est fidei, quem filiorum et nepotum credens turba circumdat. Ego puto etiam ipsum Jovem, si habuisset talem cognationem, potuisse in Christum credere.*

⁹⁰ Hieronym. ad Pammach. ep. 54. Tom. IV. P. II. p. 587. *Ego quidem Romae non eram . . . Sed tamen audio, quae immundicias platearum ferre non poterant; quae eunuchorum manibus portabantur, et inaequale solum molestius transcenderent, quibus serica vestis oneri erat, et solis calor incendium, nunc sordidatae et lugubres, et sui comparatione forticulae, vel lucernas concinnant; vel succendunt focum; pavimenta verrunt, mundant legumina: olerum*

viele tausende von Sklaven mögen jetzt auch der Freiheit wiedergegeben worden sein! Eine Tatsache verdient besondere Erwähnung. Die heilige Melanie (zur Unterscheidung von ihrer frommen Großmutter die jüngere genannt) entließ im Einverständnis mit ihrem Gemahl Pinius 8000 Sklaven⁹¹; mehrere andere, die nicht frei werden wollten, schenkte sie ihrem Schwager Severus. Sie hatte aber auch Besitzungen an mehreren Orten von Italien, in Sizilien, Gallien, Spanien, Britannien und Afrika! Sie verkaufte auch diese, was gegen die Einsprache ihres Schwagers Kaiser Honorius ausdrücklich erlaubte, und lebte, frommen Widmungen ergeben, so dürftig, wie eine der Geringsten, [103] während die entferntesten Gegenden des römischen Asiens durch ihre Wohltaten im Vertrauen auf Gott während des Dranges arger Zeiten sich gestärkt fühlten.

Vom heiligen Samson, dem die Griechen den Beinamen Xenodochos gaben, einem Zeitgenossen des Kaisers Justinian I., erzählt sein Biograph, nachdem er von seinen Reichtümern und noch mehr von seinem Gebet und seiner fleißigen Lektüre der heiligen Schrift das Nötige gesagt hatte: „Die Herden von Sklaven wollte er nicht behalten, und noch weniger über seine Mitknechte hochmütigen Befehl üben; vielmehr wollte er sie edlen Sinnes frei wissen und gab ihnen Hinreichendes zur Notdurft des Lebens“⁹².

Doch nun genug des Einzelnen in Betreff der Freilassung der Sklaven durch die reichen Familien. Daß die weniger reichen und ärmeren nicht werden zurückgeblieben sein in diesem heiligen

fasciculos in ferventem oleam dejiciunt; apponunt mensas, calices porrigunt, effundunt cibos, huc illucque discurrunt etc. Überdies fordert er solche Frauen noch auf, Sklavinnen loszukaufen. *S. Ep. 47. ad Fur. Redime virgines etc. a. a. O., S. 559.*

⁹¹ *Palladius hist. c. 119.* Doch hat nur die (sehr alte) lateinische Übersetzung des Palladius diese Zahl, sei es, daß unser griechischer Text korrumpiert ist, sei es, daß der Übersetzer eine andere Quelle hierin vor sich hatte. Hier kommt es uns auf 1000 mehr oder weniger nicht an.

⁹² *Acta SS. Boll. Jun. Tom. V. p. 267.* Τας δε των δουλων ἀγελαV οὐκετι μενειν παρ' ἑαυτω ἡζιου, οὐδε των ὁμοδουλων ὑπερηφανως κατ' ἀϋθεντιαν, ἀλλ' ἔλευθειας μαλλον εὐγενως ἡζιου, ἀυταρχεις αυτοις παρεχων και τας προς το ζην ἀφορμας.

Werk, wird jeder ohne Zweifel mit uns annehmen⁹³. Die Gabe, welche der Dürftige in der Befreiung eines oder zweier Sklaven Gott darbrachte, nahm die öffentliche Aufmerksamkeit nicht so sehr in Anspruch, als daß es in den Büchern des irdischen Lebens eingeschrieben worden wäre; wer hätte aber auch alles aufzeichnen können, und wozu wäre es nützlich gewesen? Wir berufen uns nur noch auf ein Zeugnis Salvians, eines hochgebildeten, gallischen Schriftstellers des fünften Jahrhunderts, um zu zeigen, wie häufig damals die Freilassungen waren; zugleich möchte seine Nachricht über die Art, wie es minder wohlhabende Familien ihren Sklaven möglich machten, nach der Freilassung ihren Unterhalt zu gewinnen, Aufschluß geben. Er sagt, *täglich* würden Sklaven, und nicht einmal immer die besten, mit dem römischen Bürgerrecht beschenkt; [104] dann fügt er bei, das, *was sie als Sklaven im Hause des Herrn erworben hätten*, dürften sie frei mitnehmen. Da ein Sklave nach der alten Römerweise kein Peculium haben durfte, so scheint man ihnen nun jetzt, in der Absicht, sie einst zu befreien, vielfältig Gelegenheit eröffnet zu haben, auch für sich etwas zu verdienen, womit sie dann, wenn man sie wirklich entließ, einen Hausstand begründen konnten⁹⁴.

Doch mit der Freilassung derer, die schon Sklaven waren, beruhigte sich der christliche Geist nicht; er verhinderte auch nach Kräften, daß Freie nicht immer noch Sklaven würden, und kaufte solche los, die es eben durch Gefangenschaft geworden waren. Ein Teil der kirchlichen Einkünfte war eigens dazu durch fromme Bischöfe bestimmt, und zwar in der Art, daß sie sich auf die wirkliche Verwendung derselben für den sogenannten Zweck

⁹³ So befreiten die heiligen Cantius, Cantianus und Cantianilla, aus dem Geschlechte der Anicier, in den ersten Jahres des vierten Jahrhunderts 73 Sklaven. *„Servos ancillasque, quas habebant circiter animabus septuaginta tribus baptizantes eos in nomine Patris etc., ingenuos eos fecerunt.“* Coll. Act. S.S. Boll. Maj. Tom. VI. p. 777.

⁹⁴ *Salvian. ad eccles. cathol. l. III. § 7. (Galland. Tom. X. p. 71.) In usu quidem quotidiano est, ut servi, etsi non optima, certe non infimae servitudinis, Romana a dominis libertate donentur; in qua scilicet et proprietatem peculii capiunt, et jus testamentarium consequuntur: ita ut et viventes, cui volunt, res suas tradant, et morientes donatione transcribant. Nec solum hoc, sed et illa, quae in servitute positi acquisierant, ex dominorum domo tollere non vetantur. Tantum eis interdum gratia patronae liberalitatis impertit, ut etiam juri suo detrabat, quod libertorum dominio largiatur.*

in öffentlichen Urkunden berufen konnten. Als der Staat die Stiftungen, aus welchen die Vestalinnen ihre Einkünfte bezogen, aufgehoben hatte, reichte der Senator Symmachus eine sehr bedrückt abgefaßte Bitte an den Kaiser Valentinian ein, das unter seinem Vorgänger Entzogene wieder zurückzugeben. Der heilige Ambrosius von Mailand beantwortete die Eingabe in einer ausführlichen Zuschrift an den Kaiser und sagt in Erwiderung auf den von Symmachus besonders hervorgehobenen Grund, daß der Staat, wie das Vermögen der christlichen Kirchen, so auch das der heidnischen Institute unangetastet lassen sollte: ‚Wenn sie sich auf uns berufen, warum ahmen sie uns nicht auch nach? *Die Kirche besitzt für sich nichts, als den Glauben.* Diesen Gehalt, diese Einkünfte gewährt sie. Die Besitzungen der Kirche sind die Hilfs[105]quelle der Dürftigen. *Sie sollen die Gefangenen zählen, die sie losgekauft, die Gaben, die sie den Armen gereicht, die Unterstützungen, die sie den Vertriebenen geboten haben*⁹⁵. Auch sind wir in den Stand gesetzt, noch Fälle aufzuweisen, wo Bischöfe sogar die goldenen und silbernen Gefäße der Kirche zum Loskauf der Gefangenen verwendet⁹⁶, und die Gläubigen ihnen beträchtliche Summen für diesen Zweck eingehändigt haben⁹⁷.

Erleichterung der Freilassung. Was die bürgerliche Gesetzgebung betrifft, so wurde sie unter dem Einfluß des Christentums immer milder, und war in mancher Beziehung selbst auf Verminderung der Sklaverei berechnet. Ein Sklave, der in einer Krankheit verlassen wurde, war ohne weiteres frei⁹⁸. Auch die christlichen Kirchen genossen das Asylrecht, wie ehemals die heidnischen, und bei einer gerechten Klage gegen die Herren, wurden sie unter Leitung der öffentlichen Behörden an einen anderen verkauft; stellte sich aber heraus, daß der Sklave der schuldige Teil war, so sollte er in der Kirche die Versicherung der Verzeihung erhalten und zurückkehren⁹⁹. In den christlichen Kirchen konnte in Gegenwart des Volkes, des Bischofs, oder

⁹⁵ *Ambros. ep. 18. Ad Valent. n. 16. Opp. Tom. III. p. 882.*

⁹⁶ *Socrat. hist. eccles. l. VII. c. 21.*

⁹⁷ *Z. B. Gregor. M. epp. l. IV. n. 31. Opp. ed. Sammarth. Tom. VII. p. 261.*

⁹⁸ *Cod. l. VII. tit. 6.*

⁹⁹ *Gregor. M. epp. l. III. n. 1. l. I. p. 161.*

auch eines Priesters, unter Umgehung der sonstigen Formalitäten, durch die bloße Unterschrift des Geistlichen unter die Urkunde, die Freilassung stattfinden, wovon auch ein sehr vielfacher Gebrauch gemacht worden zu sein scheint¹⁰⁰. Früher durfte die Freilassung nur vor dem Prätor oder dem Konsul erfolgen, was begreiflich die Ausführung des Vorhabens sehr erschwerte; auch war diese gesetzliche Bestimmung der Römer deshalb gemacht worden, um die Befreiung zu erschweren. Nun sollte es jedem so leicht wie möglich werden, die Sklaven zu befreien. Die Päpste erfreuten sich [106] des Rechtes, durch Ausstellung von bloßen Urkunden freizulassen¹⁰¹. Constantin erließ ferner das Gesetz, daß kein Jude einen christlichen Sklaven besitzen könne; spätere Gesetze dehnen diese Bestimmung auch auf Heiden, Samariter und jeglichen Nichtchristen aus¹⁰², eine Bestimmung, welche indes im Leben nicht ausgeführt wurde, wie aus den oben angeführten Stellen des Chrysostomus hervorgeht.

Wie sich nun unter allen diesen günstigen Umständen zum Ende des sechsten Jahrhunderts hin das Verhältnis der Sklaven zur übrigen Bevölkerung im Vergleich mit den früheren, noch heidnischen Zeiten, herausgestellt haben mochte, wissen wir nicht zu bestimmen, und wagen nicht einmal eine Vermutung. Verschweigen dürfen wir aber nicht, daß die Vorgänge bedeutend genug waren, um die noch nicht befreiten Sklaven vielfach zu entschiedenem Widerwillen gegen ihre Lage zu reizen: je mehr täglich der Erlösung aus ihrem Jammer sich erfreuten, desto emp-

¹⁰⁰ *Sozom. h. e. l. I. c. 9.* Priester sollten überdies durch ihr Testament ihre Sklaven befreien können, ja wie man vermutet, sogar ohne Schrift, durch das bloße Wort. Vgl. *Tillemont. hist. des Empereurs. Tom. IV. p. 168 sq.*

¹⁰¹ *Beispiele bei Gregor. M. epp. l. VI. n. 12. l. I. p. 359. Cum redemptor noster, sagt der Papst in einer Befreiungsurkunde, totius conditor naturae, ad hoc propitiatus humanam voluerit carnem assumere, ut divinitatis suae gratia, dirupto quo tenebamur capti vinculo servitutis, pristinae nos restitueret libertati: salubriter agitur, si homines, quos ab initio natura libero protulit, et jus gentium jugo substituit servitutis, in ea qua nati fuerant, manumittentis beneficio, libertate donantur. Atque ideo pietatis intuitu, et hujus rei consideratione permoti, vos Montanam atque Thomam famulos sanctae Romanae ecclesiae, cui, Deo adjutore, deservimus, liberos ex hac die civesque Romanos efficimus, omnique vestrum vobis relaxamus peculium* (über dieses *peculium* s. oben die Stelle aus *Salvian*).

¹⁰² *Euseb. Vit. Constant. M. l. IV. c. 27. Cod. Theod. l. I. t. 10.*

findlicher mußten die übrigen sich angeregt fühlen. Wenigstens deuten darauf Predigten, welche beruhigend einwirken, und Konzilsbeschlüsse hin, die eigenmächtige Befreiungen scharf verpönnen - und die Sklaven fügten sich abermals mit Ergebung¹⁰³. [107]

Zusammenfassung. Aus der bisherigen Darstellung ergibt sich, daß

1) die heidnische Sklaverei überall, wohin sich das Christentum verbreitete, im Begriff aufgehoben, d. h. anerkannt wurde, daß kein derartiger innerer Unterschied zwischen den Menschen bestehe, daß die einen an sich eine substantiell edlere geistige Natur hätten, oder vielmehr allein durch die Geburt schon wahrhaft geistig, eben darum zu Herren bestimmt, und was damit gleich bedeutend war, zur Würde einer Person erhoben seien; während die anderen, an sich niedrigeren Wesens (gleichsam eine Seele ohne Geist), nur zur Knechtschaft der übrigen geschaffen worden, oder, was dasselbe sagt, lediglich den Wert einer Sache und eines Werkzeugs für jene erhalten hätten; daß

¹⁰³ *August. Ennarr. in Ps. XXIV. Opp. Ed. Benedict. Tom. IV. p. 1415.* Sie sagten, sie wollten, nachdem sie ihren wahren Herrn kennengelernt haben, keinen anderen mehr. Mehrere andere Stellen finden sich noch bei Chrysostomus z. B. *Hom. IV. in ep. II. ad Tit. [107] Ambros. de Jacob. l. I. c. 3. Tom. I. p. 531.* Das Konzil von Gangra spricht den Bann gegen jeden aus, der Sklaven unter religiösem Vorwand die Herren verachten, ihre Dienste verlassen und nicht mit Wohlwollen und aller Ehrfurcht dienen lehre. Der III. Canon lautet: Εἰ τις δουλὸν προφασει θεοσεβείας διδάσκει καταφρονεῖν δεσποτοῦ, καὶ ἀναχωρεῖν τῆς ὑπηρεσίας, καὶ μὴ μετ' εὐνοίας καὶ πασῆς τιμῆς τῷ ἑαυτοῦ δεσποτῇ ἐξυπηρετεῖσθαι ἄναθεμα ἔστω. Das Konzil von Chalcedon, Canon IV., verbietet den Klöstern die Aufnahme von Sklaven, die nicht von ihrem Herrn die Erlaubnis erhalten haben, und droht mit der Exkommunikation, damit nicht der Name Gottes entehrt werden, d.h. damit nicht das Christentum angeklagt werde, als veranlasse es Ungehorsam, ὠρισάμεν ἀκοινωνητοὺς εἶναι, ἵνα μὴ τὸ ὄνομα τοῦ θεοῦ βλασφημηται. Ebenso der LXXXI. apostolische Canon, Papst Gelasius usw. Ungeachtet des Verbotes handelten doch manche Äbte dagegen, Hypatius z.B., ein Phrygier, sagte dem ehemaligen Präfecten Menorius, dem zwei Sklaven flüchtig geworden waren, und die er zurückverlangte: Ἐὰν φρονεῖς τὰ τῶν ἀνθρώπων, εἰκοτὼς δούλοι σου εἰσὶν εἶδε οὐ φρονεῖς τὰ τῶν ἀνθρώπων, ἀλλὰ τὰ τοῦ θεοῦ, οὐκ εἰσὶν δούλοι σου, ἀλλὰ συνδούλοι ἔαν οὐκ κωλύσῃς αὐτοὺς ἐκ τοῦ κοινου δεσποτοῦ θεοῦ, τι σοι ποιήσει; *Act. S.S. Boll. Jun. Tom. IV. p. 323.*

2) in Folge dieser Einsicht, in Verbindung mit dem neuen von Christus ausgegangenen Leben überhaupt, und auf ausdrücklichen Rat der Kirchenvorsteher die Sklaverei selbst in ihrer äußeren Erscheinung durch den freien Entschluß einzelner vielfach auf[108]gehoben, dort aber, wo sie als äußeres Institut noch fortbestand, doch auch zugleich sehr gemildert worden sei; daß

3) endlich die Kirche eigenmächtige Befreiung der Sklaven verboten und mit ihrer schärfsten Strafe, der Exkommunikation, belegt habe und auch kein *äußeres* Gesetz von ihr gegeben worden sei, nach welchem die Herren die Sklaven hätten entlassen *müssen*.

Weitere Entwicklung. So verhielt es sich in der christlichen Kirche unter den Griechen und Römern im Hinblick auf die Sklaverei. Ganz dieselben Grundsätze, ganz dasselbe Verfahren finden wir nun auch im Verlauf des Mittelalters, als die germanischen und die übrigen nordischen Volksstämme in ihren segnenden Kreis eintraten. Die lange Geduld aber, mit welcher die Kirche dem Besseren entgegengeharrt hatte, wurde nun mit dem erfreulichsten Erfolg belohnt; der christliche Geist, still und langsam, aber darum nur um so tiefer und gründlicher wirkend, schuf sich von selbst die ihm entsprechende Gestalt, und streifte die ihm fremde ohne Revolution ab, ja ohne alles äußere zwingende Gesetz; denn ein solches wurde nur da und dort gegen die letzten Reste der Sklaverei angewendet, nachdem sie in sich selbst schon völlig überwunden war, kein lebendiger Zusammenhang mehr zwischen ihr und der großen Masse der Christenheit stattfand, und sich längst andere gesellschaftliche Ordnungen an ihrer Stelle gebildet hatten. Da übrigens die abendländische Kirche ein aus sehr verschiedenartigen, der geistigen Bildung nach höchst ungleichen Teilen zusammengesetztes Ganzes ausmachte, indem manche Stämme teils mehrere Jahrhunderte später als andere zu ihr bekehrt wurden, teils durch widrige Schicksale, auch nachdem sie schon längst christlich waren, wieder von einer höheren, bereits erklommenen Bildung herabgeworfen wurden, so hörte auch die Sklaverei nicht überall zu gleicher Zeit auf.

Ich werde nun, was im Mittelalter fördernd auf dieses große Werk des Christentums einwirkte, und den Gang, den die Entwicklung dieses Werkes nahm, auseinandersetzen, insofern über

beides noch Nachrichten vorhanden, oder mir wenigstens bekannt geworden sind.

Sklaven bei den Germanen. Die alten Deutschen hatten es mit ihren Sklaven gutenteils anders gehalten, als die Griechen, Römer, Juden und so viele [109] andere Völker der alten Welt. Sie setzten nämlich, den Nachrichten des Tacitus zufolge, ihre Sklaven, oder doch wenigstens einen Teil derselben auf ihre Güter, um sie zu bebauen und den Ertrag derselben unter der Bedingung für sich zu behalten, daß sie ein bestimmtes Quantum desselben, auch Kleider oder doch den Stoff dazu dem Herrn, dem Eigentümer der Sklaven und der Güter jährlich, oder wie es sonst festgesetzt war, ablieferten. So war es ihnen vergönnt, wie derselbe Geschichtschreiber sagt, eigene Penaten zu haben¹⁰⁴. Der Sklaven zur persönlichen Bedienung und zu häuslichen Geschäften überhaupt war man, wie bei den alten Römern und Griechen, wegen der Einfachheit des Lebens, und des Mangels alles Luxus nur wenig bedürftig; so zeigte sich denn der Herr zufrieden, wenn er nur der behaglichen Ruhe, der Jagd und dem Kriege ungestört sich überlassen konnte. Die alten Römer und Griechen, auch die Edelsten unter ihnen, hatten es nicht verschmäht, mit dem Sklaven das Feld zu bebauen; der edle Germane aber hielt eine solche Beschäftigung seiner unwürdig, und beurkundete dadurch eben sowohl roheren Sinn, als er doch zugleich auch den Sklaven eine vielfach bessere äußerliche Existenz bereitete.

Der strenge Begriff eines Sklaven wurde indes auch, wie oben gezeigt ist, auf die germanischen Knechte angewendet; sie standen immerhin in einem bloß sachlichen Verhältnis zu ihrem Herrn, der sie töten konnte, ohne jemandem Rechenschaft dafür schuldig zu sein, verkaufen, vertauschen usw. Sie waren dem Herrn *schlechthin* eigen, und selbst der Name ‚*leibeigen*‘ ist schon christlichen Ursprungs, insofern er das *deutliche* Bewußtsein eines Unterschieds zwischen *Geist* und *Leib* voraussetzt, und bestimmt, daß sich die Eigentumsrechte eines Menschen über einen andern

¹⁰⁴ Tacitus *German.* c. 25. *Ceteris servis non in nostrum morem, descriptis per familiam ministeriis, utuntur. Suam quisque sedem, suos penates regit. Frumenti modum dominus aut pecoris aut vestis, ut colono, injungit, et servus hactenus paret.* Den Gegensatz zu den *ceteris servis* s. oben S. 58.

schon gar nicht auf den Geist beziehen können. Die verschiedenen Abstufungen der Unfreiheit, die wir später unter den [110] Germanen entdecken, fanden höchst wahrscheinlich bei den vorchristlichen Germanen gar nicht statt, sondern entstanden erst im Verlauf ihrer Geschichte, wobei das Christentum gar nicht ohne Einfluß bleiben konnte.

Man ersieht aus dem Gesagten, daß das Christentum unter den Germanen eine Gestaltung der Sklaverei (so nenne ich die härteste Art der Knechtschaft) antraf, die ihre Aufhebung begünstigte; zugleich ergibt sich aber auch, daß die beschriebene germanische Sitte noch lange keine aufgehobene Sklaverei war; um sie aufzuheben, war zuallererst eine Umgestaltung des Begriffs vom Menschen nötig, und der neugewonnene Begriff mußte auch auf die Klasse der Gesellschaft angewendet werden, die wir hier im Auge haben; sodann waren die unmittelbaren praktischen Folgen des alten Begriffs vom Sklaven aufzuheben, daß er nämlich gleich dem Vieh geschlachtet, verkauft usw. werden konnte. War dies erreicht, dann erst war eine wesentliche Veränderung mit der dienenden Klasse der Menschen eingetreten, dann erst war sie etwas anderes geworden als früher; aber dann war sie auch wirklich etwas *wesentlich* anderes geworden, und man begreift diejenigen nicht, welche die niederen Ordnungen deutscher Unfreiheit, wie sie unter Christen da und dort bis auf die neueren Zeiten fortbestanden, mit der Sklaverei der Griechen und Römer, so wie der vorchristlichen Germanen, ungefähr in eine Klasse setzen konnten: jene Unfreiheit und diese Sklaverei sind der *Art* nach voneinander verschieden, so daß die Aufhebung auch jener Unfreiheit nur eine weitere Verbesserung der äußeren Lage *innerhalb derselben Grundanschauung* herbeiführen konnte, und nur als eine weitere Entfaltung desselben mit dem Christentum gegebenen Prinzips betrachtet werden darf.

Um die mit dem Wesen des Christentums gegebene Grundanschauung den Germanen faßlicher, zugänglicher, sozusagen, handgreiflich zu machen, wirkten besonders zwei Institutionen der Kirche, die genannt und deren Eingreifen auf die fragliche Veränderung der Dinge kurz geschildert werden muß, ehe die Tätigkeit der Kirche im einzelnen beschrieben wird: ich meine das Mönchstum und den Priesterzölibat.

Das Mönchtum. Die Mönche erwiesen sich ganz besonders einflußreich auf [111] die Aufhebung der Sklaverei, indem es nicht selten ausdrückliches Gesetz unter ihnen war, keine Sklaven zu haben. Sie erhielten nämlich oftmals Güter geschenkt, oder einzelne reichere Mönche brachten sie bei ihrem Eintritt ins Kloster demselben mit, und dann natürlich auch die Sklaven, die sich auf denselben befanden. Nicht wenige Klöster hielten es nun für unwürdig, dergleichen zu besitzen, und gaben ihnen die Freiheit; ein Vorbild, welches um so mehr weit und breit ermahmend und strafend einwirken mußte, in je größerem Ansehen die Mönche standen. Theodor z.B., ein griechischer Mönch, welchen der Papst Vitalian zum Erzbischof von Canterbury ernannte, um den neubekehrten Angelsachsen griechische Sprache, griechische Künste und Wissenschaften zuzubringen, nahm in seine Kapitel den kurzen, aber merkwürdigen, und vielsagenden Tadel auf: ‚die griechischen Klöster haben keine Sklaven, die römischen aber haben¹⁰⁵. Es ist nun zwar sehr irrig, wenn Theodor ganz allgemein von den griechischen Mönchen aussagt, daß sie keine Sklaven gehabt haben, - denn Jahrhunderte nach ihm hatten noch viele griechische Klöster Sklaven - aber jedenfalls sehen wir hieraus, daß sich im siebenten Jahrhundert manche besonders verpflichtet glaubten, keine zu besitzen, und die griechischen Mönche den lateinischen zum Muster vorgestellt wurden. Der heilige Platon und der heilige Theodor, Abt von Studium, sind besonders wichtig für uns. Der erstere (geb. zu Konstantinopel i. J. 735.) war der Sohn edler und reicher Eltern, und wurde von seinem Oheim, kaiserlichem Finanzminister, nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters und seiner Mutter fromm und tugendhaft erzogen. Unter der Leitung dieses Staatsmannes sollte er sich selbst auch für höhere Ämter befähigen, und er gab in kurzer Zeit Beweise ausgezeichneter Tüchtigkeit. Auch sein eigenes nicht geringes Vermögen, dessen Verwaltung ihm bald anvertraut wurde, wuchs jetzt zu einer sehr bedeutenden Größe heran, so daß man in ihm, geachtet und geliebt, wie er ohnedies wegen seiner Tugenden war, bei solchen äußeren Vorzügen den Gründer einer der glänzendsten Familien in der Hauptstadt erwartete. Allein die Liebe zu

¹⁰⁵ *Theodori Cantuar. Capp. ap. Hard. Concil. T. III. p. 1775.*

Gott und Christus, und die Sehnsucht, sich völlig ungestört mit den [112] göttlichen Dingen beschäftigen zu können, trat so lebhaft und überwiegend in ihm hervor, daß er sich in ein Kloster zu gehen entschloß. Die zahlreichen Sklaven, die er besaß, befreite er nun sämtlich und schenkte ihnen und anderen Dürftigen sein Vermögen. Platon, der sich unter solchen Verhältnissen dem Mönchsleben gewidmet hatte, besaß eine inneren Berufung dazu, und zeichnete sich darum auch als Mönch aus. Er wurde Abt seines Klosters, dessen Bewohner unter ihm ihrem inneren Leben nach sehr gefördert wurden; und dem erhöhten gottseligen Geiste derselben entsprachen notwendig auch die äußeren Einrichtungen. Er gab unter anderem das Gesetz, daß das Kloster keine Sklaven haben dürfe, weil es unziemlich wäre, daß Menschen in einem solchen Verhältnis zu Mönchen stünden!

Dieses zunächst nur für ein Kloster gegebene Gesetz erhielt in Verbindung mit anderen Ereignissen größere Wichtigkeit. Sein Schwestersonn Theodor, auf welchen ganz der Geist des Oheims übergegangen war, folgte ihm noch zu seinen Lebzeiten als Abt nach; er hinterließ zwei Vermächtnisse seinen Mönchen, worin er Schätze durch lange Erfahrung und schwere Prüfungen erworbener Lebensweisheit, fromme Wünsche und ernste Mahnungen in Ansehung der Bestrebungen und Lebensweisen, wodurch sich seine geistlichen Söhne auszeichnen sollten, niederlegte. In dem sogenannten zweiten Testament nun redet er die Mönche so an: „Sklaven sollt ihr niemals haben, weder zu persönlichen Dienstleistungen, noch zum Gebrauch im Kloster, noch zur Bestellung des Feldbaues; denn der Sklave ist ein Mensch, geschaffen nach dem Ebenbilde Gottes“¹⁰⁶. Diese beiden Mönche

¹⁰⁶ Dieses Testament findet sich *Bibliotheca max. Patrum Lugd.* 1677. Tom. XIV. an die *Sermon. Catechagrorum. Id enim solum mundanis permittitur, sicut nuptiae. Te quidem benevolentia servum unanimis fratribus praebeas oportet.* Von welche angehängt p. 894 seq. *Non hominem, factum ad imaginem divinam, servum parabis, neque usui privato, nec monasterii, quod administres, nec agrorum.* ...Von welchem Einflusse die Asketen und Asketinnen auf die Aufhebung der Sklaverei überhaupt waren, habe ich schon oben angemerkt. Hier noch eine Stelle; vom heiligen Zosimus, Bischof von Syrakus, heißt es in seiner *vita c. 2. ap. Boll. Mart. Tom. III. p. 842.: Sed et illam cae[113]teris virtutibus addiderat; neque enim ab alio quopiam . . . volebat sibi ministrari, qui manus pedesque et caetera membra suscepisset a*

nun wurden durch [113] schwere Schicksale auf den Leuchter gestellt, und ein Gegenstand allgemeiner Verehrung. Gegen Kaiser Konstantin, Irenes Sohn, der seine rechtmäßige Gemahlin entlassen und eine andere unter nichtigem Vorwand geheiratet hatte, verteidigten sie längere Zeit allein den Ernst des christlichen Sittengesetzes, so daß sie ihn sogar zuletzt exkommunizierten, obgleich er eine nahe Verwandte von ihnen zur zweiten Gattin gewählt hatte. Furchtbar ließ der Kaiser sie wegen ihrer sehr ehrenwerten und auf die öffentliche Sittlichkeit sehr einflußreich gewordenen Strenge behandeln. In demselben Maße, als Konstantin gegen sie tobte, nahm ihre Macht über das Volk zu. Später hatte Theodor auch noch die ganze Wut eines erneuerten Bildersturmes zu dulden, und er blieb auch hier unerschütterlich. So erwarben sie sich ein weithin gebietendes Ansehen, und ihre Worte und Räte wurden Gesetze für zahlreiche Klöster, in welchen auch ihre Grundsätze in Ansehung der Sklaven aufgenommen und heiliggehalten wurden. Auch waren manche Mönche des Klosters Studium während der Verfolgung flüchtig geworden; sie suchten und fanden teils in andern Klöstern wohlwollende Aufnahme, teils gründeten sie neue Niederlassungen und verpflanzten auch dahin mit der Liebe gegen die beiden Äbte den Haß gegen die Sklaverei.

Im Okzident war inzwischen der Mönchsgeist nicht untätig geblieben, und gleichwie Theodor von Canterbury irrte, wenn er allgemein den griechischen Mönchen die Sklaverei abspricht, so irrte er auch, wenn er den römischen allgemein ihren Besitz beilegt. Bei den abendländischen Äbten finden wir im sechsten Jahrhundert einen solchen Eifer für die Freilassung der Sklaven, die ihren Klöstern geschenkt wurden, daß Konzilien demselben eine gewisse Grenze setzen mußten, um die Mönche nicht mit einem Male mit [114] Arbeit zu überladen¹⁰⁷. Besonders verdient indes der heilige Benedikt von Aniane gerühmt zu werden. Obgleich er der Sohn des reichen Grafen von Magelone und am Hof Pipins

natura in servitium sui. Nam turpe esse dicebat, si quis valenti sanoque ministrasset; nam qui valeret contra Dei providentiam faceret, a qua cum oculos, manus, pedes valentes accepisset ad regimen sui, ministerium tamen appeteret alienum etc.

¹⁰⁷ *Concil. Epaon. a. 517. c. VIII. Hard. Tom. V. p. 56.*

des Kleinen und Karls des Großen bedientet und sehr beliebt war, verließ er doch, von einem höheren Drang bestimmt, die Welt und befriedigte und nährte die Gewalt seiner frommen Gefühle in den strengsten Übungen. Die göttliche Vorsehung hatte ihn zum Erneuerer der in wilden Zeiten vielfach verfallenen Klosterzucht bestimmt und ausersehen, in weiter Ausdehnung die Mönche wieder durch Befreiung ihres Geistes von irdischen Bestandteilen, von üppigem und zerstreuem Wesen zur Erfüllung des erhabenen Berufes geschickt zu machen, der ihnen im Mittelalter zudedacht war. Von Aniane, einem von ihm neu gegründeten und mit seinem Geiste erfüllten Kloster ging die Verbesserung aus, die sich sodann bald unter der fördernden Hilfe Karls des Großen und Ludwigs des Frommen auf viele Klöster erstreckte. Benedikt erlaubte es sich nun wohl, liegende Güter als Schenkung anzunehmen, aber ohne die damit verbundenen Sklaven und Sklavinnen, die er immer freiließ¹⁰⁸.

In der klösterlichen Stille also, wo oft unter außerordentlichen, selten in unserer Zeit verstandenen Anstrengungen der Geist der Welt unterging, ging der Geist des Christentums auf; hier, wo irdische Pracht, vergänglicher Glanz, und alle Eitelkeit des Erdenlebens verschwand, wo nur der Mensch galt, wie er zur Wiedervereinigung mit Gott emporrang, wo der Sohn des Königs, des Herzogs und des Grafen mit dem Sohne des Knechtes, im Bewußtsein einer höheren Abstammung, einer neuen Geburt in **[115]** Christus alle Freuden und Leiden des Lebens brüderlich teilte, hier drang das befreite und geschärfte Auge des Geistes durch alle Decken und Hüllen, die den ursprünglichen wahren Adel des Menschen dem Menschen verbargen. Der strenge Gehorsam unter dem väterlichen Ernst des Abtes hatte also eine wahrhaft geistbefreiende Kraft ausgeübt, und die zartesten Gefühle der Teilnahme und des Mitleidens, welche das Treiben der Welt erstickte, keimten hier unter dem rauhen Gewand, und

¹⁰⁸ *Acta SS. Ord. Bened. Saec. IV. P. I. p. 197. Quapropter si quis de possessionibus suis aliquid Monasterio conferre vellet, suscipiebat; sin vero servos ancillasque copulari nitetur, refugiebat, nec passus est quemquam per idem tempus per chartam monasterio tradi, sed ut fierent liberi, imperabat.* Über die weitere Verbreitung der Reform des heiligen Benedikts von Aniane vgl. Mabillons Anmerkungen p. 192. n. 10.; dann die besondere Abhandlung hierüber p. 218 sq.

wirkten in weiten Umkreisen erregend fort, bis kein Herz mehr sich ihnen verschloß.

Geist statt Geblüt. Ich gehe zum Moment über. Die höchsten edlen Geschlechter der Germanen waren zugleich die priesterlichen gewesen, und im König hatte sich die bürgerliche und geistliche Obergewalt vereinigt. Anders im Christentum; als eine rein geistige Gewalt, die nur geistig und darum nur durch das freie Prinzip im Menschen wirken kann, wurde das Priestertum vom Königtum getrennt, und diesem das Gebiet des Zwanges anvertraut. Aber auf eigentümliche Weise hatte die älteste christliche Zeit die Idee des priesterlichen Lebens festgestellt: der Priester sollte ganz und gar der Mann der höheren Sehnsucht und der Selbstverleugnung sein; selbst die Ehe versagte er sich, so daß er einerseits alle seine persönlichen Wünsche und Bedürfnisse mit dem Himmel begrenze, und andererseits all sein Tun und Leiden eine ununterbrochene Hingabe für die Gemeinde wäre. Da hieß es nun wohl: ‚Wer es fassen kann, der fasse es.‘ Und lange faßten dieses Wort die Germanen nicht; wohl ahnten sie hohen Sinn und priesen den, in welchem es in Leben sich verwandelte; aber bei aller Roheit, doch schlicht und gerade, und unfähig zu täuschen, zogen sich die Edlen und Freien unter ihnen lange von einer Würde zurück, für deren Bürde sie sich noch nicht gewachsen glaubten. So fiel das Priestertum gutenteils den Unfreien zu; indem aber schon die Priester der falschen Götter die Hochgestellten im Volke gewesen waren, so schien es ihrem äußerlichen Sinn wohl schicklich zu sein, daß auch die Priester des wahren Gottes an irdischer Ehre und Auszeichnung nicht niederstünden, und der Bischof wurde gleich dem Grafen, und der Erzbischof gleich dem Herzog, und beide zählten sich zu den Großen des Reiches und waren mächtig im Rat des Königs und der Volksversammlung, sollten sie auch **[116]** Söhne des Unfreiesten unter den Unfreien gewesen sein! Der christliche Priester war aber auch der Wissende, und so wurde zu gleicher Zeit der Wissenschaft und dem dem Heiligen sich widmenden Willen die Ebenbürtigkeit mit den Edlen zugestanden – ein Zugeständnis, das die ganze soziale Zukunft christlicher Reiche im Keime in sich enthielt. Durch nichts konnte der Geist des Evangeliums deutlicher und vernehmlicher die Germanen zur Einsicht brin-

gen, daß vor Christus der Grieche und der Jude, der Freie und der Sklave verschwinde, und diesem eine andere Stellung als im Heidentum eingeräumt werden müsse¹⁰⁹. [117]

Die Gesetzgebung. Die kirchliche Gesetzgebung im einzelnen aber, welche allmählich die Sklaverei aus dem Leben entfernen mußte, ist folgende. Eine sehr wichtige Bestimmung war diejenige, welche die im Jahr 650 zu Chalons versammelten Bischöfe bei ihrem König durchsetzten, die Bestimmung, daß für die Zukunft kein Sklave aus dem fränkischen Reich hinaus verkauft werden

¹⁰⁹ Eine Menge Kirchengesetze erlauben, ja wünschen die Aufnahme von Manzipien oder Serven in den geistlichen Stand, *si honestae vitae claruerunt meritis*, wie sich *Conc. Tolet. IX. a. 655. c. 11. Hard. Tom. III. p. 976.* ausdrückt. Auch zahlreiche bürgerliche Gesetze in allen europäischen Reichen. Beide Gesetzgebungen setzen aber fest, daß das Manzipium zuvor emanzipiert sein müsse, ehe die Ordination erfolge, was sehr begreiflich ist; denn da dasselbe als solches eines andern war, so war es unbillig, es ohne Erlaubnis dieses andern seinem Dienste zu entziehen. Dann aber hätte der Herr es auch wieder zurückrufen können, wenn die Freilassung nicht vorausgegangen wäre. - Aus Theganus, Chorbischof im Trierischen geg. 849. (*de gestis Ludovici Pii bei du Chesne Script. hist. Franc. Tom. II. p. 279 sq.*) sehen wir, daß unter Ludwig dem Frommen die meisten Bischöfe, und die am Hofe angesehensten aus dem Stande der *vilissimorum servorum* waren. Freilich eifert Theganus dagegen, und schreibt diesem Umstande die Verwirrung des Reichs zu, weil solche Bischöfe in der Regel dem Adel entgegenhandelten, ein Urteil, das nicht befremdet; denn Ludwigs Zeitgenossen suchten überall herum die Ursachen des Elends, nur dort nicht, wo sie wirklich lagen. Besonders mochte dem Theganus Ebbo, Erzbischof von Rheims, auch ehemed ein *servus vilissimus*, ‚der Sündenbock der Zeit,‘ wie ihn Luden nennt, Veranlassung gegeben haben. - Manche Bischöfe gingen indes so weit, daß sie am liebsten Unfreie in den geistlichen Stand aufnahmen, und Freie sogar zurückwiesen. Vgl. *Chrodegang. regul. c. 5.* Der heilige Mann tadelt dies mit Recht, ohne zum anderen Extrem auszuschweifen, *cum apud Deum*, sagt er, *non sit personarum acceptio*. Der letzte Papst, der darüber Unterricht zu geben hatte, daß im Christentum und drum vor der Kirche kein Unterschied zwischen Freien und Sklaven sei, war Clemens IV.; in einer sehr guten Auseinandersetzung belehrt er den König Bela von Ungarn, welcher einen Bischof darum nicht anerkennen wollte, weil er [117] seiner Geburt nach *conditionis servilis* sei, daß die Knechtschaft nicht aus Gott daß vielmehr vor Gott alle Menschen gleich seien usw. und darum auch seine Nichtanerkennung der fraglichen Wahl für unstatthaft gehalten werden müsse.

dürfe¹¹⁰. Man trieb nämlich starken Handel mit Sklaven nach Asien und Afrika, und später auch nach Spanien zu den Mauren; ja es geschah sogar, daß in Deutschland Sklaven an Heiden abgegeben wurden, welche sie ihren Göttern opferten. Daher wurden in Deutschland, als sich dort das Christentum mit Macht zu verbreiten und zu befestigen anfang, teils von Päpsten, z. B. von Gregor III. im Jahre 721¹¹¹, teils von Synoden, wie zu Leptines i. J. 743 Vorkehrungen dagegen getroffen¹¹².

Diese Verbote konnten aber ihren Zweck nicht erreichen, so lange diejenigen, welche vorzugsweise Sklavenhändler waren, im Besitz von Sklaven sein durften. Diese Händler waren aber die [118] Juden. Allen Nachrichten zufolge scheint ihr Geschäft sehr groß gewesen zu sein. Sie kauften nicht bloß Erwachsene aus dem männlichen und weiblichen Geschlecht, sondern auch Kinder, namentlich Knaben, verschnitten dieselben und verkauften sie in die orientalischen Serails. Dieses jammervolle Los traf inzwischen nicht bloß die Söhne der Sklaven, auch die der Freien blieben nicht immer verschont; bis zu ihrer Wehrmachung hatte ja der Vater das unbedingte Recht, über sie zu verfügen: sie waren noch keine Freien, und gleichwie er sie aussetzen oder geradezu töten konnte, so war auch niemanden eine gesetzliche Einsprache gestattet, wenn er sie verkaufte. Nicht selten wurden auch Kinder von den Juden mittelbar oder unmittelbar geraubt, und auch nun Gegenstand des Verkehrs. Nicht mit Unrecht wurde behauptet, daß durch die grausame Behandlung so vieler Christenkinder

¹¹⁰ *Concil. Cabilon. a. 650. c. IX. Hard. Tom. III. p. 949. Pietatis est maximae et religionis intuitus, ut captivitatis vinculum omnino a Christianis redimatur. Unde sancta Synodus noscitur censuisse, ut nullus mancipium extra fines vel terminos, qui ad regnum Chlodovei regis pertinent, penitus debeat venundare; ne, quod absit, per tale commercium, aut captivitatis vinculo, vel quod pejus est, judaica servitute mancipia christiana teneantur implicita.*

¹¹¹ *Gregor III. ep. ad Bonifac. a. 721. Hard. Tom. III. p. 1869. Haec quoque inter alia crimina agi in partibus illis dixisti, quod quidam ex fidelibus ad immolandum paganis sua venundent mancipia. Quod ut magnopere corrigere debeas, frater, commonemus, nec sinas fieri ultra: scelus est enim et impietas. Eis ergo, qui haec perpetraverunt, similem homicidiae indices poenitentiam.*

¹¹² *Concil. Liptin. c. III. Hard. l. I. p. 1922. Ut mancipia christiana paganis non tradantur; dafür solle jeder Bischof sorgen.*

durch die Juden¹¹³, wobei, namentlich bei der Operation der Entmannung manche ihr Leben verlieren konnten, die alte Sage veranlaßt worden sei, daß die Juden dieselben absichtlich zu gewissen Zwecken töteten.

Neben den Juden waren es auch die Venetianer, die Menschenhandel trieben.

Der christliche Geist traf nun folgende Gegenanstalten. Es wurde frühzeitig Gesetz, daß kein Jude einen christlichen Sklaven besitzen dürfe, ein Gesetz, welches allerdings nicht allein deshalb gegeben wurde, um dem Menschenhandel vorzubeugen, sondern auch, um Verführung zum Judentum und zu mannigfachem jüdischen Aberglauben, welche vom sechsten bis zum neunten Jahrhundert nicht selten gewesen zu sein scheint, zu verhindern, und das christliche Selbstgefühl zu nähren und zu pflegen. Sehr zahlreiche Synoden in beinahe allen christlichen Ländern sprachen sich in diesem Sinne aus¹¹⁴. Zur Aufrechterhaltung dieses Gesetzes [119] wurden auch nähere Bestimmungen erlassen; so wurde z. B. von der ersten Synode von Maçon i. J. 581 festgesetzt, daß jeder Christ einen solchen Sklaven eines Juden um 12 Solidos auslösen könne, sei es, um ihn ganz frei zu machen, sei es, um ihn für sich zu kaufen; sei aber der Jude nicht zufrieden, so könne der Sklave hin, wo er wolle, d. h. er sei dann an sich frei¹¹⁵. Indem nun der Jude keinen christlichen Sklaven mehr besitzen konnte, wurde ihnen notwendig der Handel mit denselben (wie man meinen sollte) unmöglich.

¹¹³ Leo, Geschichte der italienischen Staaten. I. Th. S. 225.

¹¹⁴ Z. B. *Concil. Aurel. III.* i. J. 538. c. 13. *Aurel. IV.* i. J. 541. c. 23. wiederholt diese Bestimmung; *ideo statuimus, ut tam justa constitutio ab omnibus Catholicis conservetur.* *Hard. Concil. Tom. II. p. 1439 - 1440. Tolet. III. c. 14. l. I. p. 481. Suggestente concilio, id gloriosissimus dominus noster canonibus inse[119]rendum praecipit, ut Judaeos non liceat, christianas habere uxores, vel concubinas, neque mancipia christiana comparare in usus proprios.*

¹¹⁵ *Concil. Matiscon. I. c. 16. 17. l. I. Tom. III. Datis pro bono quolibet mancipio duodecim solidis ipsum mancipium quicumque Christianus, seu ad ingenuitatem, seu ad servitium, licentiam habeat redimendi; quia nefas est, ut quos Christus dominus sanguinis sui effusione redemit, in persecutorum vinculis maneant etc.* Zwölf Solidi waren der gewöhnliche Preis für einen brauchbaren Sklaven; vgl. *Gregorius Tur. hist. Franc. l. III. c. 15.*

Was aber die Venetianer betrifft, so war ihrer Habsucht unmittelbar durch die bisher beschriebenen Gesetze noch nicht gehörig vorgebeugt, allein der Abscheu gegen den Menschenhandel war doch schon so sehr verbreitet, daß auch ihrer Verkehrtheit ein nahes Ende bevorstand. Unter Papst Zacharias hatten sie einst Scharen von Menschen in den Umgebungen von Rom zusammengekauft, um sie Mohammedanern und Heiden zuzuführen; der fromme Priester löste sie aus, gab ihnen die Freiheit, und sprach die Exkommunikation über alle Kaufleute aus, die ähnliches unternehmen würden¹¹⁶. Dieser vom Christentum ausgegangene Geist teilte sich immer mehr den bürgerlichen Gesetzbüchern mit, so daß noch vor Ausgang des achten Jahrhunderts im ganzen Umfang des fränkischen Reichs ausdrückliche Bestimmungen getroffen waren, keinen Sklaven aus dem Gau hinaus zu verkaufen, z. B. in der Lombardei unter Karl dem Großen, in Bayern unter Thas[120]silo, in Allemanien usw. Karl der Große befahl sogar, daß niemand einen Menschen mehr verkaufen oder erwerben solle, außer in Gegenwart der Grafen oder der Missi dominici¹¹⁷.

Agobard von Lyon. Aus einer Denkschrift des heiligen Agobard an Ludwig den Frommen ersehen wir, daß dieser Erzbischof von Lyon zu den verdientesten Männern in unserer heiligen Sache zu zählen ist, aber leider zugleich, daß sich Juden sowohl als Christen vielfach über die Staats- und Kirchengesetze hinwegsetzten. Agobard war einer der tätigsten, erleuchtetsten und einflußreichsten Kirchenhirten seiner Zeit; in den wichtigsten Angelegenheiten mitsprechend, verfehlte er nur selten den wahren oder doch für die damaligen Verhältnisse angemessenen Gesichtspunkt, aus dem sie zu betrachten seien, und von christlichem Mute hoche erfüllt, sprach er stets mit Nachdruck und Beharrlichkeit seine wohlwogenen Grundsätze aus und suchte sie gegen Hohe und Niedrige geltend zu machen. So hatte er sich als Erzbischof von Lyon zu Attigni i. J. 822 gegen die mächtigen

¹¹⁶ *Plat. Vit. Pontif. Ed. Col. 1611. p. 114. Venetis praeterea inbibuit sub anathematis poena, ne servos Christi signo notatos Saracenis et gentilibus venderent, ut mercatores facere consueverant.* Aus *Anastasius Biblioth.*

¹¹⁷ Die Beweisstellen s. Leo, Geschichte von Italien a. a. O.

Räuber der Kirchengüter freimütig erklärt und in diesem Betreff zweckmäßige Beschlüsse veranlaßt; in den länderverwüstenden Streitigkeiten Ludwigs mit seinen Söhnen als Staatsrat für den Frieden verständig gesprochen, und dem frommen Kaiser seinen alles verwickelnden Wankelmut und veränderlichen Sinn mit kühnen Worten und doch ehrfurchtsvoll vorgehalten; die Gottesurteile auf den Grund der heiligen Schrift, die er gleich den ausgezeichnetsten Bischöfen seiner Zeit verstand, namentlich den rohen Zweikampf, von den Großen so sehr geliebt, ohne Scheu bekämpft, und Kirchenbeschlüsse dagegen hervorgerufen. Voll Mitgefühl und mit seiner gewöhnlichen Unerschrockenheit nahm er nun auch das christliche Interesse gegen Menschenverkäufer und Käufer wahr, die sich jetzt gegen die ausdrücklichsten Gesetze zu handeln nicht scheuten. Es ereignete sich folgendes zu Agobards Zeit. Christen verkauften wieder unter Ludwigs schwacher Regierung vielfach Christen an Juden; Agobard nahm mit bitterem Schmerz diese Erscheinung in seiner Erzdiözese wahr und predigte während seiner Visitationsreisen dagegen. Die Juden aber machten sich durch Bestechung Freunde am kaiserlichen Hof und gewannen [121] besonders den Minister der israelitischen Angelegenheiten (*magister Judaeorum*), Eberhard, und der schwache Ludwig ließ sich in dem Grade überlisten, daß er sogar in einer öffentlichen Urkunde die Juden gegen Adobard und seine Geistlichen in Schutz nahm, und den Eberhard mit zwei anderen Kommissarien nach Lyon abschickte, um den Bischof zu einem anderen Verfahren zu bestimmen. Diese kaiserlichen Beamten zeigten sich gegen Agobard sehr barsch (*terribiles*) und behandelten auch manche andere Geistliche so hart, daß viele, die sich ihnen hatten vorstellen wollen, aus Furcht wieder nach Hause gingen. Agobard ließ sich indes nicht einschüchtern, er wendete sich an Ludwig in einer eigenen Denkschrift, worin er sagt, das kaiserliche Ansehen sei in dem Grade mißbraucht worden, daß ihm, dem Ludwig, eine Urkunde *untergeschoben* worden sei; denn sie für echt anzunehmen, sei unmöglich, da ihr Inhalt mit den bekannten frommen Gesinnungen des Kaisers im schärfsten Widerspruch stehe. Übrigens bat er um Abhilfe gegen solches

Benehmen seiner Beamten¹¹⁸. Auch versäumte Agobard [122] nicht, in besonderen Schriften sich an mehrere Äbte zu wenden, die, da sie zum Teil kaiserliche Prinzen waren, besonders mächtigen Einfluß am Hofe genossen. Endlich verband er sich mit mehreren anderen Bischöfen im südlichen Frankreich zu gemeinsamem Wirken in so wichtiger Angelegenheit. Wir besitzen noch alle Schriften, welche Agobard bei dieser Gelegenheit herausgab.

Gleichzeitig führte Agobard auch noch gegen die merkantilitische Härte der Juden einen anderen Streit. Gehindert, christliche Sklaven zu besitzen, kauften sie bei den noch unbekehrten sarmatischen Stämmen ein, führten sie ins fränkische Reich, namentlich in die Seehäfen desselben am mittelländischen Meere, um sie nach Afrika, Spanien und Asien zu verkaufen. Die Sklaven wurden jedoch bekannt mit den fränkischen Gesetzen, ließen sich im Christentum unterrichten und taufen. Jetzt konnten auch sie ausgelöst werden, und die Bischöfe lösten sie wirklich auf ihre und der Kirche Kosten aus.

Die Juden führten nun auch hiergegen Beschwerde am kaiserlichen Hofe; und es gelang ihnen durch die schon genannten Mittel an demselben der Überzeugung Bahn zu machen, daß wirklich die Geistlichkeit ihre Befugnisse überschreite. Die genannten kaiserlichen Beamten stellten den auffallenden Grundsatz auf, daß kein Sklave ohne die Erlaubnis seines Herrn getauft werden

¹¹⁸ *Agobard. De insolentia Judaeorum ad Imperatorem Ludovic. Pium. Opp. Edit. Baluz. Par. 1666. p. 60. Venerunt Gericus et Fredericus, quos praecurrit Everardus, Missi quidem vestri, non tamen per omnia vestra agentes, sed parte alterius, et ostenderunt se Christianis terribiles, et Judaeis mites, maxime Lugduni, ubi partem persecutionis adversus ecclesiam depinserunt, quam multis gemitibus, suspiriis et lacrymis stimularunt . . .* Die Missi sagten, was aber Agobard gar nicht glaubt: *quod Judaei non abhominabiles (abominabilis leitet Agobard von ab und homo her), ut plerique putant, sed cari essent, in oculis vestris.* Die Ursache der Härte der Missi ist p. 62.: *haec passi sumus a fautoribus Judaeorum, non ob aliud, nisi quia praedicavimus Christianis, ut mancipia eis christiana non venderent, ut ipsos Judaeos Christianos vendere ad Hispanias non permitterent, nec mercenarios domesticos habere.* - In dieser Schrift p. 66. sagt er auch, daß die Juden christliche Kinder stehlen und verkaufen, und beruft sich auf Fälle, die er selbst untersucht habe. Eine andere hierher gehörige Schrift ist *de Judaicis superstitionibus*, worin er sich auch p. 71. auf ein Dekret des Königs Hildebert beruft, daß kein Christ eines Juden Sklave sein solle, und ein solcher Sklave eines Juden um zwölf Solidos freigekauft werden könne.

könne. Agobard, der heilige, verteidigte nun sich und das Verfahren der übrigen Bischöfe auch in diesem Punkte, und zwar auf eine ganz vorzügliche Weise. Nachdem er sich auf den Befehl Christi, alle Völker zu taufen, berufen hatte, sagt er, nirgends knüpfe die heilige Schrift die Erlaubnis der Taufe von jemanden an die Einwilligung eines Dritten; und in der Tat: hätten die ersten Christen die Besitzer der Sklaven gefragt, ob dieselben getauft werden dürften, es wären gar wenige von ihnen in die christliche Kirche gekommen. Er fährt fort: ‚Obgleich infolge unserer Sünden ein gerechter aber geheimnisvoller Ratschluß Gottes einige durch allerlei Auszeichnungen erhebt, andere dem Joch der Sklaverei unterwirft, so hat er doch befohlen, daß in der Weise von den Sklaven ihren Herren irdischer Dienst geleistet werde, daß zugleich der innere nach seinem Bilde geschaffene Mensch, keinem Menschen, keinem Engel, überhaupt keiner Kreatur, sondern ihm (Gott) allein unterworfen sei.‘ Auch beruft er sich auf Kol 3, 9 ff.: ‚Zieheth den alten Menschen mit seinen Werken aus und den neuen an, der in die Erkenntnis nach dem Bilde dessen erneuert ist, der ihn geschaffen hat, wo nicht ist Grieche und Jude, Vorhaut und Beschneidung, Barbar, Skythe, Freier und Sklave, sondern alles in allem Christus,‘ und fährt fort: ‚Wenn also diejenigen, die zur Taufe kommen, durch die Erkenntnis des Schöpfers im inneren Menschen, der von aller Knechtschaft frei ist, erneuert werden; welcher Grund kann vorliegen, daß die Sklaven nur mit Erlaubnis ihrer Herren zu dieser Erneuerung sollen gelangen können¹¹⁹?‘ Übrigens wiederholt Agobard auch hier, daß den Juden der herkömmliche Kaufpreis zu geben sei, und daß er ihnen auch nicht vorenthalten werde¹²⁰.

Wie der Streit endete, sagt meines Wissens keine alte Urkunde; wir können indes wohl annehmen, daß Agobard siegreich aus dem Kampfe hervorging; denn ein Mann, der eine so gute Sache verteidigte, der sich der für sie sprechenden Gründe so klar und deutlich bewußt war, und dazu keine Furcht kannte, gab gewiß

¹¹⁹ Agobard. *Epistola ad proceres Palatii* (Hilduin, *sacri Palatii antistes* und *Wala*) *contra praeceptum impium de Baptismo Judaicorum mancipiorum*. l. I. p. 192 - 195.

¹²⁰ Agobard. l. I. p. 197.

nicht nach. Ohne Zweifel wurde Ludwig vermocht, seine Befehle zurückzunehmen.

Weitere Gesetze zugunsten der Sklaven. Durch diese und dergleichen Bemühungen geschah es, daß gegen Ende des zehnten Jahrhunderts im Umfang des ehemaligen fränkischen Reiches, selbst im nördlichen Deutschland, dem am spätesten bekehrten Teile desselben, gar keine Sklaven mehr verkauft wurden, selbst nicht mehr innerhalb eines Gaus. Wenn die Geistlichen die Gründe gegen Menschenverkauf in die Fremde entwickelten, konnten sich nicht verfehlen, größtenteils solche vorzubringen, die gegen allen Menschenverkauf sprachen. Sie senkten sich tief in die Brust der Christen ein, und diese ließen ab von einem Tun, das eines Christen so unwürdig war.

Was die übrige Gesetzgebung der Kirche, die Sklaven betreffend, anlangt, so war es sehr wichtig, daß *allenthalben* [124] an Sonn- und Festtagen die Sklavenarbeiten (*opera servilia*) ausdrücklich verboten waren. Das Konzil von Berghamsted in England i. J. 697 verurteilt sogar den Herrn, der seine Sklaven zwischen Samstagabend und Sonntagabend zur Arbeit anhalte, zu einer Buße von achtzig Soliden; und Kirchengesetze, die mit Einwilligung des Königs Ina i. J. 691 erlassen wurden, setzen fest, daß der Sklave, der am Sonntag auf Befehl seines Herrn arbeiten müsse, frei sein solle¹²¹. Dem Sklaven sollte nicht nur auch seine Zeit zu körperlicher Ruhe und Erholung vergönnt werden, er sollte auch die kirchlichen Institute zur Belehrung, zur Nahrung und Pflege der Frömmigkeit benutzen können, er sollte auch unbekümmert seines Gottes und Erlösers sich freuen, und Tage und Orte kennen, wo Herr und Knecht verschwindet.

Wer einen Sklaven zu einem schweren Vergehen, z. B. zu einem Diebstahl anhielt, wurde in England um 70 Soliden bestraft, und der Sklave, dem der Herr an einem Fasttag Fleisch vorsetzte, war frei¹²². In religiös moralischer und kirchlicher Beziehung sollte

¹²¹ *Concil. Berghamstedense c. X. Hard. Concil. Tom. III. p. 1819. Legg. eccles. Inae regis: si servus operetur die dominica per praeceptum domini sui, liber esto. cf. capitula Theodori Cantuar. VII - VIII.*

¹²² *Concil. Berghamsted. c. XXVII. XV.*

überhaupt Gleichheit stattfinden, und das Mittel, das dem einen zur Übung dienen sollte, dem anderen nicht versagt werden.

Wer einen Sklaven tötete, war exkommuniziert¹²³, und flüchtete der Sklave, der sich eines schweren Vergehens schuldig gemacht hatte, in die Kirche, um der Rache des Herrn zu entgehen, so versöhnte der Priester beide, und bei einer körperlichen Züchtigung sollte der Herr es bewenden lassen¹²⁴. Nach einer Bestimmung der ersten Synode von Orleans gelobte in solchem Falle der Herr auf das Evangelium, daß er den Sklaven nicht töten, und nicht verstümmeln oder sonst ähnlich verletzen wolle; geschah etwas [125] dieser Art, so wurde der Herr als ein Verächter der Kirche und des Glaubens ihrer Gemeinschaft für unwürdig erklärt¹²⁵.

Streng waren die Gesetze der Kirche in Bezug auf Veräußerung ihrer Güter, und selbst der Bischof konnte sowenig, als ein anderer für sich allein dergleichen verschenken, verkaufen, austauschen usw. - aber in Ansehung der Sklaven war eine Ausnahme gestattet; das Konzil von Agde i. J. 506 beschloß, daß, wenn ein Bischof verdiente Sklaven freilasse und ihnen ein Gütchen dazu gebe, sein Nachfolger diese Gabe bestehen lassen *müsse*¹²⁶. Diese Freilassungen waren so häufig, daß die dritte Synode von Saragossa i. J. 691 beschloß, jedesmal nach dem Tode eines Bischofs solle auf den Gütern der Kirche, der er vorgestanden, bekannt gemacht werden, innerhalb eines Jahres seien die betreffenden Urkunden vorzulegen und so lange gültig¹²⁷. Nach dem zweiten Konzil von Soissons i. J. 837, sollte auch überhaupt ein Bischof mit Manzipien gar keine andere Veränderung eintreten lassen können - als sie zu befreien¹²⁸.

Diese kirchlichen Bestimmungen sind um so mehr der vollsten Anerkennung wert, als sich die Sklaven, wenn sie die Freiheit erlangt hatten, nicht selten schwerer Anmassungen schuldig

¹²³ *Concil. Epaon. a. 517. c. XXXIV. Hard. Tom. II. p. 1051.*

¹²⁴ *L. I. c. XXXIX.*

¹²⁵ *Conc. Aurel. I. c. 3. Hard. Tom. II. p. 1009. pro contemptu ecclesiae et praevaricatione fidei a communione Catholicorum extraneus habeatur.*

¹²⁶ *Concil. Agath. c. VII. Hard. Tom. II. p. 998.*

¹²⁷ *Concil. Caesarangust. c. IV. Hard. Tom. III. p. 1780.*

¹²⁸ *Concil. Suession. II. c. XII. Hard. Tom. V. p. 56.*

machten, und die noch bestehenden Abhängigkeitsverhältnisse rücksichtlich der von der Kirche erhaltenen Güter, und die sonstigen Bedingungen aufzuheben geneigt waren¹²⁹, oder sich fremder Hand als Werkzeuge selbst zur ungerechtesten Unterdrückung ihrer Befreier auch im Stande [126] der Laien hergaben¹³⁰. Wie sich Menschen, die plötzlich emporsteigen, nicht selten bis zur sündhaftesten Verkehrtheit überheben, und das früher unterdrückte, erlaubte Selbstgefühl in die ausschweifendste Selbstsucht, die am direktesten gerade gegen den Wohlthäter sich wendet, ausarten lassen, so fand es sich auch hier. Auf dergleichen Erscheinungen mußte man gefaßt sein, sie konnten daher auch die Kirche, die Mutter aller Bedrängten und Unglücklichen, nicht abhalten, den Sklaven ferner ihre Obsorge zuzuwenden: sie bemühte sich nur, das böse Beginnen einzelner möglichst zu verhindern durch Belehrung und Warnung.

Freilassungen aus christlichen Motiven. Da nun die Kirche auf eine so ausgezeichnete Weise die Sklaven unter ihre Obhut nahm, daß es jedermann einleuchten mußte, der Geist des Christentums wünsche aufs dringendste die Aufhebung des ganzen Verhältnisses, so finden wir auch, daß sehr viele Freilassungen unter ausdrücklicher Hervorhebung religiöser Motive stattfanden. Die vom Mönch Marculph im siebenten Jahrhundert gesammelten Formeln, die Formeln bei Du Cange und Goldast beweisen dies. Die Motive sind gewöhnlich so ausgedrückt: ‚Gott dem Herrn, der seligsten Jungfrau Maria und allen Heiligen Gottes übergeben wir und lassen frei N. N.¹³¹; ‚aus Liebe zu Gott¹³²‘,

¹²⁹ *Concil. Tolet. i. J. 655. IX. c. XIII-XV. Hard. Tom. III. p. 75. Excessibus libertorum ecclesiae plerumque patronam videmus ecclesiam convexari, et bicipiti coacti sumus taedio condolare: uno quod per superbiam reluctantis auctor contemnitur, alio, dum libertas superbientis in conditionem relabi cogitur servitutis etc.*

¹³⁰ *Concil. Tolet. XIII. i. J. 683. c. VI. l. I. p. 1742. Dum aequales Dominis per susceptum palatinum officium facti sunt, in necem dominorum suorum vebementius grassaverunt. Et quod nefas est dicere, etiam hi, qui a Dominis suis libertatis beneficio potiuntur, ipsi quoque Dominis suis regis jussu tortores existunt.*

¹³¹ *Du Cange, glossar. med. et infimae lat. ed. Benedict. Venet. 1740. Tom. IV. p. 427 sq. damus atque etiam dimittimus domino Deo et beatae Mariae Virgini et omnibus Sanctis Dei. Um diese Bedeutung des Ausdruckes: ‚Gott übergeben‘ zu verstehen, muß man Marculfi Monach. Formul. II. 32. vergleichen. Te illo ex familia nostra a praesente die ab omni vinculo servitutis absolvimus, ita ut deinceps, tanquam si ab ingenius parentibus*

,weil Christus der Knecht aller geworden und [127] uns vom Fluche des Gesetzes, und der Knechtschaft des Teufels befreit hat, befreie ich . . .¹³³; ,der huldvolle Herr Jesus Christus, der mit der Liebe eines Vaters unter Heil verlangte, hat unter andern Geboten auch das uns hinterlassen, unsere Schuldner von dem, was sie uns schuldig sind, zu befreien; angetrieben von so hoher Vorschrift . . .¹³⁴; ,Wegen der Wohlthat des heiligen Kreuzes¹³⁵, ,zum Heil meiner Seele⁶ usw.¹³⁶. Auch bei glücklichen Ereignissen, z. B. aus Dankbarkeit gegen Gott, weil er die Ehe gesegnet, oder, damit Gott dem Kinde, das er den Eltern geschenkt, auch längeres Leben gewähren möge, wurden Sklaven freigelassen¹³⁷. Dergleichen Freilassungen geschahen meistens in der Kirche, welcher der Wohltäter angehörte; denn auch im Mittelalter war es erlaubt und gewünscht, wie ehemals im römischen Reich, in den Kirchen

fuisses procreatus vel natus, vitam ducas ingenuam . . . nec libertinitatis obsequium debeas nisi solo Deo, cui omnia subjecta sunt.

¹³² *Form. Goldast. 5. Duo mancipia mea . . . in Dei amore libertate donavi.* In England befahl König Athelstan i. J. 925 einem jeden seiner größeren Bezirksbeamten jährlich auf seine Kosten: ,aus Liebe zu Gott,‘ einen Sklaven loszukaufen. S. *Wilkins leges Anglo.Saxon. p. 56.*

¹³³ *Du Cange l. I. p. 475. Rex et dominus omnium . . . jugum servitutis pro nobis subire dignatus est, quatenus nos a legis maledicto et servitute diabolica liberaret, et suae ineffabilis libertatis participes efficeret. Idcirco pro redemptione animae meae, et pro aeternae beatitudinis retributione hunc servum mei juris . . .*

¹³⁴ *L. I. Piissimus Dominus Jesus Christus salutem humani generis paterno amore desiderans, inter alia praecepta, quae fidelibus suis dedit, ut aeternae vitae gaudia possent adipisci, praecepit eis debitores suos a debitis suis absolvere . . . Tanta igitur auctoritatis praeconio compulsi etc.*

¹³⁵ *L. I. Ex beneficio sanctae Crucis per Johannem Episcopum et per Albertum - s. crucis casatum factus est liber Lambertus teste hac sancta ecclesia.*

¹³⁶ *L. i. p. 431. Servos vero omnes suos, quos in domo suo retinebat (Graf Bernard) mandavit liberos facere propter remedium animae suae.*

¹³⁷ *Marculf. Monach. Form. l. I. n. 79.*

zu befreien¹³⁸. Schon der Ort, [128] wo die Befreiung stattfand, zeigte das Motiv derselben an¹³⁹, obwohl nicht immer¹⁴⁰.

Sehr häufig waren auch die Befreiungen durch testamentarische Anordnungen, die bekanntlich als ein religiöser Akt angesehen, darum durch kirchliche Personen niedergeschrieben und von der Kirche geschützt wurden. Oftmals waren die Erben nicht geneigt, dergleichen Bestimmungen gelten zu lassen; wer sich aber widersetzte, wurde mit der Exkommunikation bestraft¹⁴¹. Ähnlichen Mangel an Billigung fanden nicht selten auch die Freilassungen, die in der Kirche vor sich gegangen waren, oder vielmehr, da die Freigelassenen nicht sogleich in einer größeren, sie durch äußere Gewalt beschützenden Verbindung standen, bemächtigte sich oft der nächste Beste der Wehrlosen und machte sie zu seinen Sklaven. Was in der Kirche und aus religiösen Beweggründen geschehen war, nahm nun auch in diesem Falle die Kirche aus religiösen Beweggründen nach ihrer Weise in Schutz. So sagt die fünfte Synode von Orleans: ‚Da wir von mehreren Seiten her erfah[129]ren haben, daß diejenigen, welche in den Kirchen nach Landessitte von der Knechtschaft befreit worden waren, nach der Willkür eines jeden, wieder in die Knechtschaft

¹³⁸ *Concil. Arous. I. c. 7. Aurel. V. c. 7. Matiscon. II. c. 7. Cap. Carol. M. l. V. c. 70. Concil. Lemovic. ann. 1071. Denique semper fuit consuetudo, ut quicumque voluerint, sursum aut ante altare redemptoris, aut ante corpus beati Martialis, servos suos libertati darent.* Aus den Akten dieses Konzils sehen wir auch, daß [128] vor einem Verstorbenen ‚was oft geschehe‘ Freilassungen stattfanden; nur mußte der Kanzler der Kirche eine Urkunde ausstellen. *Burchard. l. III. c. 29. 72. Legg. Henrici I. c. 78.*

¹³⁹ *Cod. l. II. de his, qui in ecclesia manumittuntur. Qui religiosa mente in ecclesiae suae gremio servis suis meritam concesserint libertatem . . .*

¹⁴⁰ *L. Ripuar. Tit. 48. c. 1. Hoc etiam jubemus, ut qualiscunque Francus Ripuarius seu Tabularius, servum suum pro animae suae remedio seu pro pretio secundum legem Romanam libertare voluerit, ut in ecclesia coram presbyteris, diaconibus, seu cuncto clero et plebe, in manu Episcopi servum tabulis tradat, et Episcopus archidiaconum jubeat, ut ei tabulas secundum legem Romanam, qua ecclesia vivit, scribere faciat; et tam ipse quam omnis procreatio ejus liberi permaneant, et sub tuitione ecclesiae consistant, vel omnem reditum status aut servitium tabularii eorum ecclesiae reddant . . .*

¹⁴¹ *Concil. Aurel. IV. c. XXXII. Hard. Tom. II. p. 1439 - 1440. Studio sacerdotis in ea, quae constituta est a defunctis conditione, permaneant. Cui praecepto, si quis secularium humanae cupiditatis impulsu crediderit obviandum, quousque se corrigat, ab ecclesia suspendatur.*

zurückgebracht werden, so erklären wir, daß es gottlos sei, einen Befreiungsakt, der in der Kirche in Hinblick auf Gott stattgefunden, zunichte zu machen. Daher beschließen wir, durch die christliche Religion bestimmt, in gemeinsamem Rat, daß jeglicher Sklave, der durch einen freigebornen Herrn befreit wurde, in der Freiheit bleibe, welche er von seinem Herrn erhalten hat. Eine solche Freiheit soll, von wem sie auch beeinträchtigt werden mag, von den Kirchen verteidigt werden, nur die Fälle der Schuld ausgenommen, in welchen die Gesetze erteilte Freiheiten den Sklaven wieder anzunehmen vorschreiben¹⁴².

England und Irland. Es ist oben gesagt worden, daß nicht überall im Mittelalter zu gleicher Zeit die Sklaverei aufgehört habe; ich will nun dies, so weit meine Kenntnisse in dieser Sache reichen, nachweisen. In England waren wohl die wiederholten Eroberungen durch Fremde und die daran geknüpften furchtbaren Verwüstungen und Unordnungen aller Art Ursache, daß hier Kauf und Verkauf der Sklaven noch etwa zweihundert Jahre länger dauerten als in Frankreich, Italien und Deutschland. Zwar wurde im J. 1009 vom König Ethelred auf die Bitten und Vorstellungen des Erzbischofs Elfeag von Canterbury und des Erzbischofs Ulstan von York eine Synode nach Aenham berufen, welche, wie sie überhaupt die Sitten der Engländer christlich zu mildern bemüht war¹⁴³, auch den Menschenverkauf in das Ausland, besonders in heidnische Dienstbarkeit verbot¹⁴⁴; aber wir ersehen zugleich hieraus, daß in **[130]** England noch zu Anfang des elften Jahrhunderts erst anzustreben war, was im fränkischen Reiche schon am Ende des achten Jahrhunderts wenigstens in der Gesetzgebung vollbracht gewesen war. Ja zu Anfang des zwölften Jahrhunderts finden wir in einer englischen Gesetzessammlung noch Bestimmungen über die verschiedenen Arten von Sklaven;

¹⁴² *Concil. Aurel. V. c. 7. a. 549. Hard. Tom. II. p. 1445.*

¹⁴³ *Concil. Aenhammense c. VII. Hard. Tom. VI. P. I. 765. Sapientes etiam decernunt, ut pro delicto modico nemo Christianum morti adjudicet; sed in misericordia potius leges administret ad utilitatem populi; et non pro modico eum perdet, qui est opus manuum Dei, et mercimonium ejus magno comparatum pretio esset.*

¹⁴⁴ *L. l. c. 77. Sapientes etiam decernunt, ut nemo Christianum et insontem pretio tradat extra patriam, praesertim in pagani [130] alicujus servitium; caveat autem diligenter, ne illam animam perdet, quam Dominus noster Jesus Christus suo sanguine mercatus est.*

hiernach ist anzunehmen, daß, wenn auch seit dem Konzil von Aenham kein Menschenverkauf mehr ins Ausland stattfand, gleichwohl noch im Inland die volle Sklaverei und der damit verbundene Menschenverkauf bestand¹⁴⁵. Unter demselben Heinrich aber saß auch auf dem erzbischöflichen Stuhl von Canterbury ein Mann, einer der größten Kirchenhirten und Gottesgelehrten der christlichen Kirche, der heilige Anselm, und sein mächtig vom Geiste Gottes getriebenes Gemüt setzte dem Greuel in England ein Ziel. Während seines mit so großer Seele unter Wilhelm II. und Heinrich I. geführten Kampfes für die Kirchenfreiheit handelte es sich einst auch darum, eine sittenverbessernde Synode abhalten zu dürfen, welche Wilhelm hartnäckig verweigerte. Einer der wichtigeren Punkte betraf die Abstellung des Menschenhandels. Erst der genannte Heinrich, persönlich voll Hochachtung und Verehrung gegen Anselm, und nur durch die vor seiner Regierung schon aufgeworfene und vielfach verhandelte Frage wegen der Laieninvestitur verschiedener Ansicht, gestattete die längst gewünschte Versammlung. Sie wurde zu London im J. 1102 in der Weise abgehalten, daß zugleich alle Reichsgrößen die Einladung dazu erhielten, um, was die Synode beschlösse, zur ersten Angelegenheit aller zu machen, und durch einträchtiges Zusammenwirken sämtlicher Stände zur Ausführung zu bringen¹⁴⁶. Unter den vielen wichtigen Beschlüssen findet sich nun auch der, daß künftig der ruchlose Handel mit Menschen, die in England **[131]** wie das unvernünftige Vieh verkauft würden, *in gar keiner Weise* mehr stattfinden dürfe¹⁴⁷.

Aus Giralds Geschichte der Eroberung Irlands unter Heinrich II. von England ersehen wir jedoch, daß auch dieser Kirchen-

¹⁴⁵ *Leges Henric. I. c. 76. Alii natura, alii facti, alii emtione, alii redemptione, alii sua vel alterius datione (servi sunt).*

¹⁴⁶ *Concil. Londin. Hard. Tom. VI. P. II. p. 1863.* Im Eingang der Synodalakten heißt es: *Huic conventui affuerunt, Anselmo [131] Archiepiscopo petente a rege, primates regni: quatenus, quidquid ejusdem concilii auctoritate decerneretur, utriusque ordinis concordia cura et sollicitudine ratum servaretur. Sic enim necesse erat, quum multis retro annis Synodali cura cessante, vitiorum vepribus succrescentibus, Christianae religionis fervor in Anglia nimis refrixerat.*

¹⁴⁷ *L. I. c. XXVII. Ne quis illud nefarium negotium, quo hactenus in Anglia solebant homines sicut bruta animalia venundari, deinceps ullatenus facere praesumat.*

beschluß keine solche Achtung fand, wie der Christ und Menschenfreund sie wünschen mußte. Manche Engländer verkauften auch nachher noch selbst Kinder und Verwandte in die Sklaverei, wahrscheinlich auf verborgenen Wegen, Kaufleute boten sie in Irland feil, und dessen Bewohner nahmen keinen Anstand, die Angebotenen an sich zu bringen. Desgleichen kauften sie Seeräubern die Menschenbeute ab. Auf daß nun die Engländer nicht mehr verkauften, hing davon ab, daß die Irländer nicht mehr einkauften. In dieser Beziehung wurde nun ein wichtiger Beschluß auf der Synode zu Armagh i. J. 1171 gefaßt. Die versammelten Bischöfe stellten den Irländern ihre eben erfolgte Unterjochung unter Heinrich II. als eine gerechte Strafe für das ‚entsetzliche Verbrechen‘ dar, Menschen gekauft zu haben, um sie in so schmachvolle Knechtschaft zu bringen. Das Konzil setzte den Beschluß durch, allen englischen Sklaven auf der ganzen Insel die Freiheit zu gewähren¹⁴⁸. Von dieser Zeit an finde ich [132] keine Spuren von Menschenhandel mehr weder in Irland noch in England. Übrigens zeigt die Geschichte des eben gerühmten Beschlusses sehr klar, daß schon längst vorher in Irland das Gefühl des Unwürdigen, das in der Sklaverei lag, vorhanden war, geweckt durch die christliche Predigt; daß aber die traurige Katastrophe der Insel unter Heinrich II. die Gemüter empfänglicher für die

¹⁴⁸ *Girald. Cambrens. Hibern. expugn. c. XXXVIII. Convocato apud Ardmaebiam totius Hiberniae clero et super advenarum in insulam adventu tractato diutius et deliberato, tandem communis omnium in hoc sententia resedit: propter peccata scilicet populi sui, eoque praecipue, quod Anglos olim, tam a mercatoribus, quam praedonibus et piratis, emere passim, et in servitutum redigere consueverant, divinae censura vindictae hoc eis incommodum accidisse, ut et ipsi quoque ab eadem gente in servitutem vice reciproca jam redigantur. Anglorum namque populus adhuc integro eorum regno, communi gentis vitio, liberos suos venales exponere, et priusquam inopiam ullam aut inediam sustinerent, filios proprios et cognatos in Hiberniam vendere consueverant. Unde et probabiliter credi potest, sicut venditores olim, ita et emptores, tam enormi delicto juga servitutis jam meruisse. Decretum est itaque in praedicto cuncilio, et cum universitatis consensu publice statutum, ut Angli ubique per insulam, servitutis vinculo mancipati, in pristinam revocentur libertatem.* - Ähnlich leitete der Abt Guibert von Rogent (+ 1124) die Unterwerfung der orientalischen Christen unter Barbaren von ihrer Duldung der Sklaverei und ihrem Menschenhandel ab. *Gesta Dei per Francos* (Geschichte des ersten Kreuzzugs) sagt er l. I. c. 2: ‚Tacco quoque contra consuetudinem latinam, marium, faeminarumque, dignitatis etiam christianae personas, indifferenter emi, ac quasi bruta animalia distrabi, et longius a patria ad crudelitatis augmentum, ut gentilium fiant mancipia, vendendas emitti.

priesterliche Zusprache machte, den Willen stärkte und ihm Kraft gab, endlich zu vollziehen, was bereits als gut und heilsam erkannt war.

Adalbert von Prag. Böhmen, dessen Bewohner gegen Ende des neunten Jahrhunderts und zu Anfang des zehnten zum Christentum bekehrt wurden, kam auch mit allen an das Heidentum geknüpften Abscheulichkeiten in den Umfang der christlichen Kirche. Da aber die benachbarten Deutschen in Ansehung unserer Frage mit edlem Beispiel schon voranleuchteten, da deutsche Missionare in Böhmen wirkten, und dasselbe auch einem deutschen Bischof, dem von Regensburg, anfangs zugegeben war, so fiel hier das Häßliche des Menschenverkaufs verhältnismäßig weit früher auf, und wurde weit früher bekämpft, als in jenen Ländern, in welchen das Gefühl des Verabscheuungswerten solchen Unwesens erst rein aus dem Christentum heraus erzeugt werden mußte, ohne jeglichen [133] Beistand äußerer Überlieferung und irgend-eines gegebenen Vorbildes. Schon mit dem Ende des zehnten Jahrhunderts wurde daher in Böhmen gewaltig gegen Menschenkauf und Verkauf gesprochen und gehandelt, also da es kaum ein Jahrhundert der Kirche einverleibt war. Der heilige Adalbert, Erzbischof von Prag, ist es, der hier vorzugsweise hervortritt. Er war der Sohn eines böhmischen Edeln, den der Verfasser der Biographie unseres Heiligen einen reichen Grafen nennt, und hatte den Namen *Woitiech* in der Taufe erhalten. Seine religiöse Erziehung wurde dem heiligen Adalbert, Erzbischof von Magdeburg, einem um die Bekehrung der slavischen Stämme hochverdienten Priester, anvertraut; seine gelehrte Bildung aber dem Mönch *Ochtrich* in Magdeburg, der sich als Lehrer einen sehr geschätzten Namen erworben hatte. Neun Jahre war *Woitiech* bei ihm geblieben. Von Magdeburg brachte er einen glühenden Eifer für das Studium der heiligen Schrift, und strenge und ernste Sitten mit nach Prag zurück, wo er bald zum Erzbischof gewählt wurde, und den Namen *Adalbert* aus Verehrung gegen seinen Erzieher annahm. Eifrigst widmete er sich dem Predigtamt, und alle priesterlichen Tugenden zierten ihn. Aber von einer Gabe war er verlassen, von der der Geduld. Sein frommer Eifer glaubte in wenigen Jahren die Vielweiberei der Böhmen und den *Menschenhandel* ausrotten zu können. Es gelang ihm nicht; da wallfahrtete

er nach Rom und wollte sich eines Amtes begeben, für welches er sich untauglich hielt, denn den Mangel an Erfolg schrieb er seiner Ungeschicklichkeit zu; aber der verständige Papst sprach ihm Mut ein, und schickte ihn mit der Fürbitte um Ausdauer und Beharrlichkeit nach Böhmen zurück. Doch die Böhmen nahmen ihn nicht wieder an, indem sie erklärten, daß er Lasten auferlege, die für ihre Schultern zu schwer seien. Adalbert verkündete nun den Preußen das Evangelium und wurde Märtyrer (i. J. 997). Das Blut des Märtyrers aber wirkte mehr, als das Wort des Bischofs; die Böhmen betrachteten sich als seine Mörder, und wallfahrteten bald in großen Scharen nach Gnesen - wohin seinen Leichnam die Polen um schweres Geld liebevoll gebracht hatten - zur Sühne und zur Verehrung. Auch raubten sie seine [134] Gebeine, und konnten sie nicht anschauen, ohne sich ihrer Laster zu schämen, und legten sie ab¹⁴⁹.

Schweden. In Schweden, welches im zwölften Jahrhundert vollends zum Christentum bekehrt worden war, hörte die Sklaverei schon im dreizehnten auf. Stiernhöök sagt in seiner Darstellung des alten Rechts der Schweden und Gothen: „Nachdem die Unrigen überzeugt worden waren, es zieme sich für Christen nicht, christliche Sklaven zu haben, die ja auch Miterben der himmlischen Herrlichkeit seien, so haben unsere Könige in frommem Eifer mehrere Arten ausgedacht, nach welchen ohne Schaden der Herren die Sklaverei allmählich abgeschafft werden könnte. Zuerst wurde hiernach die Schenkung der Freiheit als ein Gott sehr wohlgefälliges und für das Seelenheil nützlich Werk empfohlen. Infolge davon befreiten fromme und gottesfürchtige Männer eigene und fremde Sklaven usw.¹⁵⁰ Die Sache entwickelte sich in folgender Weise. Nachdem durch das evangelische Wort die Gemüter längst vorbereitet waren für die Einsicht, daß unter Christen Sklaverei nicht fortbestehen könne, und viele Sklaven auch bereits von einzelnen befreit waren, langte i. J. 1223 der päpstliche Legat Gunhelmus, Kardinal und Bischof von Sabina, aus Norwegen in Schweden an; neben anderen Bemühungen,

¹⁴⁹ S. Vit. S. Alberti n. 4. u. ff. in *Acta SS. Benedicti. Saec. V.*

¹⁵⁰ Job. O. Stiernhöök *de jure Suenonum et Gothorum vetusto. Holmae. 1682. p. 218--19.*

grausame Gebräuche dort aufzuheben, richtete er auch seine Aufmerksamkeit auf die Sklaverei, und drang auf ihre Vernichtung¹⁵¹. König Berger Jarl verbot hierauf den Verkauf freien Menschen, so wie auch, daß sich jemand selbst zum Sklaven mache; sein Enkel fügte noch die Bestimmung bei, daß ein Sklave schon darum, daß er verkauft worden, frei sein solle. Magnus Smeek hob endlich während einer Reise durch seine Lande die Sklaverei ganz und gar auf, indem er allen Sklaven öffentlich die Freiheit erteilte¹⁵². [135] Er berief sich hierbei darauf, daß Christus die Gestalt eines Knechts angenommen, um alle Knechte frei zu machen. Freilich kam Christus nicht unmittelbar deswegen, um *diese* Knechtschaft aufzuheben, sondern die Knechtschaft der Sünde; allein mit der Aufhebung der letzteren war jene doch zugleich mit aufgehoben. Und so hatte es wohl auch der fromme König gemeint; gleich all jenen, welche, wenn sie biblische Gründe für die Aufhebung anführten, einige Zwischengedanken, die den Obersatz und Schlußsatz regelrecht verbunden hätten, nicht ausgesprochen haben.

Der Trinitarierorden. Diese heilige Geschichte können wir nicht verlassen, ohne noch auf einen höchst verdienstvollen geistlichen Orden hinzuweisen, der sich dem Loskauf der Gefangenen und zu Sklaven Gemachten widmete. Im Mittelalter waren beständig viele Christen bei der sie rings umgebenden Heidenwelt in Gefangenschaft, und bei mangelnder Auslösung in der Gefahr lebenslänglicher Sklaverei. Bei Einfällen in christliche Gebiete wurden immer eine größere oder kleinere Menge Menschen zur Beute gemacht und oft in Ketten mitfortgeschleppt, andere wurden auf Wanderungen ergriffen, besonders traf Handelsleute auf ihren Geschäftsreisen häufig dies Los, namentlich im Mittelmeer, wo eine Masse von Raubschiffen allenthalben lauerte. Hier ist nicht der Ort, die mannigfachen Leiden und all den unsäglichen Jammer zu beschreiben, dem die Geraubten ausgesetzt waren, und dessen Gedanke auch ihre Angehörigen

¹⁵¹ L. I. p. 227. *Postquam autem Cardinalis Gunbelmus Sabinensis, qui tempore regis Erici Blaesi in Sueciam et Norwegiam venit, ut sacerdotibus conjugia interdiceret, inter alia etiam ferri igniti et servitutis abrogationem ursisset etc.*

¹⁵² L. I. p. 226.

unaufhörlich und namenslos quälte; es genügt die Bemerkung, daß die Mißhandlung zumeist gerade deshalb so schwer war, um durch die Kunde von derselben die Geneigtheit zum Loskauf zu vermehren, und daß nur um den Preis des Glaubens an Christus und der ewigen Seligkeit irdisches Wohlergehen namentlich unter den Mohammedanern zu gewinnen war. Diese Zustände waren die Erzeuger eigentümlicher christlicher Tugenden; die Teilnahme an so großem Unglück forderte die ganze Kirche zu innigen Gebeten auf¹⁵³, und der Priester verrichtete sie nicht selten täglich in der Messe; die kirchlichen Einkünfte wurden zum Teil

dem Zweck des Loskaufs gewidmet¹⁵⁴, und die mit-**[136]**leidsvollen Bischöfe trugen kein Bedenken, wie in den alten Zeiten der Kirche, selbst Tempelschätze in solchen Fällen nicht zu schonen. Vom heiligen Rembert, Erzbischof von Bremen-Hamburg, sagt z. B. Adam von Bremen: ‚Er verwandte sein ganzes Vermögen, um Gefangene loszukaufen. Weil er noch viele Christen in der kläglichsten Lage zurückhalten sah, so nahm er keinen Anstand, zu dem Ende die Altargefäße zu verkaufen, indem er mit dem heiligen Ambrosius sagte: ‚Besser ist’s dem Herrn die Seelen, als das Gold zu bewahren.‘ Diese Gefäße, wodurch die Seelen vom Tode gerettet werden, sind demnach von hohem Wert¹⁵⁵. Als dieser wahre Jünger Christi keine andern Schätze mehr zu spenden hatte, gab er selbst sein Pferd weg, dessen er wegen seiner weiten Missionsreisen doch so bedürftig war.¹⁵⁶

Lange war indes keine Einheit in diesen Bestrebungen christlichen Mitgefühls. Was jedes von Teilnahme ergriffene Gemüt für

¹⁵³ *Concil. Aurel. IV. c. XXIII. Hard. Tom. II. p. 1439 - 1440.*

¹⁵⁴ *Concil. Cabilon. a. 650. c. IX. Hard. Tom. III. p. 949. Pietatis est maximae et religionis intuitus, ut captivitatis vinculum omnino a Christianis redimatur etc.*

¹⁵⁵ Nach der Übersetzung aus dem Lateinischen von Carsten Miesegaes, Bremen, 1823. Cap. 34. S. 71 - 72. Adam von Bremen schöpfte aus der *Vita S. Remberti c. 18. ap. Staphorst I. p. 267.*

¹⁵⁶ A. a. O. S. 75. ‚Als er einst in die Gegend Dänemarks kam, wo er der neuen Christenheit eine Kirche erbaut hatte, und welcher Ort Sliaswig heißt, bemerkte er eine Menge christlicher und mit Ketten gefesselter Sklaven. Er verrichtete daselbst ein doppeltes Wunder; denn er sprengte die Ketten durch sein Gebet (erweichte die Herzen der Heiden durch sein Gebet zu Gott und Bitte um Erbarmen) und kaufte die Gefangenen durch sein Pferd los.‘

sich, oder höchstens in Verbindung mit wenigen anderen in seiner nächsten Umgebung in sehr beschränkter Richtung tun konnte, geschah; wieviele wurden aber nicht in die Sklaverei abgeführt, die ohne Verbindungen von niemand gekannt waren, die keine lebendige Seele vermißte, und darum auch nicht aufsuchte; wieviele, von deren Schicksal niemand wußte; wieviele, deren Los wohl bekannt geworden war, für deren Befreiung aber die Kräfte weniger nicht ausreichten? Bei alledem war die Auslösung, so lange sie nicht in einem großen Zusammenhang, planmäßig, und von Personen geleitet war, die durch lebenslange Erfahrungen [137] mit allen Mitteln und Wegen vertraut und durch ausgedehnte Verbindungen mächtig waren, viel zu kostspielig und noch dazu höchst unsicher. Endlich traf im zwölften Jahrhundert der menschenfreundliche Johann von Mata, von höherer Liebe getrieben, als sie sich aus der kalten, gnadenentblößten Menschenbrust zu entwickeln vermag, durch Stiftung eines eigenen Ordens die erwünschte Abhilfe. Das Schloß Faucon in der Provence war i. J. 1160 seine Geburtsstätte und die Schule von Air der Ort, an welchem dem vielbegabten Knaben die Anfangsgründe der Wissenschaften mitgeteilt wurden. Wie wir es häufig in der Geschichte der christlichen Kirche finden, daß sich die Personen, welchen ein außerordentlicher Beruf vom göttlichen Geiste geworden ist, im noch ganz dunklen Gefühle ungewöhnlicher Bestimmung und Kraft, aus dem Kreise des gewöhnlichen Lebens in tiefe Einsamkeit zurückziehen, um daselbst den unbestimmten Drang zur Klarheit des Gedankens ungestört sich entfalten zu lassen, so wählte sich auch Johann von Mata die Einsamkeit zum Orte, an welchem sich wohl am ehesten Licht über die Gewalten verbreiten könnte, die sich in seinem Innern regten und gährten. Doch sein Geist hatte noch nicht Nahrung genug von außen empfangen, als daß es wünschenswert gewesen wäre, daß er sich jetzt schon praktischen Zwecken ausschließend widmete. Er besuchte daher die Universität zu Paris, erwarb sich einen großen Umfang gründlicher Kenntnisse und wurde dort Doktor der Theologie. Hierauf lebte er wieder in der Einsamkeit bei dem Eremiten Felix von Valvis, einem Prinzen aus dem königlichen Geschlecht. Nun wurde er sich der Idee seines Lebens klar bewußt und teilte sie seinem Freund mit, welcher selbst auch mit

Begeisterung in sie einging und ein dem Wohle der Menschheit in solcher Weise gewidmetes Leben der Kontemplation und dem Einwirken auf wenige, die ihn etwa besuchten, vorzog. Beide reisten sofort nach Rom, um dem Papst Innocenz III. ihren Plan zur Genehmigung und Beförderung vorzulegen. Nachdem er über die ihm unbekanntenen Personen die nötigen Nachrichten vom Bischof von Paris und dem Abt von St. Victor eingesammelt und alles reiflich erwogen hatte, drückte er in einer Bestätigungsbulle seine große Freude über solche Aufopferung aus, und nahm die An[138]stalt in seinen mächtigen Schutz. Das Institut war aber folgendes.

In einer einfachen, anspruchslosen Regel, die nicht nur keine Anpreisung ihrer Verfasser, sondern nicht einmal die Auseinandersetzung des Wohltätigen und Großartigen ihrer Absichten enthält, sagen sie, daß sie Häuser zu je sechs Personen gründen, und den dritten Teil von allen den Gaben, die ihnen geschenkt werden möchten, zum Loskauf von Gefangenen, die wegen ihres Glaubens an Christus von Heiden in Kerkern festgehalten würden, bestimmen; das zweite Drittel zur Unterhaltung eines Hospitiums in jedem ihrer Häuser aussetzen, und das dritte endlich für die Ordensgenossen, zur Bestreitung der Kosten ihrer Nahrung, ihrer Häuser, ihrer weiten Reisen usw. verwenden. Der Vorsteher einer solchen Niederlassung hieß Diener (*minister*), der Vorsteher des ganzen Ordens Oberdiener (*minister generalis*); so daß also ihr Amt als ein Dienst betrachtet wurde. Letzterer wohnte in Cerfroi, der Hauptniederlassung, in einem Hause, das die Gräfin Margaretha von Burgund der Genossenschaft geschenkt hatte. Das Kleid war weiß, und ein rot-blaues Kreuz machte jeden als diesen bestimmten Ordensgenossen kenntlich, und deutete zugleich an, in wessen Dienst sie stünden, in dem des Gekreuzigten, und wem zu Liebe sie lebten und wirkten. Die Nahrung sollte nur dürftig sein; der Genuß von Fleisch wurde schon zu kostbar und zu teuer erachtet, daher wurde er nur dann gestattet, wenn es ihnen unterwegs von Gastfreunden vorgesetzt, oder sonst geschenkt wurde. Ihre Kirchen, in welchen sie sonntäglich predigten, sollten alle der Trinität gewidmet sein, daher auch der Orden der der Trinitarier hieß. Von einer dem heiligen Mathurius gewidmeten Kirche in Paris, welche ihnen das Kapitel

dieser Stadt geschenkt hatte, erhielten sie in Frankreich auch den Namen der Maturiner (andere leiten ihn von Johann von Mata ab); Eselsbrüder aber wurden sie genannt, weil sie ihrer ursprünglichen Regel nach nicht auf dem stolzen und teuren Pferd, sondern auf dem demütigen und wohlfeileren Esel ihre Reisen machten.

Gottes Segen waltete über diesem Institute; er eröffnete für dessen, oder vielmehr für seine Zwecke die Herzen der Menschen, so daß sich bald die Brüder im Stande sahen, Reisen zur Lösung [139] der Gefangen in die afrikanischen und asiatischen Raubstätten zu machen, und oft waren sie so glücklich mit mehreren Hunderten von Befreiten in die europäischen Länder zurückzukehren, und Vätern und Müttern die Freude ihres Lebens und die Hoffnung und Stütze ihres Alters, trauernden und verlassenen Gatten den Gatten, armen Waisen ihre Pfleger und Erzieher, zurückzuführen. Um Familien glücklich zu machen, ist es oft nötig, selbst keine zu haben; und um anderen möglichst große Freude zu bereiten, sich nicht zu freuen, *wie* andere, sondern darüber, *daß* andere durch uns sich freuen können; denn verschiedene Gaben sind ausgeteilt, ein Geist aber ist es, der da wirkt alles in allem.

Die ersten Befreiungsreisen machten die Brüder mit päpstlichen Empfehlungsbriefen an die Beherrscher der Länder, in welche sie sich begaben, bis sie eigenen Kredit erlangt und ihn befestigt hatten. Je tätiger sie sich aber erwiesen, und je gesegneter ihre Tätigkeit war, desto mehr Unterstützungen wurden ihnen zu Teil, so daß sie vierzig Jahre nach ihrer Stiftung 600 Häuser in beinahe allen europäischen Ländern besaßen; selbst das äußerste Schottland gründete 13 Niederlassungen für die Trinitarier¹⁵⁷.

Ich habe nun mitgeteilt, was mir aus meinen Sammlungen über diesen Gegenstand, die mittelalterliche lateinische Kirche betreffend, mitteilenswert schien; ohne Zweifel ist mir manches Wichtige entgangen, und wird mein Beitrag durch die Beiträge anderer beträchtlich vermehrt werden können. Möchten auch sie

¹⁵⁷ *S. Luc. Holsten. regul. monast. ed. Aug. Vindel. 1736. Tom. III. p. 3. seq.* mit der kritischen Einleitung dazu, und *Fleury hist. eccles. l. LXXV. c. 9. (Ed. Par. 1740. 8. Tom. XVI. p. 21.)*

dieselben dem Publikum nicht vorenthalten! Über die Aufhebung der Sklaverei in der mittelalterlichen orientalischen Kirche, und über die christlichen Bestrebungen im spanischen Amerika zu diesem Zwecke, insofern sie noch innerhalb der Grenzen des 15. Jahrhunderts liegen, werde ich später, wenn es Gottes Wille ist, einige Abhandlungen liefern.

Keine Menschlichkeit ohne Christus. Zum Schluß der gegenwärtigen aber bitte ich jeden christlichen und nichtchristlichen Leser, einen Vergleich zwischen dem Christentum und dem Islam anzustellen, der, zu derselben Zeit **[140]** entstehend und sich ausbreitend, in welcher vom christlichen Abendlande die Sklaverei ausgestoßen wurde, bis auf den heutigen Tag noch keinen Versuch nach dieser Richtung hin gemacht hat! Nur der Glaube, daß Gott in Christus aus Liebe und Barmherzigkeit, aus freier Gnade Mensch geworden ist, bringt lebensvolle, göttliche Wärme in die erstarrte, kalte Menschenbrust, und löst den Winter, der ihre edelsten Kräfte gefangen hält und allgemach tötet.

13. SENDSCHREIBEN AN HERRN BAUTAIN (1835)¹

Sehr verehrter Herr Kollega.²

Es bereitete mir große Freude, das Organ sein zu dürfen, durch welches die Fakultät, der ich anzugehören, die Ehre habe, von Ihrem Wunsch, die theologische Doktorwürde zu erhalten, in Kenntnis gesetzt wurde; noch erhöht fühlte ich meine Freude, als mir dadurch die Aufgabe zuteil geworden war, Ihre Verdienste um die Verteidigung des Christentums, in dem allein das Heil der Welt liegt, und der katholischen Kirche, der wir als der allein wahren anzugehören so glücklich sind, auseinanderzusetzen. Ich erhoffe nach diesen beiden Richtungen hin besonders von ihrer Philosophie des Christentums recht viele und reiche Früchte, und wünsche nur, daß der zweite Band sich bald an den ersten anreihen, und die Wirkungen desselben unterstützen möge. Zugleich statue ich nochmal verbindlichen Dank für Ihre gütige Zusendung des ersten ab, und für die reichhaltigen Belehrungen und Genüsse, die Sie mir dadurch gewährt haben. [142]

Geprübte Freude. Tief zu beklagen ist es, daß wir die Freude an Ihrer geistigen Tätigkeit nicht ungetrübt genießen können. Ihr mächtiges Eingreifen in die Zeit brachte Gegenwirkungen hervor, und zwar von einer Seite her, von der es zunächst nicht zu erwarten war: überzeugungsvolle Anhänger des Evangeliums,

¹ Original: ‚IV. Sendschreiben an Herrn Bautain. (1835.)‘ In: Döllinger II, 141 - 164; ThQ 17 (1835) 421 - 453.

² Dieses Schreiben wurde an Hrn. Bautain gerichtet, als der Verfasser noch Professor der katholisch-theologischen Fakultät an der Universität zu Tübingen war, und nach dem ausdrücklichen Wunsch des Empfängers in der ‚theolog. Quartalschrift‘ veröffentlicht.

treue Verehrer der Kirche selbst haben längst gegen Sie, zuerst in stillen Seufzern, dann in lauten Klagen Beschwerde geführt, bis endlich vom hochwürdigsten Herrn Bischof von Straßburg amtliche Schritte gegen Sie ausgeführt wurden.

Demonstriersucht? Freilich haben Sie eine Bahn betreten, auf welcher Sie Hindernissen begegnen, und mannigfachen Anstoß erregen mußten. Sie haben die scholastische Methode, welche in den kirchlichen Schulen Frankreichs noch herrscht, sehr heftig und wiederholt angegriffen, als ungeschickt, den unendlichen Inhalt des Christentums aufzunehmen und zu seiner heiteren blühenden Entfaltung gelangen zu lassen; wogegen die elsässische Geistlichkeit befürchtet, daß eben dieser Inhalt, seiner hergebrachten Schulform entledigt, verflüchtigt werde. Ihr Bestreben in diese Richtung hin steht mit einem andern in enger Verbindung, worin ich Ihr eigentliches Verdienst sehen zu müssen glaube. Sie treten mit einer Gestaltung der Theologie als Wissenschaft in Kampf, deren charakteristisches Gepräge ich die äußerliche Demonstriersucht nennen möchte; mit einer Theologie, welche eine Masse von Beweisen liefert, aber die Sache selbst nicht kennen lehrt, welche bewiesen werden soll; mit einer Theologie, welche vor lauter Gründen nicht zum Grunde kommt, und das Christentum mehr nur an den Menschen hinzuhängen versteht, als den Menschen selbst in einen Christen zu verwandeln. Die Pfleger der Wissenschaft, mit welchen Sie in Widerspruch gekommen sind, gleichen einem Baumeister, welcher sein Haus mit einer Menge von außen her angebrachter Stützen befestigen wollte, anstatt es auf einen festen Grund zu setzen, alle seine Teile mit diesem und unter sich unzertrennlich zu verbinden und ihm in dieser Weise dauernden Bestand durch sich selbst, durch eigene Kraft zu verleihen. Gegen eine solche äußerliche Befestigungskunst, die nicht in den lebendigen Geist des Evangeliums eingeht, drängen Sie darauf, es aus sich selbst zu entwickeln und so durch sich selbst zu begründen; überzeugt, daß es auf seine [143] eigenen Füße gestellt, durch organische Entfaltung seines göttlichen Inhalts seine unüberwindliche Kraft und ewige Macht am besten dem unbefangenen Menschensinn dartun werde. Sie gehen von der Ansicht aus, daß, wer uns die Wahrheit einfach und ungekünstelt, wie sie in sich selbst ist, nach ihrem ganz inne-

ren Zusammenhang vorführe, uns auch am sichersten in sie hineinführe, und von ihr überführe; da sie eine wesentliche Beziehung zu unserem Geiste habe, bewaise die Wahrheit nichts so gut, als sie sich; wogegen der Gebrauch von Beweisen, die außer und neben der Wahrheit liegen, eben auch nicht recht geeignet seien, Geist, Herz und Gemüt für die Wahrheit aufzuschließen, das göttliche Wort als einen befruchtenden Samen in unser Inneres hineinzuleiten, und sofort eine lebensvolle Überzeugung hervorzurufen. Sie halten dafür, der Versuch, durch äußere Demonstration von der Wahrheit des Christentums zu überzeugen, führe wohl bis zu demselben hin, aber nicht in das Wesen desselben hinein, und bringe darum teils gar keinen, teils nur einen öden, starren, unfreudigen Glauben hervor. Mit einem Wort: Sie wünschen eine solche Behandlung der Gotteswissenschaft, daß sich unsere ungläubigen Zeitgenossen durch *inneren*, lebendigen Trieb Christus entgegen zu rufen genötigt fühlen, wie das jüdische Volk einst sogleich nach Anhörung der Bergpredigt dem Erlöser zurief: ‚Er spricht wie einer der Gewalt hat,‘ und wie Petrus: ‚Du hast Worte des ewigen Lebens; zu wem sonst sollten wir gehen?‘ Die Stelle des Apostels Paulus schwebt Ihnen vor, wo er sagte: ‚Mein Wort und meine Predigt war nicht in beredten Worten menschlicher Weisheit, sondern in Dartung von Geist und Kraft.‘

Habe ich, verehrtester Herr Kollega! Ihren Sinn und Ihre Absicht nicht verfehlt, so kann ich Ihnen nur zurufen: Fahren Sie fort, wie Sie begonnen haben; der Segen unserer heiligen Kirche wird auf Ihnen ruhen, wenn Sie auch für einen Augenblick mißkannt werden. Sie hängen, wie ich aus allen Ihren Schriften ersehe, in Ihrem innersten Lebenskern mit der katholischen Kirche zusammen, und die feindseligen Bestrebungen gegen Sie werden, da der Kern gesund ist, nur die lautere Entfaltung desselben nach allen Richtungen hin befördern. [144]

In der Beantwortung der an Sie gestellten Fragen sind Sie nämlich, wie mir scheint, doch zu weit gegangen, so daß mir einige Verbesserungen sehr wünschenswert erscheinen. Da Sie mich ersucht haben, Ihnen meine Ansicht über die Streitfrage mitzuteilen, so halte ich es für meine Pflicht, Ihnen diese nicht vorenthalten: Wir sind Glieder eines Leibes, und aus Liebe zu

Christus, aus Liebe zur gemeinschaftlichen Mutter unser aller, der heiligen Kirche, in deren Schoß wir geboren wurden, von deren Herzensblut wir täglich noch genährt werden, zu gegenseitiger Hilfeleistung verbunden. Obgleich der Gegenstand sehr umfassend ist, so kann ich mich doch nur in wenigen Andeutungen an dieser Stelle darüber aussprechen, welche ich Sie gütig zu beurteilen bitte.

Offenbarung und Vernunft. Die aufgeworfene Streitfrage handelt vom Verhältnis der Vernunft zur Offenbarung, näher ausgedrückt, vom Verhältnis des Vernunftglaubens zum Offenbarungsglauben. Sie behaupten nun, daß die Vernunft ohne Offenbarung und Gnade gar nicht glaube, weil sie Gottes Dasein für sich allein nicht beweisen könne, daß sie aber durch die Offenbarung belehrt, und durch die Gnade innerlich erleuchtet, an Gott glaube, und nun auch Gottes Dasein und Eigenschaften zu beweisen vermögend sei. Der Herr Bischof dagegen verteidigt die Beweisbarkeit des Daseins Gottes und der göttlichen Eigenschaften durch die Vernunft allein, und sagt überdies, daß der Vernunftglaube die notwendige Voraussetzung des Offenbarungsglaubens sei, weil der Mensch, ohne an *Gott* und seine *Eigenschaften* zu glauben, nicht einmal dem sich *offenbarenden* Gott glauben könne. Er will sagen: der Glaube, daß ein Wesen auf eine bestimmte Weise tätig gewesen sei, setzt den Glauben an das Dasein dieses Wesens voraus, und wenn dieses Wesen durch seine Tätigkeit in ein solches Verhältnis zu uns tritt, daß es volle Hingebung von unserer Seite fordert, müssen wir im voraus überzeugt sein, daß es volles Vertrauen verdiene, uns nicht irreführe, und nicht täusche. Diese Theorie ist ihnen des Semipelagianismus verdächtig, und klingt in Ihren Ohren rationalistisch.

Das katholische Dogma. Vor allem möchte es nun ratsam sein, zu untersuchen, ob und welche Bestimmungen das katholische Dogma selbst hierüber habe, welche Interessen dasselbe in diesem Kreise zu wahren gebiete, [145] und welche Grenzen es etwa allen Forschungen in demselben abstecke, so daß außerhalb dieser Grenzen der Irrtum liege. Denn da sowohl *Sie* als auch Ihre Gegner Glieder der Kirche sind, und beide den Glauben derselben am treuesten wiederzugeben behaupten, so wird auf die Bestimmungen der Kirche alles ankommen. Auch ist einleucht-

tend, daß nur in solcher Weise die Stellung einer Behauptung zum katholischen Dogmensystem wahrhaft begriffen und nicht bloß hin und her geredet werde. Sollte uns die Lehre der Kirche selbst befriedigenden Aufschluß gewähren, so wäre es unnötig, die Bestimmungen der Schule hierüber zu Rate zu ziehen; denn wenngleich dieselben niemals leichtsinnig zu verachten sind, indem sie als das Ergebnis langer und vielseitiger Forschung zumeist weit tieferen Grund haben, als es zuweilen beim ersten Anblick erscheint, so muß sich doch ihr Zusammenhang mit dem Dogma nachweisen lassen, und sie müssen selbst an diesem geprüft werden.

Das katholische Dogma belehrt uns, daß das göttliche Ebenbild im Menschen auch nach dem Fall, obgleich verdunkelt, geblieben sei, so daß sich also der Mensch noch im Besitze des Vermögens die göttlichen Dinge zu erkennen und zu wollen, befinde. Hiermit spricht es unmittelbar aus, daß der Mensch Gott erkennen könne, daß er *selbst* Gott erkennen könne, und daß er *selbst* Gott erkennen *müsse*, und ohne diese Selbsterkenntnis Gottes überhaupt nicht zu Gott gelange. Des Menschen eigenes *Vermögen* soll und muß in Tätigkeit übergehen.

Die hohe Bedeutung und Wichtigkeit dieser Lehre für die Wissenschaft leuchtet ein, so daß ich glaube, davon kein Wort sprechen zu müssen; das dogmatische Interesse, das immer mit dem echt wissenschaftlichen in eins zusammenfällt, liegt auch offen zu Tage; denn wenn *wir* es nicht sind, die Gott erkennen, wird er überhaupt von uns entweder gar nicht erkannt, oder Gott erkennt sich in uns nur selbst; im ersten Fall wäre allgemeiner Atheismus, im zweiten Pantheismus unvermeidlich, in beiden Fällen aber der Mensch ohne sittliche Würde, jede moralische Zurechnung wäre undenkbar, und das Christentum mit all seinen Lehren eine Torheit.

Hiermit ist aber nur nach einer Seite hin die Grenze genau bestimmt, die wir suchen; nur so weit nämlich darf das menschliche [146] Unvermögen ausgedehnt werden, daß nicht auch noch dafür gehalten wird, Offenbarung und Gnade bewirken *allein* das Gottesbewußtsein in uns, oder sie *seien* vielmehr das Gottesbewußtsein in uns.

Nach der anderen Seite hin ist dagegen mit dem Gesagten die Grenze noch nicht bestimmt; es ist nämlich die Frage noch unerledigt, wie weit etwa das Vernunftvermögen ohne Offenbarung gehen könne; wie weit Offenbarung und Gnade nicht gehen dürfen, ist uns bekannt, so wie das Minimum, das im Menschen noch vorausgesetzt wird. Wir müssen nun aber auch noch nach dem Maximum, und zwar besonders danach fragen, ob vielleicht nicht die Vernunft *allein* das Dasein Gottes und seine Eigenschaften zu erkennen vermöge. Bei der Beantwortung dieser Frage ist es vor allem nötig, den Sinn derselben zu bestimmen. Zuerst kann nun wohl gewiß nicht gemeint sein, daß, wenn vom Herrn Bischof gesagt wird, ‚die Vernunft allein könne Gott und seine Eigenschaften erkennen,‘ wir uns einen Menschen von Geburt an in einer Höhle etwa, oder in einem dunkeln Zimmer ein- und abgeschlossen vorstellen sollen, welcher dann durch sich allein zu der genannten Kenntnis käme; auch nicht, daß wir ihn uns zwar im freien Verkehr mit der Natur, aber außerhalb der menschlichen Gesellschaft, und ohne Einwirkung derselben auf ihn denken; ebensowenig, daß er zwar in Verkehr mit Menschen gesetzt sei, aber mit Menschen ohne allen religiösen Kult, oder mit Menschen, welche es wenigstens vermeiden, mit einem bestimmten Einzelmenschen, welchen wir zur Erkenntnis Gottes wollen gelangen lassen, jemals von Höherem und Göttlichem zu sprechen, sondern immer nur von Niedrigem und Geimenen. Alles dies darf nicht angenommen werden, weil es völlig unnatürlich wäre; denn ohne Betrachtung der äußeren Schöpfung, und ohne Umgang mit seinesgleichen, die schon irgendwelche Erkenntnisse überhaupt und religiöse insbesondere haben, würde der Mensch niemals zu einem Anfang geistiger und religiöser Entwicklung gelangen, sondern ungeachtet seiner Vernunftanlage, doch wie eine Tier leben, ohne Wort, wie ohne Gedanke; was sich ohne alle höhere Betrachtung schon allein aus der Erfahrung ergibt, daß Menschen, welche unglücklich genug waren, von Kindheit an der Menschenwelt ent[147]zogen und in die Tierwelt versetzt werden, zu gar keinem Vernunftgebrauch kamen. Die Notwendigkeit der Erziehung der Kinder, von welcher man sich täglich überzeugen kann, weist auf dieselbe hin, so wie den überhaupt kein Mensch von einem Menschen wissend wird, der sich

ohne alle geistige Einwirkung auf ihn zu dem eigentümlichen menschlichen Leben, wenn auch nur auf der niedrigsten Stufe, erhoben hätte. Dies führt uns nun zur Annahme, daß alle unter den verschiedenen Menschenstämmen vorhandene religiöse Bildung von der Uroffenbarung Gottes an die ersten Menschen ausgegangen und ohne dieselbe nicht zu erklären sei; allein, ob zwar gleich kein in der Gesellschaft lebender Mensch ohne alle Berührung mit dieser Uroffenbarung geblieben ist, so ist doch auch dieses allgemeine Verhältnis zu derselben nur vorauszusetzen, wenn wir erforschen wollen, was der Mensch allein für sich durch eigenen Vernunftgebrauch von Gott erkennen könne. (Noch weniger darf der Ausdruck des Herrn Bischofs *par le seul raisonnement* insofern urgiert werden, als man meinen könnte, es werde damit das *besondere* geistige Vermögen bestimmt, mit welchem wir Gott erkennen; er unterscheidet nicht zwischen Verstand und Vernunft, zwischen mittelbarer und unmittelbarer Erkenntnis; der einzige Gegensatz, an dem *ihm* hier liegt, ist: Natur und Gnade; ob nun die Natur mit diesem oder jenem Vermögen Gott erkenne, bleibt hier unerörtert. Was die Natur *allein*, also der ganze natürliche Mensch, ohne Gnade vermöge, das ist die Frage.)

Natürliche Gotteserkenntnis? Wir haben also obige Frage wohl so zu verstehen: vermag der (gefallene) Mensch mit all seinen Kräften und Anlagen in der menschlichen Gesellschaft mit allen in ihr vorhandenen geistigen Bildungsmitteln, aber ohne die mosaische und christliche Offenbarung und innerlich wirkende Gnade gedacht, Gottes Dasein und Gottes Eigenschaften zu erkennen und zu glauben? Dieser Sinn liegt ohne Zweifel in den Worten: ‚durch die Vernunft allein;‘ man denkt sich also dabei, ob der eben genannten göttlichen Veranstaltungen entbehrende Mensch unter der allgemeinen Leitung und der Hilfe der göttlichen Vorsehung, von seiner physischen und geistigen Umgebung, von allen in seiner Zeit etwa tätig gewordenen höheren Kräften, und seiner eigenen Innenwelt einen solchen [148] Vernunftgebrauch machen könne, daß er zu der gedachten Erkennt-

nis durch seine Vernunft gelange; wogegen die Frage gewiß gar keinen Sinn darböte, wenn eine individuelle menschliche Vernunft schlechthin für sich gedacht würde, eine Frage, welche noch dazu durchaus unpraktisch wäre, da es ja, wie oben gesagt, keine in dem Grade sich selbst überlassene Menschen gibt, die allerseltensten Fälle ausgenommen.

Semipelagianismus? So nun die Frage aufgefaßt, ist zu untersuchen, was das katholische Dogma hierüber festsetze und ob es die bejahende Beantwortung derselben für Semipelagianismus erkläre. Die geeigneten Aufschlüsse, wenn es anders solche geben sollte, dürfen wir nur von jenen kirchlichen Bestimmungen erwarten, welche gegen die Pelagianer und Semipelagianer selbst gegeben worden sind. Hoch stehen nun in dieser Beziehung die Beschlüsse von Orange i. J. 529; in ihnen ist alles zusammengefaßt, was die afrikanischen Synoden längst vorher festgesetzt hatten, auch sind die Beschlüsse vom apostolischen Stuhl bestätigt worden, oder vielmehr, die Bestimmungen desselben anerkannten und vollzogen die gallischen Bischöfe nur. Der XII. Kanon dieser Kirchenversammlung sagt nun: ‚Niemand hat etwas von sich, außer Lüge und Sünde; was der Mensch aber von Wahrheit und Gerechtigkeit hat, fließt aus jener Quelle, nach welcher wir in dieser Dürre verlangen müssen, damit wir aus ihr gleichsam mit einigen Tropfen befeuchtet, auf der Reise nicht umkommen.‘ Mit diesem Kanon sind andere Satzungen derselben Versammlung zu vergleichen; im fünften Kapitel wird nämlich gesagt: ‚Wenn jemand wie das Wachstum, so auch den Anfang des Glaubens, und das innere Verlangen nach dem Glauben, *durch welches wir an den Glauben, und durch welches wir zur Wiedergeburt der heiligen Taufe gelangen*, aus der Natur ableitet, und nicht vielmehr als ein Geschenk der Gnade betrachtet, das heißt, als eine Eingebung des heiligen Geistes, durch welche unser Wille vom ungläubigen zum gläubigen, vom unfrohen zum frommen Sinne verbessert wird, so ist er den apostolischen Lehren entgegen u.s.w.‘ Hier ist der Begriff des Glaubens bestimmt, der nicht aus den natürlichen Anlagen des Menschen hervorgehen kann; es ist nämlich jener Glaube, der

nach Begnadigung, nach Sündenvergebung [149] und Heiligung sich sehnt, der den Schmerz über die Sünde und die Trennung von Gott einschließt, und aus diesem unseligen Zustand im Vertrauen auf Christus durch Christus erlöst zu werden innig verlangt. Eine Willensbestimmung, sich heiligen zu lassen, ist in diesem Glauben schon wenigstens dem Anfange nach vorhanden.

Der Schluß dieses Kapitels ist von Bedeutung, er heißt: ‚Denn diejenigen, welche den Glauben, durch welchen wir an Gott glauben, einen natürlichen nennen, setzen fest, daß gewissermaßen alle, die außerhalb der Kirche sind, Gläubige seien.‘ Die Synode gibt zu, daß die außerhalb der Kirche sich Befindlichen an Gott glauben, sie verdienen aber, will sie sagen, gleichwohl den ruhmvollen und ausscheidenden Namen der *Gläubigen* nicht, weil ihr Glaube keine Gabe des heiligen Geistes ist. Gewiß also leitet die Synode nicht *alle* Überzeugung von Gottes Dasein und Eigenschaften vom Evangelium und der Gnade ab, auch nicht von der mosaischen Offenbarung, da der Ausdruck: ‚außerhalb der Kirche befindlich,‘ Heiden und Juden umfaßt.‘

Im VII. Kapitel spricht sich die Synode noch entschiedener aus; hier trägt sie nämlich das bereits Gesagte in anderer Weise also vor: ‚Wenn jemand behauptet, durch die Kraft der Natur irgend etwas Gutes, das zum Heil des ewigen Lebens gehört, denken oder wählen zu können, *wie es zuträglich ist, oder (sive) der zum Heile führenden, das heißt, der evangelischen Predigt seine Zustimmung geben zu können*, ohne Eingebung und Erleuchtung des heiligen Geistes, welcher allen die freudige Zustimmung zur Wahrheit und den Glauben an sie gibt, der wird von einem häretischen Geiste betrogen, indem er das Wort Gottes nicht versteht, der im Evangelium sagt: ‚Ohne mich könnt ihr nichts tun.‘ Joh 15 u. s. w.

Die Botschaft von der Ankunft *des Erlösers und seine Heilslehre für wahr zu halten*, wird hier als eine Wirkung des heiligen Geistes dargestellt, im Gegensatz zu den Semipelagianern, welche behaupteten, der Mensch müsse den Anfang in der Bekehrung *zu Christus* machen, aus eigenen Kräften also an *ihn* glauben, wor-

aufhin Gott durch seine Gnade das begonnene menschliche Werk nur vollende. [150]

Im VIII. Kapitel berücksichtigt der heilige Cäsarius von Arles, welcher die Beschlüsse verfaßte, eine besondere Ansicht des Cassianus, des Hauptes der halben Pelagianer; dieser lehrte nämlich, daß nicht alle Menschen in ganz gleicher Weise zum Heile gelangen, indem einige wohl der zuvorkommenden Gnade bedürftig seien, andere dagegen nicht. Hierauf wird die Erwiderung gegeben: ‚Dieser behauptet zwar, daß die Wahlfreiheit durch die Sünde des ersten Menschen geschwächt, aber doch nur so verwundet worden sei, daß doch einige ohne Offenbarung Gottes das *Geheimnis des ewigen Heils* durch sich selbst erwerben können. Wie sehr aber dies (der Wahrheit) entgegen ist, beweist der Herr selbst, welcher nicht bezeugt, daß nur einige nicht, sondern daß *niemand* zu ihm gelangen könne, es sei denn der Vater ziehe ihn (Joh 17); gleichwie er zu Petrus sagt: ‚Selig bist du Simon, Jonas Sohn; denn nicht Fleisch und Blut hat es dir geoffenbart, (daß ich der Sohn Gottes bin, zur Erlösung der Welt gesandt) sondern mein Vater, der im Himmel ist;‘ (Mt 16) und der Apostel: ‚Niemand kann Jesus den Herrn nennen, außer im heiligen Geist.‘ (1 Kor 12). Aus alledem ergibt sich, daß gegen die vollen und halben Pelagianer nur insofern der Glaube an Gott und die innere Erleuchtung des heiligen Geistes zur Sprache kam, als es sich um die Anerkennung der göttlichen Heilsanstalt in Christus Jesus handelte, wobei der Mensch sich zugleich als einen Sünder, als einen Gott Entfremdeten, nur durch gnadenvolle Barmherzigkeit zu Rettenden, ins Bewußtsein aufnimmt. Dieser Glaube, der die völlige Vernichtung des menschlichen Hochmuts herbeiführen mußte, die Anerkennung allseitiger Hilflosigkeit in sich schloß, jeden Gedanken an Selbsterlöschungskraft unterdrückte, und nur in Jesus Christus den Befreier vom ewigen Elend, und den Versöhner mit dem Vater fand, dieser Glaube, sagt die Synode, ist unmöglich ein Erzeugnis menschlicher Tätigkeit; denn könnte der Mensch ihn aus sich allein hervorgehen lassen, so wäre er gar nicht gefallen, er befände sich nicht in Sünde, d. h. nicht in

Selbstverblendung, nicht in Hochmut, nicht in unergründlicher Täuschung.

Daß also der Mensch überhaupt durch sich selbst keinen Vernunftglauben an Gott und seine Eigenschaften haben könne, davon [151] sagt wenigstens diese klassische Synode nichts; ja sie setzt überall voraus, daß er stattdende, und die Ausdrücke im XXII. Kapitel, daß alles, was der Mensch von Wahrheit besitze, aus der Gnade fließe, bezeichnen eine ganz andere Wahrheit, als die des dürren Vernunftglaubens; was schon aus dem Beisatz ‚Gerechtigkeit‘ hervorgeht. Denn ‚Gerechtigkeit‘ ist hier die aus dem Glauben an die Verdienste Christi und seine Gnade hervorgegangene geheiligte Gesinnung des Menschen, und ‚Wahrheit‘ bezeichnet eben nur die Wahrheit im ausgezeichneten Sinne, die evangelische Wahrheit, wie aus Kap. VII. hervorgeht, wo ‚Wahrheit‘ durch ‚evangelische Predigt‘ erklärt wird.

Daran, daß ein Vernunftglaube, ein Naturglaube dem sich selbst überlassenen Menschen unmöglich sei, konnte die Synode darum nicht denken, weil sie nirgends von einer Vernichtung oder auch nur von einem völligen Stillstand des Wahlvermögens (*liberi arbitrii*) spricht, sondern sich des Ausdrucks ‚Schwächung‘ (*infirmatum, extenuatum*) bedient; daß Wahlvermögen bezieht sich aber auf das Erkenntnis- und Willensvermögen zugleich.

In die Bestimmungen der heiligen und allgemeinen Synode zu Trient gedenke ich nicht näher einzugehen, teils weil sie ganz mit denen von Orange gleichlautend sind, teils weil es mich zu einer hier unangemessenen Weitläufigkeit führen würde, wenn ich das Eigentümliche und näher Erklärende derselben behandeln wollte.

Zeugnis der hl. Schrift. Jene Stellen der Heiligen Schrift aber betreffend, worauf sich häufig in Ihrem Streit berufen wurde, muß ich einige Worte beifügen; wenn auch nur, um darauf hinzudeuten, daß sich die Synode von Orange im vollsten Einklange mit derselben bewegt habe. Im Brief an die Römer 1, 18-21 ist auf die entscheidendste Weise die Erkennbarkeit Gottes aus seiner Offenbarung in der Natur ausgesprochen, und zwar in der Art, daß der Glaube an das Dasein Gottes überall schon

vorausgesetzt, und *nur* von den göttlichen Eigenschaften gesprochen wird, die aus der Natur allein zu erkennen seien. Freilich ist hier keine vollständige Darstellung der Bedingungen zu erwarten, unter welchen Gott vom Menschen aus der Natur erkannt werden kann; der Apostel denkt sich den Menschen in Gesellschaft, wie er geschichtlich gegeben ist, und von [152] einem solchen Menschen sagt der Völkerlehrer, daß er Gott in der Welteinrichtung erkennen könne. Der ganze Brief bestätigt dies. Er ist unter anderem auch gegen pseudo-mosaische Meinungen gerichtet, nach welchen der Mensch durch das mosaische *Gesetz* (als solches) gerecht vor Gott sollte werden können. Unter Gesetz sind keineswegs bloß die rituellen Vorschriften zu verstehen, auch wird sein Begriff nicht erschöpft, wenn man die Sittengesetze des alten Bundes dazu rechnet; selbst die durch den Mosaismus dargebotene Lehre von Gott ist dazu zu nehmen. Von alledem lehrt der Apostel, daß es nicht rechtfertige, wenn er sagt, daß das *Gesetz* nicht rechtfertige. Das Gesetz, als eine bloß äußere Veranstaltung betrachtet, gewährt mit *seinem ganzen Inhalt* nur die bloße abstrakte Vorstellung von Gott und seinem heiligen Willen; indem es aber als eine bloße Vorstellung im Menschen ist, vermag es, so fest und unerschütterlich dieselbe auch sein mag, nicht zur lebendigen Willenseinheit mit Gott zu erheben; es erzeugt für sich bloß das Bewußtsein der Sünde, indem eben die Vorstellung von Gott und seinem gebietenden Willen im Menschen ist, wodurch dieser seinen Abstand von Gott wahrnimmt, nicht aber zugleich auch die Kraft, die Gewalt des Bösen (des Fleisches) zu brechen. Diese Kraft wird uns nur in Christus Jesus ohne alles Verdienst, aus freier Gnade zu Teil.

Gleichwie nun der heilige Paulus auf eine so tief sinnige und glänzende Weise darlegt, daß das äußere geschriebene Gesetz, in seinem ganzen Umfange aufgefaßt, nicht rechtfertige, so lehrt er auch vom *Naturgesetz*, unter welchem wir uns die natürliche Kenntnis Gottes sowohl, als seiner Gebote, Röm 1, 32, die sich im Gewissen aussprechen, zu denken haben, daß es nicht im Stande sei, uns das Wohlgefallen Gottes zu erwerben. In Kapitel

2, 12 - 16 beschreibt der Apostel dieses Gesetz näher; hatte aber bereits 1, 21 ff. gezeigt, daß es nicht beobachtet wurde, so daß Kap. 7, 7 - 23 auf beiderlei Gesetze in gleicher Weise angewendet werden muß. Diese Gleichstellung des mosaischen Gesetzes mit dem Naturgesetze erkannte mit dem heiligen Augustin und dem heiligen Prosper die Synode von Orange sehr gut, wenn sie Kap. XXI. sagt: Gleichwie der Apostel denjenigen, welche sich durch das Gesetz das göttliche Wohlgefallen verschaffen wollten, [153] und deshalb der Gnade verlustig gingen, mit aller Wahrheit entgegnet: ‚Wenn durch das *Gesetz* Gerechtigkeit ist, so ist Christus umsonst gestorben,‘ (Gal 2) so wird auch denjenigen, welche die *Natur* für die durch den Glauben an Christus dargebotene und aufzunehmende Gnade halten, mit aller Wahrheit entgegnet: wenn durch die Natur Gerechtigkeit (gottgefällige, religiös-sittliche) ist, so ist Christus umsonst gestorben. Dort war das Gesetz, und es rechtfertigte nicht (versetzte nicht in wahre Geistes- und Lebensgemeinschaft mit Gott); hier war die Natur, und sie rechtfertigte auch nicht u. s. w.

Es leuchtet von selbst ein, daß die ganze Gegenüberstellung von Gesetz und Gnade, wie sie der heilige Paulus und die Väter von Orange machen, vom geschriebenen mosaischen Gesetze nämlich und dem *Naturgesetz* einerseits, und der Gnade andererseits undenkbar wäre, hätten sie nicht dem Menschen überhaupt noch eine Gotteserkenntnis von Natur zugeschrieben - die Möglichkeit und Wirklichkeit, zur Überzeugung von Gottes Dasein und Eigenschaften *ohne* besondere Offenbarung und Gnade zu gelangen.

Beweis Gottes. Die Art, in welcher sich aber der *gefallene* und dem Zweifel einmal preisgegebene Mensch die Erkenntnis des Daseins Gottes und seiner Eigenschaften zur Gewißheit bringt, ist die *Beweisführung*. Gott *beweisen* müssen, ist der auffallendste Beweis des Falles des Menschengeschlechts in Adam, und an sich eine furchtbare Erscheinung. Der Nichtgefallene würde Gott unmittelbar und auf die leichteste Weise in sich finden, oder vielmehr der lebendige Gedanke an Gott würde ihm stets gegenwärtig sein, und alle Geschöpfe würden ihm Gottes Bild in lauten

Jubeltönen entgegenbringen. Durch den Fall aber ist die unmittelbare und von selbst sich darbietende Gewißheit verschwunden; mühselig und jammervoll muß der Mensch sein Inneres beobachten, und genau aufmerken, ob der ihm von außen entgegenschallende Name ‚Gott‘ einen Anklang in ihm finde, und nicht ein leerer Schall sei. Dieser Name, den der ursprüngliche Mensch auch mit den deutlichsten Buchstaben in der ganzen äußeren Schöpfung eingeschrieben fand, ist für den aus dem Paradies Verstoßenen kaum noch leserlich, und nur mit der kläglichsten Anstrengung aller seiner Geisteskräfte vermag er sich diese Buchstaben so zusammenzustellen, daß sie ihm [154] noch einen Sinn geben; und der Sinn, den er errungen, ist eine abgezogene, leere Vorstellung, ohne eingreifende, durchwärmende, durchleuchtende Kraft! In solcher Weise das Wort von Gott bestätigen, das in der Sprache alle Völker aus uralter Überlieferung das erste ist, und jedem menschlichen Ohr zugebracht wird, heißt ‚Gottes Dasein und seine unendliche Eigenschaften beweisen.‘ Dieses Dasein beweisen zu *müssen*, ist das Zeichen, daß das göttliche Ebenbild in uns unaussprechlich verdunkelt sei; ihn aber doch noch beweisen *können*, ist das Zeichen dafür, daß es nicht völlig unterdrückt, oder gar ausgelöscht sei.

Sie sehen, mein teuerster Freund, welche Bedeutung das Beweisen des Daseins Gottes in seiner Stellung zum gesamten katholischen Dogma habe, wie es eben sowohl die Größe als die Grenze des Falles bezeichne, und wie es leicht scheinen dürfte, daß durch eine verneinende Antwort auf die Frage, ob jenes Dasein bewiesen werden könne, die ganze geheiligte Lehre der Kirche der äußersten Gefahr ausgesetzt sei. Der ganze Sinn der Frage von den Beweisen Gottes läßt sich von dem hier einzunehmenden Standpunkt aus dahin angeben: ob der gefallene Mensch in seinem eigensten Wesen noch Grund habe, an einen Gott zu glauben. Es möchte nun scheinen, daß *Sie* ganz alle Fäden zwischen Gott und dem gefallenen Menschen zerrissen glaubten, und daß darum die Wiederanknüpfung des Menschen mit Gott in Christus eine Unmöglichkeit geworden sei, indem *er* sich niemals mehr

dem sich offenbarenden Gott vertrauensvoll hinzugeben vermag, oder daß dann *nur* Gott im Menschen an sich selbst glaube, nicht aber der Mensch. Sie sind weit entfernt von einem solchen Wahn; in Ihrer Philosophie des Christentums stellen Sie die Idee Gottes als eine dem Menschen, auch dem gefallenem Menschen angeborne dar; Sie fügen bei (um Ihre Gedanken mit meinen Worten wiederzugeben), daß der Geist des Menschen so sehr von den Finsternissen der Sünde verdüstert sei, daß nur göttliche Erleuchtung sie durchbrechen und zerstreuen könne, daß aber alsdann das göttliche Bild im Menschen freudig wieder aufblicke, seinen Schöpfer, der nun auch der Erlöser geworden, wieder erkenne, ihm danke, ihm gehorche, ihn liebe. Hierdurch ist das katholische Dogma gesichert, und Ihre Darstellung bewegt sich, dem [155] tiefsten Grundton nach, in Übereinstimmung mit ihm; aber einige Nebentöne in Ihren Antworten auf die etwas schief gestellten bischöflichen Fragen, offenbar nur *Nebentöne*, dürften nach der vorhin kurz berührten Schrift- und Kirchenlehre eine kleine Verbesserung zulassen, wodurch Ihr spekulatives System doch dasselbe bliebe.

Sie sehen auch, mein sehr geehrter Herr Kollega, welchen Begriff ich mit dem Worte ‚Beweisen‘ verbinde; ich verstehe darunter die Unterstüztung oder Hervorrufung einer Überzeugung durch hinreichende Gründe, wie offenbar auch Ihr Herr Bischof, der sich *hier* um die mühselige Verzerrung, welche die Philosophen in den Beweisen für das Dasein Gottes hervorgebracht haben, nichts kümmert, oder dieselben vielleicht gar nicht kennt, sicher aber dieselben an diesem Orte zu umgehen berechtigt ist; auch macht er keinen Unterschied zwischen *Beweisen* im strengsten Sinne des Wortes und *Nachweisen* (*demontrer* und *montrer*). Wird aber eins mit dem anderen hier für gleichbedeutend gehalten, was offenbar der Fall ist, indem wenigstens nicht unterschieden wird, könnten Sie ein schweres Hindernis finden, Ihrem Bischofe beizustimmen? Jedenfalls ist es auch in Ihren Augen gewiß, daß der unbefangene Menschensinn *Wahrheit* in unseren gewöhnlichen Beweisen findet, und daß sie auch Wahrheit an sich haben

müssen, wenn doch Gott im Menschengeste sich abgebildet hat, und die Welt sein Werk ist. Daß der Gottlose dadurch nicht überzeugt wird, nimmt ihrer Wahrheit nichts, so wenig der Glaube der Christen durch den Unglauben so vieler unfrommer Gestalten unserer Zeit an Kraft verliert, alle die selig zu machen, welche ihn einfältigen Sinnes aufnehmen. Man muß indes wohl unterscheiden zwischen der *inneren* Wahrheit eines Beweises oder Nachweises, und der *Anerkennung* desselben als eines wahren. *Sie* scheinen mir zuweilen jene mit dieser verwechselt zu haben. Durch unsere sündhafte Natur kann die innere Wahrheit nicht umgestoßen, es kann nur die Anerkennung verhindert werden.

In Ihrem Schreiben an mich sagen Sie, daß Sie die Beweisbarkeit des Daseins Gottes durch den *Gläubigen* für möglich halten, nur aber in Abrede stellen, daß ohne Glauben an die Offenbarung jenes Dasein bewiesen werden könne. Ist dies Ihre [156] Überzeugung, dann gingen Sie in Ihrer Antwort auf die erste Frage offenbar zu weit, denn Sie führten daselbst solche Gründe für die Nichtbeweisbarkeit an, daß es scheinen mußte, Ihre Überzeugung gehe dahin, schlechthin allgemein seien solche Beweise unmöglich. Doch darauf werden wir zurückkommen.

Grade der Gewißheit. Der Herr Bischof sagt, „mit Gewißheit“ sei dieser Beweis durch die Vernunft zu führen. Ein Beweis, der keine Gewißheit erzeugen kann, wäre in der Tat keiner; es übrig demnach auch nichts, als entweder Beweise aufzunehmen, und ihnen die Erzeugung einer Gewißheit zuzutrauen, oder aber mit der Gewißheit, als dem Zwecke, auch die Beweise, als die Mittel, zu verwerfen. Es nimmt aber gewiß Ihr Herr Bischof *Grade* der Gewißheit an; die Schule, aus der er hervorgegangen ist, kennt drei Stufen der Gewißheit: die Gewißheit, welche die Vernunft gewährt; die Gewißheit, welche die Offenbarung darbietet; die Gewißheit endlich, deren sich die Seligen erfreuen. Es sollte mich sehr wundern, wenn der Herr von Trevern, wie Ihre Zuschrift an mich schließen läßt, die erste Stufe der Gewißheit mit der zweiten verwechselte, oder ihm doch die Eigenschaften der zweiten zuschriebe. Irre ich nun nicht, so ist gewiß auch durch diese Bemerk-

kung ein bedeutender Anstoß beseitigt. Über den Unterschied der einen und der andern Gewißheit noch ein Wort.

Die Vernunftbeweise gehen von einem äußerlicheren Kreis unseres geistigen Lebens aus; durch den Glauben an Christus aber werden tiefer liegende Organe unseres Geistes aufgeschlossen, die unmittelbare Gewißheit wird wieder eingeleitet, ja sie tritt in gewissem Maße schon hienieden ein, abgesehen davon, daß das Festhalten an dem äußeren, bestimmten Wort des sich offenbarenden Gottes, die Gewißheit erhöht. Wegen dieses Unterschiedes zwischen dem natürlichen Glauben und dem geoffenbarten Glauben ist auch der Glaube an Gott als ein Artikel im apostolischen Bekenntnisse aufgenommen. Für den Gläubigen sind daher auch keine Vernunftbeweise nötig; was so genannt wird, sind nur wissenschaftliche Vermittlungen des bereits Gewissen. Beweise zu dem Zweck, sich erst von Gottes Dasein zu überzeugen, sind nur für Heiden möglich (ob sie unter Christen, oder außerhalb ihres Kreises leben, ist gleich). [157]

Wende ich mich nun den einzelnen Fragen zu, wie Sie es wünschen, so ist aus dem Bisherigen schon zu erschließen, daß ich da und dort von Ihnen abweichen werde. So scheint es mir schon zu viel gesagt, wenn Sie zur ersten Frage die Bemerkung machen: daß kein übernatürliches Licht, keine Gnade, keine Kirche, keine Predigt notwendig sei, wenn die Vernunft allein die Idee des Unendlichen aus sich erzeugen könne! Die Gnade der Erleuchtung, um zur wahren Selbsterkenntnis, zur Einsicht in unsere Sündhaftigkeit und zur Anerkennung unserer Erlösungsbedürftigkeit zu gelangen, die Gnade der Sündenvergebung im blutigen Versöhnungstod des Gottessohnes, die Gnade der Heiligung, der Ausgießung der Liebe Gottes in unsere erstarrte Brust ist doch wahrhaft Gnade, und unumgänglich noch erforderlich, wenn wir auch mit unserem Verstande alle Geheimnisse Gottes bereits erspäht hätten. Die Gnade Christi bezieht sich auch *zunächst* allein auf das eben Gesagte.

Der Wunderbeweis. Mit Beweis verbinden Sie in der Antwort auf die erste Frage den Begriff der Ableitung eines Daseins aus

einem anderen, oder wenigstens den Begriff der Zurückführung einer Wahrheit auf eine höhere. Ebenso hat in Deutschland Jacobi die Beweise von Gottes Dasein bestritten. Dieser Begriff wurde aber niemals mit ‚Beweis‘ in diesem Lehrstücke verbunden; beweisen heißt hier nichts anderes als den Zusammenhang von Wahrheiten, die dem Bewußtsein bereits vollkommen gegenwärtig sind, mit anderen, die ihm noch nicht gegenwärtig sind, nachweisen. Hierbei ist es ja gar wohl möglich, daß Wahrheiten, mittels deren uns eine andere erst zur Gewißheit in unserem Bewußtsein wird, eben diese andere sogar zu ihrer objektiven Voraussetzung haben. Mit Übergehung der zweiten Frage und der Beantwortung, wende ich mich zur dritten und vierten im folgenden. Indem Sie den blödsinnigstieren (sic) Blick, der nur die äußeren Erscheinungen im Leben Christi anstaunt, in einen lebens- und seelenvollen umgestalten wollen, in einen sinnigen, geistesfreudigen, und eine heitere Anschauung verkündenden, sagen Sie, der *Wunderbeweis* habe nur Kraft für die Gläubigen, welche die Wunder auch durch alle Zeiten hindurch glauben werden. Der Bischof ist nicht dieser Meinung, und mit Recht. Denn wenn die Wunder für die Ungläubigen [158] *nichts* beweisen, die Gläubigen aber offenbar ihrer nicht bedürfen, weil sie ja schon glauben, und ohne dieselben zu glauben, *wozu* verrichtete Christus doch die Wunder? Diese Frage entsteht notwendig; und es will mir scheinen, sie könne von Ihrem Standpunkt aus nicht mehr so beantwortet werden, daß die Wunder ihre organische Stelle im Erlösungswerke fänden. Unzweideutigen Stellen der heiligen Schrift ist Ihre Ansicht ohnedies entgegen, Joh. 3,2. 4,16.26.39. 5,36. 10,25. 11,41-42. 14,12. Röm. 1,3 u. f. V. Einige von diesen Stellen zeigen, daß der Heiland wirklich von seinen Wundern *erwartete*, Nicht-Glaubende würden durch sie zum Glauben veranlaßt werden, während andere Stellen bezeugen, daß einige Juden zum Glauben durch sie wenigstens geneigt gemacht, Samariter aber *wirklich* zum Glauben geführt wurden. Zwischen dem Gläubigen, der als solcher nach Ihrer Theorie der Wunder nicht bedürfen kann, denn was ihm nicht einmal als Mittel diene, um

vom Unglauben zum Glauben hinübergeleitet zu werden, kann ihm doch kaum nötig sein, den Glauben, den er bereits hat, zu bewahren; zwischen dem Gläubigen, sage ich, und dem *hartnäckig* Ungläubigen, für den alles umsonst ist, stehen die *Empfänglichen* in der Mitte, denen die Wunder in dem Wendepunkt ihres Lebens, in der Zeit des *Übergangs* vom Unglauben zum Glauben entscheidende Dienste leisten. Nun ist auch zu begreifen, wozu die Wunder dem, der bereits glaubt, noch wesentlich nützlich werden können.

Autorität der Vernunft. Sie sagen, ‚wie wird man *logisch* durch die *Auctorität der Vernunft allein* solchen Menschen (Deisten, Atheisten, gelehrten Heiden und Ungläubigen) die Göttlichkeit Christi und seines Evangeliums beweisen?‘ Das *Beweisen* kann allerdings nur durch die Vernunft *allein* geschehen; allein ‚*beweisen*‘ ist Ihnen hier gleichbedeutend mit: ‚*überzeugen*,‘ und dies vermag keine Gattung von Beweisen in der sittlichen Ordnung der Dinge allein. Da nun der Wunderbeweis bei vielen nicht die gewünschte Wirkung hervorbringt, suchen Sie die Ursache in dem Mangel an Beweiskraft desselben, während doch der Beweis volle Kraft haben kann, wenn er gleich einen widerstrebenden Willen nicht zu besiegen im Stande ist. Das rousseau’sche Argu[159]ment gegen den Wunderbeweis, das Sie anführen, ist gewiß selbst seinem Urheber gehaltlos erschienen, und als ein bloßer Witz vorgekommen, so daß Sie offenbar viel zu viel Gewicht auf die Redlichkeit der Gegner der Wunder legen.

Nie und nimmermehr könnte durch die Wunder allein der wahre echte Glaube erzeugt werden; die Gnade muß vielmehr den tieferen Sinn, das Organ für das Göttliche, in uns eröffnen, während das Wunder den Verstand beschäftigt. Bloße Lehren, auch wenn sie uns ganz wahr dünken und bloße innere Gnadeneffekte könnten dagegen niemals die Sicherheit erzeugen, ob eine vorgeblich geoffenbarte Lehre, der wir uns hingeben, wirklich eine solche sei, oder eine menschliche Erfindung, die uns zu ergreifen vermöge. Die Rücksicht auf Wunder allein erzeugte hinwiederum höchstens einen sinnlichen Glauben. Die Bewir-

kung einer inneren Erleuchtung allein wäre dagegen wieder nur Sache eines bloß unsichtbaren Lehrers; der *sichtbar*, in *äußerer* Gestalt auftretende göttliche Lehrer wird aber auch in der *sichtbaren* Welt seine höhere Abkunft beurkunden, und sich hier mit Auctorität bekleiden, oder vielmehr, die Auctorität, die er an sich ist, in die Erscheinung herausstellen und uns dann mittels derselben zu seinem inneren Wesen führen.

Notwendigkeit der Gnade. Alles, was ich mir gegen Ihre dritte Antwort zu erinnern erlaubte, findet auch seine Anwendung auf Ihre vierte Antwort. Sie unterlegen der Frage den Sinn, als meinte der H. Bischof, der Satz: ‚für die Auferstehung des Herrn sind glaubwürdige Zeugnisse vorhanden, und ohne die Einsicht in die Glaubwürdigkeit dieser Zeugnisse nimmt kein Nichtchrist die Auferstehung als eine Tatsache an‘, sei gleichlautend mit dem Satze: ‚Die Glaubwürdigkeit dieser Zeugnisse gehörig entwickelt, ist geeignet *für sich allein* den Glauben an Jesus hervorzurufen;‘ und weil Ihnen eine solche Behauptung mit Recht irrig erscheint, sind sie geneigt, gar keinen Wert auf diesen äußeren Beweis zu legen. Ich vermute, daß hier ein Mißverständnis vorliegt, und Ihr Herr Bischof, wenn er ersteres sagt, noch keineswegs auch letzteres sagen wolle. Die Zeugnisse müssen glaubwürdig sein, und sich uns als glaubwürdig darbieten, sonst könnten wir mit aller Gnade niemals glauben. Es liegt in der Natur unseres Verstandes, zu [160] verlangen, daß eine Tatsache, die wir glauben sollen, tüchtig bezeugt sei, und ein wohl organisierter Geist nimmt ohne solchen Beweis niemals eine Tatsache als wirklich geschehen an; den Mangel historischer Beweiskraft *kann* und *soll* die Gnade nicht ersetzen; die Gnadewirkung tritt ein, um den *Willen* zu bewegen, die tüchtig beglaubigte Tatsache als eine wahre *anzunehmen*, was ohne den Zug der Gnade freilich nicht geschieht, da der fleischliche Mensch ein Interesse hat, jene Tatsache als eine Erdichtung zu betrachten. Denn sobald er sie annähme, müßte er überhaupt an den Erlöser glauben, folglich auch an sein Erlösungswerk, und hiermit notwendig an die menschliche Verkehrtheit und Erlösungsbedürftigkeit. Dies *will*

der Sündige nicht gerne glauben, daher leugnet er auch die Tatsache der Auferstehung; um nun dieses Hindernis zu beseitigen, ist die Gnade notwendig. Wäre das Faktum aber nicht durch Zeugnisse als *glaubwürdig* darzutun, d. h. wäre kein gültiger geschichtlicher Beweis für dasselbe zu liefern, so wäre der Sünder offenbar entschuldigt, wenn er auch nicht glaubt.

Einsicht der Vernunft. Die fünfte Frage: ob die Vernunftfeinsicht in den ersten und Fundamentalfragen dem Glauben vorhergehe, habe ich nach meinen Ansichten bereits beantwortet. Unter die Fundamentalfragen gehören nämlich nach der Meinung des H. Bischofs der Vernunftglaube an das Dasein Gottes und die Überzeugung von der Glaubwürdigkeit dessen, der sich uns als einen Gottesgesandten vorstellt. Sie werden sich, wie es mir scheint, mit dem H. Bischof vereinigen können, wenn Sie billigen, was ich oben über den Sinn der Frage gesagt habe: ob die Vernunft durch sich allein Gott zu erkennen vermöge, und alles, was Sie in der Beantwortung der fünften Frage über die Entstehung der religiösen Erkenntnis vorbringen, bestätigt mich in der Vermutung, daß Sie es billigen können. Sie sagen nämlich, ohne erweckenden Anstoß von außen, ohne das Wort, trete das Raisonement gar nicht ein und alle mittelbare Erkenntnis habe die unmittelbare, die keines Beweises bedürfe, zu ihrer Voraussetzung. Daher gehe der Glaube der Vernunftfeinsicht voran. Die erste Prämisse nehme ich mit Ihnen an, und gewiß auch Ihr Herr Bischof, wenigstens in Bezug auf den gefallenen Menschen; allein daraus folgt, daß [161] ohne die mosaische und christliche Offenbarung die Erkenntnis Gottes möglich sei, da überall das Wort, welches Gott nennt, vorhanden ist; und da eine jede unter den gefallenen Menschen ohne die mosaische und christliche Offenbarung entstandene Gotteserkenntnis die Vernunfterkennntnis heißt, so geht allerdings diese dem *christlichen* Glauben voran. Die zweite Prämisse ist gleichfalls völlig richtig; allein wenn Sie die unmittelbare Erkenntnis Glaube (*foi*) nennen, und daraus folgern, daß also der christliche Glaube der Vernunftfeinsicht vorangehe, so werden Sie, wie ich vermute, durch die Unbestimmtheit des

Begriffs ‚Glaube‘ irregeführt. Es kann ja auch eine unmittelbare Vernunftkenntnis (Glaube) dem christlichen Glauben vorangehen, so daß jene die *raison* für diesen würde. Überhaupt kommt es dem Herrn Bischof, wie oben bereits gesagt ist, nicht darauf an, durch welches natürliche Geistesvermögen die Naturerkenntnis Gottes zustande komme, und ob dieselbe in letzter Instanz eine mittelbare oder unmittelbare sei, sondern darauf, ob es überhaupt eine solche gebe, als *raison* als anknüpfendes Element für das Christentum.

Grundlage des Glaubens. Nur einen mit dem Gesagten verknüpften Punkt vergönnen Sie mir nun noch zu berühren. Sie lassen die Vernunft als *Vermögen* diesem Glauben vorangehen, sodann, sagen Sie, müsse das äußere Wort der Vernunft vorgehalten werden, worauf die Vernunft den Sinn des Wortes begreife, und ihn sofort zulasse, d. h. glaube. Einige sehr wichtige Akte der Vernunft haben Sie meines Dafürhaltens unberücksichtigt gelassen. Wenn ihr auch das äußere Wort vorgehalten und der Sinn desselben von ihr gefaßt ist, glaubt sie noch nicht; das *Urteil* der Vernunft, daß der Gegenstand des Glaubens, das Wort, *wahr* sei, geht auch noch dem Glauben voraus, und *hierin* liegt abermals der eigentliche Grund des bischöflichen Verlangens, daß sie zugestehen möchten, die Vernunft Einsicht gehe dem Glauben voraus. In der Tat hat der Herr Bischof nicht Unrecht, in diesem Sinne zu verlangen, seine Frage bejahend zu beantworten. Ohne Glaubensgrund, sei derselbe nun klar erkannt oder nur dunkel gefühlt, sei der individuelle Grund eines gewissen Menschen stark oder schwach, kann die Vernunft niemals glauben. Bei einer äußeren Offenbarung höherer Wahrheiten werden in der Regel zwei Reihen [162] von Gründen nebeneinander hergehen; da nämlich ein *Gottesgesandter* auftritt, so werden zunächst die Gründe für die Glaubwürdigkeit seiner Aussagen anerkannt werden müssen, ehe ihm Glaube geschenkt wird; da er aber *Wahrheiten* uns überbringt, oder bestätigt, so werden auch diese einen Anklang in uns finden, ehe wir ihm beipflichten. Das eine oder das andere, zumeist wohl gewiß beides zugleich, obschon je in verschiedenen Graden muß

in uns stattfinden, wenn gleich die Gnade unsere Geneigtheit bewirkt, diesen oder jenen Grund für hinweisend zu halten. Sind nun dergleichen *Urteile* der Vernunft vorangegangen; so geht auch der Glaubensakt, welcher die eigentliche Zustimmung zum Worte Gottes vollzieht, dem Glauben *als Zustand* voran. Den Glaubensakt vollzieht aber auch die Vernunft mit dem Willen, die von der Gnade auf eine geheimnisvolle Weise unterstützt wird.

Glaube als Grundlage des Erkennens. In einem anderen Sinn ist es dagegen auch wieder wahr, daß der Glaube der Vernunft Einsicht vorausgehe; die tiefere wissenschaftliche Durchdringung des Inhalts des Glaubens hängt vom herausgehenden Glauben selbst ab. Daher haben Thomas von Aquin, in den neueren Zeiten Holden, Huet, überhaupt die Schultheologen Recht, wenn sie sagen, der Vernunftglaube, daß Gott sei, und die Vernunft Einsicht, daß Christus Glauben verdiene, gehe dem Glauben selbst vorher, seien *praecambula fidei*, nicht *articuli fidei*; aber auch Anselm in den späteren Zeiten, Gregor von Nazianz und viele andere in den früheren haben Recht, wenn sie sagen, der Glaube sei die Grundlage des Erkennens.

Die Antwort auf die sechste Frage noch weiter zu berücksichtigen, ist unnötig; viel Genügenderes haben Sie offenbar in Ihrer Philosophie des Christentums hierüber gesagt: insbesondere kann der Ausdruck ‚dem gefallen Menschen sei noch die Freiheit zu sündigen übriggeblieben‘ nur in augenblicklicher Überraschung niedergeschrieben worden sein; denn er hat auch die Freiheit nicht zu sündigen, obgleich er sie nur als Vermögen hat, und mit der Gnade allein dahin gelangt, wirklich nicht zu sündigen.

Von der Überzeugung ausgehend, daß mancherlei Mißverständnisse obwalten, daß der hochwürdigste Herr Bischof mehrere Fragen einseitig gestellt, und Ihre Erwiderung darauf nicht nach **[163]** Ihrem eigentlichen Sinne, sondern mehr nach dem Wortklang gewürdigt habe, daß wiederum doch auch Sie Veranlassung zu Mißverständnissen gegeben haben, und mit dem Herrn Bischof, mit seinem wahren, wenn auch nicht gehörig von ihm entwickelten Sinne zusammenstimmen, glaube ich die Bitte an Sie

stellen zu dürfen, sein Avertissement zu unterzeichnen. Eine unendliche Freude würde die ganze Kirche durchdringen, in Straßburg, diesem bedeutenden Ort, das Einverständnis wieder hergestellt, und in gemeinsamen Wirken alle einem Ziel, dem der Verbreitung und Befestigung des Reiches Gottes, zustreben zu sehen. Der Herr Bischof ist ein Mann, der es von Herzen wohl meint, nur vielleicht mit den neueren Bedürfnissen und wissenschaftlichen Gestaltungen weniger vertraut ist. Er verlangt indessen, so viel ich sehe, kein Bekenntnis eines Irrtums von Ihnen. In Ansehung der scholastischen Methode werden Sie immerhin Ihre bessere Überzeugung beibehalten und in Ihren Schriften befolgen können und müssen, ohne daß Sie ja gerade auch diejenigen direkt angreifen, welche ihr noch ergeben bleiben. Zudem läßt sich erst dann, wenn bessere Schulschriften in anderer Form vorliegen, erwarten, daß die alte Methode auch in ihrem Vaterland, wie es bei uns schon längst der Fall ist, werde verlassen werden; im Sturme aber lassen sich Dinge dieser Art doch nicht nehmen. Dem kirchlichen Frieden sind wir verpflichtet, Opfer dieser Art zu bringen.

Was das päpstliche Breve anlangt, über welches Sie meine Ansicht noch zu erfahren wünschen, so behandelt es die vorliegende Streitfrage, mit lobenswerter Zurückhaltung und gewohnter Mäßigung, als einen Meinungsstreit; vielleicht auch, weil es sich hier um die von den Scholastikern sogenannten *praeambula fidei* handelt, die eben deshalb nicht *articuli fidei* seien, und darum nicht leicht von der höchsten kirchlichen Behörde entschieden, sondern so lange als möglich den gelehrten Herren zur allseitigsten Untersuchung überlassen werden sollen. Doch wünscht und erfleht der Heilige Vater Ihre Zustimmung zur Ansicht des Bischofs; nach meinem wissenschaftlichen Dafürhaltens geschieht dies nicht ohne guten Grund. Nach unseren Zeitbegriffen wäre übrigens zu erwarten gewesen, daß im päpstliche Breve auch Ihre vielen Verdienste mit einem Worte Erwähnung gefunden hätten; doch ist dies ohne [164] besondere Veranlassung nicht päpstliche Sitte, und wäre wohl auch der kirchlichen Würde nicht recht

angemessen, da leicht die ausgesprochene Anerkennung und das gespendete Lob übel ausgelegt werden, und als eine sinnliche Lockung erscheinen könnte, das zu tun, was der Überzeugung gleichwohl widersteht.

Der Fakultät habe ich Ihren Wunsch noch nicht mitgeteilt, sich über die Streitfrage gutächtig zu äußern; sollten Sie es noch wünschen, so werde ich nicht säumen, die betreffenden Anträge zu stellen. Nur erlaube ich mir im voraus zu bemerken, daß durch die Erteilung eines Doktordiploms aufgrund der eingesandten Schriften die Fakultät ihre Zustimmung zu allen Ansichten noch nicht ausspricht, die in diesen Schriften niedergelegt sind. Feste Treue gegen die Kirche und ihren göttlichen Glauben vorausgesetzt, sind wissenschaftliche Verdienste die einzigen Motive, welche die Fakultät bestimmen können, die höchste ihrer Würden zu erteilen, ohne daß sie es jedoch sich anmassen dürfte, eine Richterin über Sätze sein zu wollen, die der Heilige Vater selbst Meinungen nennt. – Mit der aufrichtigsten Verehrung und der Bitte baldiger Erwiderung.

14. GESCHICHTE DES ERSTEN MÖNCHTUMS (1836 – 1837)¹

Der Leser wird unschwer erkennen, in welcher Weise der vorliegende Aufsatz ein Torso ist. Das bestätigt im Vorwort zum ersten Band dieser Aufsatzsammlung Ignaz Döllinger. ‚Zum erstenmale erscheint hier das schöne Fragment über die älteste Geschichte des Mönchtums, der Anfang eines umfassenden Werkes über den Gegenstand, dessen Fortsetzung und Vollendung der frühe Tod des Verfassers leider vereitelt hat.‘²

Theologie und Glaube. Welches gebildete Volk der alten Welt die Geschichte auch immer unserer Betrachtung darbietet, unter den mannigfaltigsten äußeren Gestalten zeigt sie uns überall dem Wesen nach das, was wir Mönche nennen. Die Erscheinungsweisen sind nach Zeit und Ort verschieden, die Sache findet sich überall. Allenthalben werden wir auf Männer aufmerksam gemacht, welche sich ausscheidend von der großen Masse und dem Gewühle der Menschen entziehend, durch einen geheimnisvollen Zug in die Einsamkeit, in Wälder und Wüsten geführt werden, wo sie, die Schätze und Freuden der Welt nicht so fast nur gerne entbehrend, als vielmehr dieselben gar nicht vermisset, das inhaltvollste Leben suchen, und wo ihnen auch die höchsten Freuden und Leiden, welche nur die menschliche

¹ Original: ‚*V. Geschichte des Mönchtums in der Zeit seiner Entstehung und ersten Ausbildung (1836 – 1837.)*‘ In: Döllinger II, 165 – 225; erstmalige Publikation bei Döllinger.

² Döllinger I, IV.

Brust bewegen können, zuteil werden. Was jener Römer sagte, daß er niemals weniger allein sei, als wenn er allein sei, war bei ihnen zumeist der Fall. In ihnen, obgleich von den Menschen getrennt, oder vielmehr, weil von den Menschen äußerlich getrennt, gelangte oft ihre Zeit, ihr Stamm, oder ihr Volk, zum Selbstbewußtsein, und sie traten, verkehrend mit Göttern, und von diesen, wie sie nicht zweifelten, beauftragt, als Religionsstifter und Gesetzgeber, als Offenbarer tiefer Geheimnisse und [166] Sittenlehrer auf; denn gesammelt in sich selbst, begriffen sie nach ihrer Weise Gott und die Welt, sie begriffen die Ihrigen, die zerstreut nach allen Seiten zur Selbsterkenntnis und zum Begriff ihrer Zustände, ihrer wahren Bedürfnisse, ihrer Gegenwart und Zukunft nicht gelangten. Was sie gegründet, dauerte nicht selten Jahrhunderte und Jahrtausende; denn ihr Blick war tiefer, als auf die schwindende Oberfläche gefallen. Andere bieten uns ein ebenso liebevolles als tragisches Schauspiel dar; das tiefste und erhabenste Geheimnis der Menschengeschichte ahnend, aber auch mißverstehend, weihten sie sich zum Opfer für die Sünden ihrer Volksgenossen, der zürnenden Gottheit; zogen sich als Büßer zurück und endeten ein qualvolles Leben mit dem Herzensgeschrei um Erbarmung und Hilfe für jene, denen sie wahrhaft nicht aus Menschenhaß und launenvoll, entflohen waren. Die Geschichtsbücher und Sagen des Morgenlandes, auch die des Abendlandes, rufen dem Kenner vieles dergleichen in's Gedächtnis zurück.

Nur wilde Völker haben keine erkennbaren Spuren des Mönchtums aufzuzeigen, und ihr Gegenteil, die überfeinerten Völker, scheinen wieder zur Vertilgung und zum Hasse desselben geneigt zu sein. Dort ist das Geistesleben zu dumpf, um den Mönch zu erzeugen, hier zu kraftlos, um ihn zu erhalten, und ist er auch vorhanden, so gleicht er nur dem traurigen Schatten, der nach dem Verschwinden des Körpers zuweilen noch auf kurze Zeit gesehen wird. So bleibt es dann, bis eine allgemeine Lebenserneuerung eintritt.

Frühes Christentum. Unter den ersten Christen fehlte deshalb das Mönchtum auch nicht, ja ganz neue und eigentümliche Gründe für dasselbe flossen unmittelbar aus dem Christentum. In einem nicht unwahren Sinne kann gesagt werden, daß die Jünger des Herrn in den ersten drei Jahrhunderten allzumal Mönche gewesen seien. Von der Welt ausgeworfen, lebte der Christ mitten in ihr als Einsiedler, gerade so weit durch seine Sitten von ihr getrennt, als durch seinen Glauben; denn dieser prägte sich getreu in jenen ab. Die Tatsache, daß der Sohn Gottes zur Erlösung der Menschen Mensch wurde und am Kreuze starb, ergriff in ihrer ganzen Bedeutung die Herzen, und die Worte des Apostels, daß die Taufe auf Christus die Taufe auf seinen Tod sei, waren inhaltsschwere [167] Worte für jeden Gläubigen. Die Bande der Gemeinschaft mit Christus knüpfen und die Fesseln dieser Welt zerbrechen, war dasselbe; der Christ starb daher mit Christus, trat aus dem lebendigen Zusammenhang mit dieser Welt heraus und war tot für sie, oder wie der Apostel sagt, begraben mit dem Herrn; hielt seine Sinne nur für eine höhere offen und tätig, und war ein Fremdling hier unten, ein Bürger dort oben. Darin besteht das Auszeichnende dieser Zeit der ersten Blüte der Kirche, daß alle Geistliche waren; daß alle die Religion für *ihren* Beruf hielten, nicht für eine der vielen Angelegenheiten des Lebens, sondern für *die* Angelegenheit desselben. Diese Gestaltung des Lebens der ersten Christen tritt so sprechend in der Geschichte hervor, daß sie zu jenem großen und folgenreichen Irrtume führte, nach welchem ursprünglich alle Christen Priester im engeren Sinne des Wortes gewesen, und keine besondere heilige Handlung zur Weihe derselben vom Herrn eingesetzt worden sei, ein Mißverständnis, welches die wirkliche ideale Höhe des sittlichen Lebens der ersten Christen eben so sehr verkannte, als es seine Verteidiger eine eingebildete Höhe erträumen ließ.

Unter den Christen, zumal des Morgenlandes, ragten jedoch selbst wieder mehrere durch eigentümliche Bestrebungen, durch höheren Sinn und angestrengttere Tätigkeit hervor. Ohne sich örtlich von ihren Glaubensgenossen zu sondern, vielmehr in

Mitte derselben lebend, verwendeten sie all ihr Eigentum in milden Gaben für wohltätige Zwecke, blieben ehelos und bestritten die nötigen Bedürfnisse des Lebens durch den Ertrag irgendeines Gewerbes, dessen fleißiger Betrieb es ihnen sogar noch möglich machte, abermals manches zum Besten der Notleidenden zu erübrigen. Sie waren unter dem Namen der Entsagenden (*ἄσκηται, continentes*) der Gegenstand besonderer Verehrung, und wurden als die Blüten und schönsten Früchte des christlichen Geistes von den Apologeten, in den Zeiten schwerer Anklage, den Heiden zum Beweise genannt, wie wenig der Christ seinen Grundsätzen nach jener Verbrechen fähig sei, deren er aus Leidenschaft und Unwissenheit so oft und so lange beschuldigt wurde. Sie waren es, die mit den Priestern als die Begeistertsten bei nahender Verfolgung hervortraten, zur ergebungsvollen Ausdauer die Brüder [168] ermahnten, und gewöhnlich auch als die ersten Opfer fielen. Die ersten Kämpfer, wenn sie siegreich endeten, flößten immer hohen Mut ein, und waren entscheidend für das Verhalten der Folgenden. Übrigens zählte das weibliche Geschlecht der Entsagenden so viele, gottgeweihte Jungfrauen genannt (*virgines Deo sacrae*), und für diese finden wir bereits im dritten Jahrhunderte besondere Lebensregeln niedergeschrieben.

Keuschheit. Diese christlichen Lebensentwicklungen werden uns aber immer ein Geheimnis bleiben und erscheinen uns als eine Verirrung; niemals würden wir uns ihnen mit Freude und Liebe nahen, selbst in dem Falle des Zugeständnisses, daß sie mit mancherlei Vorteilen für das sittliche Leben des Individuums und für die Wohlfahrt der Gesamtheit verbunden waren: wenn wir nicht die Voraussetzungen unbefangen beurteilen, die denselben zu Grunde liegen. Diese Voraussetzungen sind nichts anderes, als die von Adam über alle Menschen ausgebreiteten traurigen Folgen seines Falles. Ein unaussprechliches Verderbnis ergriff alle Kräfte und durchdrang alle Verhältnisse des menschlichen Lebens, und zwar in desto größerem Maße, je vornehmer die Kräfte, und je tiefer die Verhältnisse sind. Kein menschliches Verhältnis erreicht aber an Tiefe und Bedeutung das der Geschlechter

zueinander. Man betrachte nur auch die geheimnisvolle Scheu, mit der alle Völker den Geschlechtsverkehr behandeln, den dunkeln Schleier, in welchen sie ihn hüllen, und die Tugend der Schamhaftigkeit, die als Wächterin über denselben gesetzt ist und sogar als Göttin verehrt wurde, und man hat Stoff genug, um die Lehre der Religion zu würdigen, daß in diesen Kreis ein mächtiges Verderben eingedrungen und darin etwas vorhanden sei, welches der Mensch gerne vor sich selbst und vor andern verbergen möchte. Die durch den Sündenfall eingetretene ungeordnete Liebe des Geschöpfes gegen die Geschöpfe erreicht in den geschlechtlichen Neigungen eine Stufe, wo sie nicht nur mit der Liebe zum Schöpfer um den Rang streitet, sondern dieselbe vielfach ganz in den Hintergrund drängt und die höheren Sinne verwirrend und lähmend nicht bloß auf Augenblicke, sondern Jahre lang alle Energie und konzentrierten Aufschwung derselben unmöglich macht. Ist nun andererseits gleichwohl durch Gottes liebevolle Leitung des Segensreichen, des rein **[169]** und wahrhaft Beglückenden recht viel in der Ehe zurückgeblieben, hat er dieselbe sogar zur Würde des Sakraments erhoben und dadurch geheiligt, so wird doch nach dem Gesagten zufolge seinem Worte das jungfräuliche Leben als sittlich vollkommener betrachtet, denn das eheliche.

Armut. Eine verwandte Betrachtungsweise herrscht in Betreff des Eigentums. Dieses ist ohne Eigenheit der Menschen, ohne Selbstsucht nicht denkbar; die durch die Sünde aufgehobene Einheit der Menschen hatte eine äußere Trennung, der Zwiespalt der Gemüter die Teilung der Güter der Erde zur Folge. Aus dem Unfrieden geboren, erzeugt das Eigentum auch beständig großen und kleinen Krieg und verleugnet seine Abkunft nicht. Und wie bezeichnend ist nicht der Ausdruck ‚das Seinige‘; der Mensch ist geneigt, was sein Eigen ist, wie einen Teil von sich zu betrachten, und je mehr er besitzt, desto mehr glaubt er auch zu sein. Gleichwohl ist das Verhältnis noch günstig, wenn die Besitzungen ein Eigentum des Menschen bleiben, und nicht er vielmehr ihr Eigentum wird. In der Tat ist es nicht möglich, daß nicht der Ge-

genstand unserer Liebe und Freude Macht und Herrschaft über uns übt, und daß er nicht so wundervoll zauberisch auf uns einwirkt, um uns sich ähnlich zu machen, um uns in sich zu verwandeln, so daß wir werden, was er ist, das heißt, weil wir denkende, wollende und empfindende Wesen sind, nur ihn und ihm Verwandtes denken, wollen und empfinden. Daher hören manche Menschen auf zu sein, wenn ihr Eigen geraubt wird, oder sie sind nicht mehr bei sich selbst; denn gewiß man hat sie ihnen selbst entrissen. Die Wortes des Herrn ‚wo dein Herz, ist auch dein Schatz‘ sind nur deshalb so wahr, weil das Herz auch das ist, was sein Schatz ist. In freilich sehr verschiedenen Abstufungen ist das Gesagte in der Regel bei jedem Besitz und Eigentum der Fall, weshalb die ersten Christen diejenigen Seelen vor allen selig priesen, deren Bräutigam Christus und deren einziges Eigentum Gott ist!

Die ewige Vorsehung jedoch, welche mit unwandelbarer Liebe auch das gefallene Geschlecht umfaßt, hatte die Einrichtung getroffen, daß die Stufe, bis zu welcher der Mensch herabsinken würde, ein fester Haltpunkt werde, auf welchem gerade sie ihn [170] ergreifen, festhalten und wieder zu sich emporheben wollte. Sie hat ihm die Idee des Rechtes unverwüstlich eingedrückt, mit der Bestimmung hervorzutreten, sobald die vollkommene Liebe des paradiesischen Zustandes verschwunden sei, gleichwie Gottes Gerechtigkeit sich entfaltete, nachdem der Mensch sich in ein Mißverhältnis zu seiner Güte gesetzt hatte. Die verschiedenen Stämme der Menschen teilten sich also in die Güter der Erde, und die einzelnen Glieder je eines Stammes wieder in das Gesamtgut desselben, und Gott heiligte das Besitz- und Eigentum, wie des Stammes, der sich zu einem Volke ausbreitete, so der Individuen desselben. Im Dekaloge heiligen zwei Gebote das Eigentum, und der Richter, welcher das Mein und Dein streng gegen jedermann handhabt, wird als Gegenstand des göttlichen Wohlgefallens vielfach dargestellt, wogegen der befangene und verkehrt entscheidende Richter auch dem göttlichen Strafgerichte verfallen erscheint. Alles dies anerkannte die Kirche, obgleich sie

die freigewählte Armut in Verbindung mit der Jungfräulichkeit als das vollkommeneren Leben darstellte, und das Höhere, wie das Niedrigere, ins Auge fassend, genügte sie allen Forderungen. Die gefallene Natur ist für sich selbst tätig oder vielmehr den Flug nach oben hemmend und lähmend genug, daß die Zahl dieser Vollkommenen nicht in dem Maße wächst, um befürchten zu müssen, der Bestand und die Entwicklung aller Künste und Richtungen des Geschlechtes, inwiefern dieselbe nur an die Ehe, den Besitz und das Eigentum geknüpft ist, möchte gefährdet werden; aber überdies wird noch gelehrt, daß der Mensch sich nicht willkürlich und eigenmächtig in das höhere Leben eindringen dürfe, indem der Beruf dazu als besondere göttliche Gnadengabe begriffen wird, in deren Ausspendung die göttliche Weisheit und Liebe ebensowohl das Heil des Einzelnen, der begnadigt wird, als des Ganzen, in dem er lebt, berücksichtigt wird.

So bestand demnach in der Kirche, dem vielgegliederten Leibe des Herrn, von ihrem Ursprunge an ein Glied, das als lebendige Erinnerung an den verlassenen höheren Zustand des gesamten Geschlechtes zu betrachten ist, und als verkörperter Seufzer, als tief atmende Sehnsucht der Gläubigen nach der Rückkehr zu demselben zugleich. In diesem Gliede stellt sich nur am reinsten dar, [171] wohin alle mit schmerzenreicher Wehmut zurückblicken, und wohin alle mit heißem Verlangen, als dem endlichen Ziele, vorwärts schauen. Wo dieses Glied nicht erstirbt, das ist wohl klar, wo es vielmehr frische Wurzeln hat und grünt und Blüten treibt und edle Früchte trägt, da ist christliches Leben; denn es ist aus den wesentlichsten Lehren des Christentums hervorgetrieben und bringt dieselben stets zur frischesten Anschauung.

Angriffe auf das Mönchtum. Wie alle Institute und Lehren der Kirche, nicht eine ausgenommen, im Verlaufe der Zeit bestritten wurden, im Widerspruche und in dem dadurch hervorgerufenen Kampfe bewährt, um durch die Bewährung befestigt, und tiefer und geläuterter in das Bewußtsein und Leben aufgenommen zu werden, so konnte auch dieses Institut und die

Grundsätze, worauf es beruht, nicht ohne Angriffe bleiben. Die Angriffe sind nach dem verschiedenen Charakter der Zeiten und der Personen, nach dem Maße, in welchem beide von dem Christentume selbst ergriffen sind, verschieden, gewöhnlich nach zwei Richtungen hin sich entgegen-gesetzt. Der Irrtum religiös kräftiger, von der Hoheit und göttlichen Würde des Christentums ergriffener Zeiten und Personen beschuldigt die Kirche, daß sie die gerechte Mitte suchend hinter der vollen Wahrheit zurückgeblieben sei, und nur mit dem Heidentum und Judentum, mit der Sünde und Verkehrtheit ein Abkommen getroffen habe; der Irrtum religiös verschlechterter Zeiten und Individuen dagegen tadelt die Kirche, daß sie das eigentümlich Christliche über alle Gebühr und verständige Schranken ausdehne, und das Ungewöhnliche, Übermenschliche, Göttliche und Wundervolle nicht genug annehmen zu können glaube. In der Zeit der ersten Kraft und Begeisterung wird ein von der Schwäche und Unmacht des religiösen Bewußtseins und Lebens ausgehender Hauptangriff nicht erwartet; in der Tat hörte die Kirche aus ihrer Mitte heraus den Vorwurf nicht, daß ihre Grundsätze in Betreff des asketischen Lebens an Übertreibung und allzu großer Strenge litten; im Gegenteile lautete der Vorwurf, daß, was sie als evangelischen Rat anpreise, ein Gebot des Evangeliums sei und verpflichtend für alle, die den Namen Christi tragen!

Ursprünglich, wie es scheint, rein auf das Tun gerichtet, sahen sich doch die Freunde dieser Verirrung bald genötigt, [172] durch die Betrachtung eine Grundlage der Übung zu geben; so bildeten sich jene weit verbreiteten gnostischen Systeme, deren kolossale Irrtümer der Kirche einen Kampf bereiteten, aus dem ihr erst nach langer Zeit und mit Anstrengung aller ihrer Kräfte siegreich hervorzugehen vergönnt war. Daß jedoch die Wahrheit als Bild den Gnostikern vorschwebte, und dieselbe in ihrer Abbildung nur in's Ungeheure verzerrt wurde, läßt sich nach allen Seiten hin nachweisen. Es ist der Lehrkreis von dem Falle des Menschengeschlechtes in Adam, und der durch denselben bedingten Zerrüttung, die in alle Verhältnisse des Lebens, die selbst

in die vernunftlose Natur eindrang, was den gnostischen System zu Grunde liegt, und was ihre so weite Verbreitung möglich machte. Der Leib des Menschen und die vernunftlose Schöpfung überhaupt verriet in ihren Augen so wenig Spuren einer Herkunft vom wahren Gott, daß sie anstatt ein Verderben anzunehmen, welches in die ursprünglich reine, fleckenlose, herrliche und durchaus freudenreiche Schöpfung bloß eingedrungen sei, dieselbe vielmehr von Anfang an dem Stoffe nach als das Werk eines bösen Urwesens, oder auch als dieses böse Urwesen selbst, der Gestaltung nach aber als die Hervorbringung eines beschränkten und selbstsüchtigen Dämons darstellten. Der Geist des Menschen, das Erzeugnis des wahren Gottes, wurde durch ein dunkles Verhängnis in die ihm durchaus unangemessene und fremde, ja widersprechende, niedere Welt eingebannt, und mit einem Leibe nicht zur Einheit des Lebens verbunden, sondern durch Einkerkierung in denselben um das Bewußtsein seiner selbst, seines Wesens, seines Ursprungs und seiner ersten Heimat gebracht. Durch Christus, der zur Rettung der ihm verwandten Geisterwesen leiblos erschienen ist, werden diese wieder mit sich selbst bekannt, ihre Herkunft wird ihnen klar, und daß sie in einer satanischen Fremde gefangen gehalten werden, deutlich. Die Erlösung ist Entbindung von den Fesseln des Leibes, um niemals wieder mit ihm etwa durch Auferstehung des Fleisches in völlig gereinigter und vollkommener Gestalt, zusammenzukommen; denn er ist das an sich dem Geiste Widerstrebende.

Eine solche Betrachtung der Dinge, nach welcher der Mensch nicht wesentlich als die Vereinigung von Geist und Leib zu einem Wesen erschien, machte die geschlechtliche Auffassung desselben an [173] sich unmöglich, schloß die Lehre von der Ehe als eine Stiftung Gottes aus und stellte dafür den schaudererregenden Satz von der Ehe als einer Stiftung des Satans auf, von der Ansicht ausgehend, daß die Ehe dem Heidentum und Judentum in der Zeit einer dumpfen Bewußtlosigkeit und des allgewaltig herrschenden Sinnenlebens angehöre.

Daß ein Stoff, dem bösen Urwesen angehörig, oder es selbst, Besitz und Eigentum eines vom wahren Gott ausgeflossenen und sich selbst bewußt gewordenen Geistes nicht werden könne, versteht sich von selbst, nur das versteht sich nicht von selbst, wie sich Menschen dieser Gattung auch nur das Geringste zu genießen erlauben konnten, seien es auch nur Wurzeln der Wildnis, sei es auch nur Wasser von der Quelle, und warum sie sich nicht durch den Hungertod oder sonst durch Selbstmord vom Leibe, dem satanischen, zu trennen suchten. Übrigens machten sich viele Spielarten dieser Richtung geltend, auf welche einzugehen für den Zweck dieses Buches weder nötig noch fördernd sein kann. Nur nach einer Seite hin sei es vergönnt, noch einen Blick zu werden, um sodann die allumfassende Bedeutung dieser Fragen und die weltgeschichtlich merkwürdige Stellung der Kirche in der Lösung derselben hinzuweisen. In ebenso dunkler als dünkeltvoller Ahnung eines höheren, seligeren Zustandes, aus dem der Mensch herausgefallen ist und zu dem er wieder emporgehoben werden soll, die Ursache des Verlustes jedoch nicht im Menschen selbst, sondern außer ihm suchend, erklärten manche, von der Kirche wie die vorgenannten als Ketzer erklärt, daß die Erde zwar und ihre Güter dem Allvater keineswegs fremd seien, daß aber niedrigere Dämonen, an sich nur Vorsteher gewisser Kreise der Welt und ihrer Bewohner, den Blick der letzteren auf sich als die allein anbetungswürdigen, über welche hinaus es kein höheres Wesen gäbe, hingeleitet hätten. Die beschränkten Wesen wurden die Religionsstifter und Gesetzgeber der ihnen je untergeordneten Völker und Stämme; daher die Vielheit der Götter und Religionen, die Trennung der Völker, die Verschiedenheit ihrer Gesetze und Sitten, und zugleich die Beschränktheit derselben; denn jedes Volk mit allen seinen Eigentümlichkeiten ist der Abdruck des beschränkten Charakters jenes Dämons, der ihm vorgesetzt ist. Christus hat [174] den Blick des Geistes über die engen und dürftigen, von endlichen und neidischen Genien abgesteckten Grenzen in's Unendliche erweitert, den höchsten und einzig wahren Gott kennen gelehrt, und vereinigt sonach auch alle

Völker mit Aufhebung ihrer besonderen Kulte in der Anbetung des einen Gottes. Gleichwie nun in dem einen Gott alle Menschen sich als die eine Menschheit wieder finden, und die Schranken zwischen den Völkern fallen, ebenso verschwinden auf dem Standpunkt des wahren Gottes die beschränkten und beschränkenden Gesetze und Rechte, und Gemeinschaft der Güter und der Frauen ist allein dem gewonnenen wahren Standpunkt angemessen!

Als das Christentum mit seinem höheren Licht die Finsternisse der Welt zu erleuchten begann, eröffneten große Gemüter freudig ihre vollen Augen dem göttlichen Glanze; jedoch bei dem Übergang aus dem tiefen Dunkel in die Mittagshelle der Zeiten wurden nicht wenige geblendet - aus ihrer Schuld. Diese ersten Zeiten der Kirche aber waren höchst wichtig für eine unabsehbare Zukunft. Die Wahrheit vom Himmel, die der Herr gesprochen, und die Apostel vernommen, war eben erst im Begriff, in das Bewußtsein der Menschen überzugehen, die christliche Sitte erst im Begriff, sich zu gestalten. Das gläubige Bewußtsein, das sich jetzt bildete, und die Sitte, die jetzt sich entwickelte, entschied für die ganze Zukunft. Wäre die eben geschilderte Sitte der exaltierten Partei so glücklich gewesen, unter den Christen herrschend und allgemein zu werden, so hätte das Christentum keine Zukunft gehabt; es hätte nicht nur eine alle bereits bestehenden geselligen Verhältnisse zerstörende Richtung genommen, sondern auch niemals die höhere Grundlage neuer Staaten und Reiche werden können. Und die Partei der Überspannten war zahlreich, kräftig und mächtig, gerade durch ihre Strenge in dem neu erwachten, tief aufgeregten und gärungsvollen Leben verführerisch, und nicht wenige Stellen der allverehrten heiligen Urkunde standen ihr zur Seite. Zwar kündigten sich diese Stellen im Widerspruche mit anderen an; allein was dem einmal in einer einseitigen Richtung befangenen Gemüt entsprach, wurde als das schlechthin Klare und Maßgebende betrachtet, woraus für das Übrige, als das Dunkle, Licht [175] zu schöpfen und wonach es aufzuhellen sei. So löste sich die gesamte Schrift in diese Einseitigkeit auf.

Begeisterung und Besonnenheit. Wer bewahrte in dieser Zeit der mächtigsten Lebenserregung und des ungeduldigsten Aufschwunges des ideellen Prinzipes neben der Begeisterung die Besonnenheit? Wer vereinigte die scheinbar sich widersprechenden und ausschließenden Sprüche des Herrn und der Apostel zur Einheit eines Begriffes und Bewußtseins, ohne die Kraft und Wahrheit, die der göttliche Geist in diese Form des Vortrags legte, zu vernichten? Man lernt die Kirche stets inniger lieben, stets fester umfassen, wenn man sie besonders in solchen Zeitläuften recht aufmerksam betrachtet; denn sie war es, die das Christentum rettete. Ihre Lehre vom Falle und dem in alles Irdische eingedrungenen Verderben bot der ideellen Richtung eine feste Grundlage, reichen Stoff und gesunde Nahrung dar, während hinwiederum die andere Lehre, daß das Verderben kein ursprüngliches und das Sein irgend verdrängendes sei, das Anschließen an die Natur und die natürlich-geselligen Verhältnisse und die Erhebung der letzteren auf die Höhe des christlichen Lebens möglich machte, ja gebietend verlangte. Selbst in dem Falle, daß jemand die Unterscheidung der Kirche zwischen Rat und Gebot, zwischen dem vollkommenen und minder vollkommenen christlichen Leben bloß aus dem Standpunkte der kirchlichen Politik erklären und würdigen wollte, indem er dafür hielte, sie sei darauf berechnet gewesen, die Exaltierten durch wohlfeile und unschädliche Zugeständnisse zu beruhigen und zur Verträglichkeit zu bestimmen, ja zu gewinnen und ihrer ausnehmenden Kraft zum Besten des Gemeinwohles eine sichere Bahn anzuweisen, selbst in diesem Falle müßte er die Kirche bewundern. Aber so war es nicht gemeint; ihre Bestimmungen gingen aus dem überlieferten Dogma hervor, waren selbst eine apostolische Überlieferung und früher als alle ungerichtete Exaltation. Nur in dieser Weise ist ihr festes, immer sich selbst gleiches Verfahren, worin keine Spur von unsicherem Schwanken wahrnehmbar wird, – das untrüglichste Kennzeichen der Ursprünglichkeit – zu verstehen. Nur in dieser Weise konnten ihre Asketen sich wahrhaft nützlich er-

weisen und eine unverwüstliche Zukunft und damit eine große Geschichte erhalten. [176]

Gemeinschaftsbildung. Göttlichen Ursprungs also verbarg der innere Kern der Asketen einen unendlichen Reichtum von Lebenskeimen in sich, die nach der Verschiedenheit der Zeiten ihres freundlichen Entgegenkommens, ihrer Bildung und Bedürfnisse zur Entfaltung reifen sollten. Als erste Entwicklung finden wir den Zusammentritt der bisher zerstreut und abge sondert lebenden Asketen zur Bildung einer Gemeinschaft. Der Übergang aber aus dem früheren Asketenleben in das der Gemeinschaft war folgender. In den Zeiten der späteren Verfolgung hatten sich manche aus der Klasse der Entsagenden in die Wüste, in Gebirgsgegenden oder doch in abgelegene ländliche Besitzungen gerettet, - die Überlieferung bewahrte bis auf die Zeiten des heiligen Hieronymus nur noch den Namen Pauls, der unter Kaiser Decius gegen d. J. 250 die Einöde aufsuchte, und fortan als der erste Einsiedler galt. - Jeder lebte für sich, nur aus seinen eigenen inneren Schätzen die heilige Flamme nährend. Auch nach beendigter Verfolgung trennten sie sich nicht von der lieb gewonnenen Einsamkeit, die ihnen so ganz einer höheren Welt sich hinzugeben gestattete, und sie vielfachen Gefahren, Versuchungen und Hemmnissen entriß. Bei aller Freude des ungestörten Besitzes seiner selbst wurde indes doch mancher reichbegabte oder nicht vor seinem Rücktritt durch und durch geläuterte und bewährte Einsiedler sehr bald gewahr, daß seine eigenen geistigen Vorräte nicht unerschöpflich seien, und daß auch die weiseste Einsamkeit, lange fortgesetzt, ihre eigentümlichen Gefahren habe. So mochte der Gedanke in nicht wenigen geschlummert haben, ob nicht etwa Einsamkeit und Verkehr mit anderen in der Art verbunden werden könnte, daß das Wohltätige des einsamen und gemeinsamen Lebens möglichst vereinigt ihnen zu Teil werde. So vorbereitet sahen sie den heiligen Antonius in der Wüste, den Stammvater der eigentlichen, in Gemeinschaft lebenden Mönche; denn es war ihm ein so ausgedehntes Maß schöpferischer und anziehender Kräfte verliehen, daß er in allen

Kreisen des menschlichen Lebens der Mittelpunkt eines neuen großen, durch ihn hervorgerufenen Daseins würde geworden sein.

Der hl. Antonius. In dem oberägyptischen Dorfe Koma, ob schon einer begüterten und edlen auf dem Lande lebenden Familie geboren, hatte [177] er doch, wie es scheint, absichtlich keine Art des Schulunterrichts genossen, die kirchlichen Belehrungen dagegen nahm er mit einem nicht zu sättigenden Verlangen in sich auf. So wurde er aus den öffentlichen Vorlesungen mit der heiligen Schrift wie mit seinem Innersten vertraut; denn sie bildete sein Innerstes. Was sie als den höchsten und vollkommensten Ausdruck des Vereintseins mit Christus, des Gestorben- und Auferstandenseins mit ihm darstellte, wollte er daher auch in seinem Leben ausprägen, und der Entschluß, Asket zu werden, reifte sehr frühe. Nach dem Tode seiner Eltern verfügte er demnach über sein beträchtliches Vermögen zum Besten der dürftigen Klasse und lebte in einiger Entfernung von seinem Geburtsorte der stillen Betrachtung der göttlichen Dinge, äußerlich mit Handarbeit beschäftigt (i. J. 285). Ein greiser, vielgeübter und ehrwürdiger Asket der Nachbarschaft, der sich auch auf ein Gütchen zurückgezogen hatte, teilte ihm seine Erfahrungen mit; denn so reich begabt auch Antonius war, so klar er sein Ziel erkannte, seine Demut verschmähte es nicht, eine durch vieljährige Bewährung hindurch gegangene Lebensweisheit zum Schutz gegen mögliche Verirrung und zur kürzeren und sicheren Erreichung der Endzwecke sich anzueignen. So vorgeübt, wählte er bald die innerste Wüste zu seinem Aufenthalte und zum alleinigen Zeugen seiner Übungen, seiner Gebete und der mächtigen Ausbrüche seiner Sehnsucht. Ausgeforscht erhielt er indessen doch zuweilen Besuche von leidenden, irgendwie gequälten und bekümmerten Seelen, die er getröstet und erquickt entließ; auch Krankheiten des Leibes heilte Gottes Güte auf seine Fürbitte.

Daß ihn Gott mit seinen ausgezeichnetsten Gaben gesegnet habe, verbreitete sich sofort in dem weitesten Umkreise. Verließ daher Antonius nach vielen Jahren wieder einmal die innere

Wüste, um an den Eingängen derselben zu verweilen, so sammelten sich die daselbst wohnenden Asketen (J. 305), ihn um Mitteilung seiner Schätze zu bitten. In einfachen, kraftvollen und weisen Worten hielt er ihnen sehr beredt den Zweck vor, den sie sich gesetzt, bezeichnete die besten Mittel, ihn zu erreichen, ermahnte zur standhaften Ausdauer, verschwieg die Gefahren und Täuschungen eines Lebens nicht, das sich so sehr von der gewöhnlichen Menschenweise entfernt, machte sie mit allem bekannt, wodurch sie [178] denselben wirksam entgegentreten könnten, und belebte und ermutigte wunderbar seine Genossen. Was vielen von diesen bisher nur dunkel vorgeschwebt, stand nun klar vor ihren Augen, falsche und verderbliche Richtungen verschwanden; das unsichere um sich her Fühlen bei jeder Bewegung verwandelte sich in einen entschiedenen, festen Gang, und Verzweiflung in frohen Mut. So wurde Antonius ihre feste Stütze; aber, so lautete jetzt der Wunsch, die vorübergehende sollte eine bleibende werden; das Bedürfnis eines gemeinsamen, den Einzelnen haltenden und ergänzenden Lebens mit einem Manne voll des Geistes und des Glaubens, gleich dem hochverehrten, als Haupt- und Mittelpunkt desselben, wurde mit größter Klarheit erkannt, und den biblischen Worten: ‚Wehe dem, der allein steht; wenn er fällt, ist niemand, der ihn aufhöbe,‘ schien die genaueste Beziehung auf diese Verhältnisse gegeben zu sein. Bei Pisper, eine Tagreise vom Roten Meere, sah man den ersten christlichen Mönchsverein; bald bildete sich unter ihm ein zweiter, weiter westwärts bei Arsinoe.

Antonius war von der speziellsten göttlichen Vorsehung in die Wüste den Asketen zu Hilfe gesandt. Wenn der Mensch für eine besondere Lebensrichtung sich entschieden hat, pflegt er nicht selten mit tadelnswerter und verderblicher Einseitigkeit eben nur das Eigentümliche seines Berufes, das allgemein Menschliche hintansetzend. Auch manche Asketen faßten ebenso beschränkten als wohlmeinenden Sinnes zu einseitig nur das Unterscheidende ihres Standes, die allgemeine christliche Grundlage vernachlässigend, in’s Auge. In diesem Falle wurde ein ganz unwah-

res Gewicht, ein völlig falscher Wert auf äußerliche Entbehren- gen und Abtötungen, auf die unnützte Wiederholung von Gebetsformeln und anderes dieser Art gelegt, und darein die Vollkommenheit gesetzt; während der innere Mensch sich aus- höhlte, öde und wüst wurde, wie die Sandsteppen, in denen er lebte. Antonius begriff, daß sich der in einer solchen äußerlichen Richtung befangene Asket wesentlich gar nicht von dem äußer- lichsten Weltmanne unterscheide, und kam daher in seinen Reden immer auf das Gemeinsame, als die feste, lebendige Wurzel des Besonderen zurück, und machte es anschaulich, daß das Gebäu- de, welches am meisten in die Höhe hinaufgeführt werden solle, auch am tiefsten in den [179] Grund hinabreichen müsse. Die Seinigen demnach recht tief in Christus sich einsenken zu lassen, in seinen Tod, seine Gnade, seine Gerechtigkeit und seine Liebe, war sein immer wiederkehrendes Streben. Hierin besteht eines seiner größten Verdienste; denn so bildete er wahrhaft der Welt abgestorbene, in Gott lebendige und liebevolle Mönche.

Hieraus ist es zu erklären, wie er heiteren, freudigen und unbefangenen Geistes, voll Anmut, Liebenswürdigkeit, Liebe und freier Einfalt in der vorderen Wüste erscheinen und den Men- schen sich zeigen konnte, wenn er auch Jahre lang allein gelebt hatte. Da sein Biograph diesen Zug besonders hervorhebt, so ist zu vermuten, daß manche Asketen ein finsternes Wesen, trübe Mienen und abstoßende, rauhe Sitten in eine unzertrennliche Einheit mit ihrem Berufe brachten. Sie lernten von ihm, daß das Leben in Gott wesentlich Freude in Gott sei, die sich auch vor den Menschen mit eigentümlichem Liebreiz offenbare. So wurde in die Mitte einer abgestorbenen Natur geistige Schönheit ver- pflanzt, was nachmals durch den Gegensatz so viele Besucher der Wüste überraschte und sie tief empfinden ließ, daß wahrhaft göttliche Lebenskeime hier ausgesät seien.

Seine Entfernung von der Welt und ihren Täuschungen war bei ihm nur der Ausdruck, daß die Wahrheit ihm nahe gekommen. Er schaute sie mit klarem Auge an und wußte sie deshalb auch klar und treffend auszusprechen. Heidnische Philosophen

besuchten ihn zu verschiedenen Malen, um ihn zu necken und durch Angriffe auf das Christentum in Verlegenheit zu setzen. Er gab bewundernswert tiefe wissenschaftliche Erwiderungen zur Verteidigung desselben und zeigte, daß der beschauende Mönch ein geborener Apologet der Erlösung in Christus, wie im Leben so im Worte, sei. In den Stürmen des Arianismus verließ er etliche Mal die Einsamkeit und legte sein gewichtvolles und tief-sinnig unterstütztes Zeugnis in die Waagschale, beweisend, daß die Kirche, von der er, als sie ihn gebar, mit ihren höchsten Gaben ausgerüstet wurde, vorzugsweise auf seine Hilfe rechnen dürfe. Athanasius der Große, ein Zögling des Antonius, schöpfte manches aus der Quelle dieses seines Lehrers. Wer sollte auch besser das Wesen der Kirche, der vom Geiste geborenen jungfräulichen Braut des [180] Herrn, erfassen und darstellen können, als die Männer des Geistes? So erwies sich Antonius beinahe nach allen Richtungen hin, nach welchen sich das Mönchstum bewegen und ausdehnen sollte, vorbildlich und deshalb echt patriarchalisch; er zeichnete in allen Umrissen das Gemälde, welches seine Jünger in der Abfolge der Jahrhunderte zu dem lebensvollsten Bilde vollenden mußten. Er starb im J. 356 hundert und fünf Jahre alt.

Ausbreitung des Mönchtums. Die bewundernde Anerkennung des heiligen Mannes durchdrang bald das Morgen- und Abendland, selbst der Kaiser Konstantin der Große und seine Söhne wendeten ihm ihre Aufmerksamkeit zu und richteten die wohlwollendsten Zuschriften an ihn und baten ihn um seine Fürbitte bei Gott. So begann das eigentliche Mönchstum mit großer Macht und gewann die öffentliche Meinung für sich sogleich bei seiner ersten Gestaltung. Besonders mächtig aber war der Eindruck des Antonius und seines Wirkens auf die nächste Umgebung; von ihm ging ein Anstoß auf seine Schüler aus, der das Mönchstum in wenigen Dezennien von Ägypten in alle Provinzen der Kirche fortrieb. Man glaubte jeglichem Bezirke nichts Segensvolleres zubringen zu können, als diese Lebensweise. Nicht wenige reisten von nun an nach Ägypten, um Augenzeugen des

frommen und seligen Lebens zu werden, von dem ihnen so Wunderbares war berichtet worden, und dem beglückenden Bilde, das sie aus dem Leben in sich aufgenommen, suchten sie in ihrer Heimat wieder Leben zu geben; wie z. B. Basilius der Große, der in Pontus und Kappadozien das Mönchtum einführte. Ammon, ein reicher Ägypter aus sehr angesehener Familie, in engem Verkehr mit Antonius, bevölkerte das nitrische Gebirge, südlich von der sketischen Wüste, ungefähr um dieselbe Zeit³.

Um von der Macht des asketischen Geistes dieser Zeit einen Begriff zu erhalten, mag von Ammon folgender Zug angemerkt werden. Eine unverständige Nötigung seiner Verwandten, welche, da er frühzeitig Vater und Mutter verlor, die Stelle der Eltern vertraten, bestimmte ihn, sich gegen seinen Willen zu verheiraten. [181] Er zählte 22 Jahre, als die Vermählung gefeiert wurde. Nachdem jedoch am Hochzeitfeste die Gäste sich entfernt und er seine Gemahlin in das Brautgemach eingeführt hatte, las er derselben jene Stelle des ersten Briefes an die Korinther vor, worin sich Paulus über die Jungfräulichkeit verbreitet, legte sie mit jener Beredsamkeit aus, die immer die Herzen ergreift, und bat seine Gattin um ihre Einwilligung, daß beide dem Rat des Apostels folgten. Die Liebe zu den unvergänglichen Gütern entzündete sich in dem Herzen der unberührten Braut und mit Bereitwilligkeit stimmte sie ein. So lebten sie achtzehn Jahre mit ländlichen Arbeiten in Einfachheit beschäftigt, alsdann betrat er, wie gesagt, das nitrische Gebirge und sammelte viele Einsiedler um sich⁴. Auch Ammon zählt unter jenen großen Männern des unmittelbaren Geistes, die eine Fülle der erregendsten Kräfte in sich bergen und auf ihre Umgebung ausströmen. Der Ruf seiner erweckenden Tätigkeit erhielt sich lange im Munde des Volkes; denn als einst Synesius, der Neuplatoniker, später Bischof von Ptolemais in der Zyrenaica, gefragt wurde, ob wissenschaftliche Bildung schlechthin unerläßlich sei, antwortete er: Bei Männern

³ *Sozom. 1, 14.* setzt ihn in die Zeiten des Nicäisch. Concils.

⁴ *Rufin. vit. patr. c. 30. Palladius hist. laus. c. 8. Socrat. IV. 23. Soz. I. 14.*

von vollkommener Gesundheit, Reinheit und Kraft des Geistes, wie bei Antonius und Ammon allerdings nicht; denn diese vermöchten sich zur höchsten Betrachtung und Erkenntnis der Wahrheit durch sich selbst zu erheben. Darauf stellt er diese mit Zoroaster und Hermes, nach seiner Meinung die größten Geister des vorchristlichen Altertums, zusammen⁵.

Der hl. Pachomius. Pachomius, auch in Ägypten geboren, der Sohn heidnischer Eltern, wurde zum Kriegsdienste ausgehoben. In den ersten Tagen desselben erhielt er sein Quartier bei einer christlichen Familie, die ihn so liebevoll aufnahm, wie er es noch niemals gefunden, und als Krieger wohl auch nicht erwartet hatte. In dem Grade ausgezeichnet und über die gewöhnliche Menschenweise erhaben erschien dem aufmerksamen und empfänglichen Jüngling das gesamte Bezeigen seiner Hausherrschaft, daß er sich erkundigte, [182] wer denn diese liebeichen Leute seien. Man sagte ihm, sie seien Christen. Auf die Frage, was er sich unter Christen zu denken habe, erhielt er zur Antwort: ‚Sie seien jene Gattung von Menschen, welche an Jesus Christus als den eingeborenen Sohn Gottes glaubten und sich gegen jedermann wohlthätig erwiesen, in der Hoffnung, jenseits belohnt zu werden. In den damaligen glücklichen Zeiten, wo die Christen noch an ihren Sitten erkannt wurden und ihre Religion weit mehr durch ihre Tugenden, denn durch ihre Worte als eine Gabe vom Himmel erwiesen, gab gar oft ein scheinbar zufälliges Zusammentreffen mit ihnen den Anstoß, sich zu ihrem Glauben zu bekennen. So ließ auch auf Pachomius, was er eben gesehen und gehört, selbst mitten im Kriegsgetümmel einen unvertilgbaren Eindruck zurück, so daß er sich nach beendigtem Feldzuge, als er seinen Abschied erhalten hatte, in näheren Verkehr mit Christen setze und sich die heilige Taufe von der Kirche erbat. Bald beschrieben ihm nun auch seine Freunde die Lebensweise der Asketen mit Liebe. Er glaubte in derselben seinen Beruf zu erkennen, und begab sich zu dem greisen Palemon, der in jener Gegend als

⁵ *Synes. de Dione p. 4S. ed. Pet. cons. Petao. in not. p. 18.*

Einsiedler besonders verehrt war, um gerade von ihm in die besondere Weise der Entsagenden eingeführt zu werden. Pachomius klopfte an die Pforte der Einsiedelei und aus der kaum halb geöffneten Türe fragte Palemon, was sein Begehren sei? Der heilsbegierige Jüngling trug seine Bitte vor, erhielt aber zur Antwort: ‚Du kannst hier nicht Einsiedler werden; das einsiedlerische Leben ist nicht leicht; Viele sind aus Verdruß der Welt hierher gekommen und hatten keine Ausdauer.‘ Pachomius ließ sich nicht abschrecken und bat nur desto inständiger; der vielerfahrene Greis seinerseits hob nun auch die Schwierigkeiten desto mehr hervor, um ihn zu prüfen und einem übereilten Entschluß vorzubeugen. Er sagte: ‚Erwäge, mein Sohn, ich genieße nur Brot und Salz, niemals genieße ich Öl, auch trinke ich keinen Wein. Die halbe Nacht durchwache ich, indem ich Psalmen singe und die heilige Schrift betrachte; wohl schlafe ich zuweilen auch die ganze Nacht nicht!‘ Pachomius erschrak zwar bei diesen Worten, aber der Gewinn der beschriebenen Lebensweise erschien ihm doch so reizend, daß er sich zu allem verpflichtete. (J. 313.) [183]

Nachdem sich Pachomius längere Zeit als Schüler Palemons geübt hatte, bestimmte ihn die göttliche Vorsehung zur Lösung der höheren Aufgabe, die Leitung anderer Mönche zu übernehmen. In dem ägyptischen Bezirke Tabenna errichtete er noch mit Palemon eine Einsiedelei, bei welcher sich bald eine so beträchtliche Anzahl von Schülern einfand, daß sie in mehrere Vereine abgeteilt werden mußten. Die Lebensbeschreibung unseres Heiligen stellt seinen Entschluß, an die Spitze anderer Mönche zu treten, um sie in seiner Person zu vereinigen, als ganz unabhängig vom heiligen Antonius dar; indem sie sagt, Pachomius habe einen unmittelbaren göttlichen Auftrag ausgeführt, so wie denn überhaupt wenig äußere Berührung zwischen beiden stattfand. Indessen konnte ihm doch die durch Antonius hervorgebrachte neue Entwicklung des asketischen Lebens nicht unbekannt geblieben sein, so daß er immerhin als Nachahmer desselben erscheint, und die göttliche an ihn ergangene Berufung dahin zu verstehen ist, daß auch er wie sein großer Zeitgenosse wirken solle und sich

dieses wichtige Amt nicht eigenmächtig angewiesen habe. Das Eigentümliche des Pachomius besteht aber darin, daß er der von Antonius nur sehr gestaltlos geschaffenen Mönchsverbinding Gesetz und Gliederung gab.

Dieser war der Schöpfer, jener der erste Gesetzgeber der Mönche. Gehaltvoll und sehr bezeichnend sind die Sagen von der Gewalt, die Pachomius über die Natur, selbst über ihre Ungetüme ausgeübt habe. Sie berichten, daß er unbeschädigt über Skorpione und Schlangen hinweggegangen sei, und daß Krokodile bereitwillig ihren Rücken ihm dargeboten hätten, um ihn über den Nil zu tragen. So drückt das Altertum seinen Glauben aus, daß es für den vollkommen mit Gott versöhnten Menschen auch keinen Feind in der Natur mehr gebe. Hier ist mehr als Poesie, jedenfalls aber die hohe Meinung ausgesprochen, welche die Mit- und Nachwelt von Pachomius hatte (+ 348).

Zu gleicher Zeit, als sich diese Mönchsvereine in Ägypten bildeten, sammelten sich auch die Asketinnen daselbst zu einem gemeinsamen Leben. Die Schwester des Antonius, die Schwester des Pachomius und die Gemahlin des Ammon wurden die anziehenden und leitenden Mittelpunkte; Pachomius aber auch hier **[184]** der erste Gesetzgeber. Des letzteren Schwester zählte gegen das J. 320 vierhundert Jungfrauen in ihrem Kloster. Sie erhielten allgemach von der Sprache des Landes, in welchem sie zuerst in Vereine zusammengetreten waren, den Namen Nonnen, was Frau bedeutet, so wie *nonnus* Herr, verehrter Herr.

Während sich in dieser Weise das Mönchtum über ganz Ägypten verbreitete, hatte es sich von da aus durch den heiligen Hilarion auch schon nach Palästina und das übrige Syrien verpflanzt. Hilarion, geboren zu Gaza, wurde von seinen noch den Göttern dienenden Eltern in frühester Jugend nach Alexandrien geschickt, um in den berühmten Schulen der Hauptstadt Ägyptens die schönen Wissenschaften zu erlernen. Der Unschuld und Reinheit der Sitten sich befließend, erfreute er seine Lehrer durch so beträchtliche Fortschritte auf dem Gebiete des Wissens, als er sich empfänglich für das Christentum machte, welches er auch annahm.

Der Ruf des heiligen Antonius gelangte auch zu ihm; eine Reise zu dem vielbesprochenen Einsiedler wurde unternommen, und bestimmte die Richtung seines Lebens; denn der Jüngling fühlte sich in dem Maße gefesselt von der Weisheit und den Tugenden des Antonius, daß er ihn nach wenigen Monaten mit dem Entschlusse verließ (J. 307), in seiner Heimat nach dessen Vorbilde zu leben. Dieser Entschluß war nicht das Ergebnis vorübergehender Begeisterung, sondern die Folge der tiefsten Geistesverwandtschaft; denn den Antonius erblickend, erschaute er seine eigene Idee, weshalb er sich auch ihm nicht etwa bloß in der äußeren, asketischen Erscheinung, sondern in seinem geheimsten Dasein, wie in seinen segensvollen Einflüssen auf seine Mitwelt als dessen Ebenbild erwies. Niemand zweifelte, daß er ein Freund Gottes sei, und daß deshalb durch seine Vermittlung jeglicher Bedrängnis könne ein Ziel gesetzt werden. Aus allen Klassen und aus der entlegensten Ferne Menschen an sich zu ziehen (auch ein Deutscher und zwar ein edler Franke der am Hoflager des Konstantin unter den sogenannten Kandidaten in der Leibwache diente, fand sich ein, um Hilfe durch ihn zu erlangen), die Herzen zu gewinnen, selbst Massen von Heiden in Christen zu verwandeln, war seine große Kunst. Kaiser Julian, der Abtrünnige, erließ deshalb besondere Verfolgungsbefehle gegen ihn, deren Ausführung er aber durch die Flucht [185] entging. Er starb nach manchen Wanderungen auf der Insel Cypern, nachdem er in Palästina viele Mönchsvereine gegründet hatte, mehr als 80 Jahre alt, gegen 370.

Der hl. Basilius. Von Palästina drang das Mönchtum weiter gegen Osten vor, und zwar so raschen Schrittes, daß der heilige Basilius, Erzbischof von Cäsarea, zubenannt der Große, i. J. 357, also nur ein Jahr nach dem Tode des Patriarchen dieses eigentümlichen Christen-Geschlechts, auch schon in Coelesyrien und Mesopotamien wohleingerichtete und blühende, also wohl schon

3 bis 4 Jahrzehnte bestehende Klöster antraf⁶. Die Reise des Basilius, aus deren Beschreibung wir diese Nachricht mitgeteilt, wurde für die Geschichte des Mönchtums sehr wichtig und folgenreich. Er hatte aber seine zu Cäsarea in Kappadozien begonnene wissenschaftliche Bildung auf den hohen Schulen zu Konstantinopel und Athen vollendet, als er noch durch größere Reisen den Kreis seiner Erfahrungen erweitern, namentlich das kirchliche Leben in verschiedenen Provinzen kennenlernen wollte. Sein auf der Grundlage der frömmsten, christlichen Erziehung beruhender, durch die angestrengtesten, wissenschaftlichen Widmungen noch geförderter und befestigter ideale Sinn wurde durch den Besuch der ägyptischen und syrischen Mönche auf das wohlthuendste angesprochen und seine Erwartungen von einer überirdischen Bestrebungen erhabenen Gesinnung, von einem ebenso still arbeitsamen als andachtsvollen Leben sah er vollkommen befriedigt. Nach Hause zurückgekehrt beschloß er, selbst zu üben, was er an andern bewundert hatte. Er zog sich auf die Güter zurück, welche sein Vater in der Provinz Pontus am Flusse Iris besaß, wo er die Tage seiner Kindheit durchlebt, und wo seine Mutter die heilige Emmelia mit seiner Schwester, der heiligen Macrina, in der Mitte frommer Jungfrauen bereits den Glanz der Welt, ihrer edlen Geburt und ihrer Reichtümer vergessen hatten und auf ein unvergängliches Leben sich vorbereiteten. Auf der einen Seite des Flusses befand **[186]** sich die Wohnung seiner Mutter, auf der anderen erhob sich das Kloster, das er für Männer des Landes erbaute, welche sich durch ein geistreicheres Wesen vor den Übrigen auszeichneten. In kürzester Frist füllten sich die Räume desselben; denn schon i. J. 359 langte Gregorius von Nazianz, der Jugendfreund des Basilius, sein Studiengenosse zu Cäsarea und Athen, auf erhaltene Einladung an und freute sich

⁶ *Basil. ep. I. vergl. Ephraim Syr. Tom. III. p. 559.* (nach der älteren Ausgabe). In dieser Predigt, die ohne Zweifel noch unter Constantius geschrieben ist, beklagt sich Ephraim schon über die Abnahme der alten Strenge der Mönche in Mesopotamien und Osrhoene!

der Eintracht der dortigen Mönche und ihrer begeisterten Bestrebungen⁷. So war das erste Kloster in Pontus geschaffen, an welches sich bald mehrere, durch denselben Basilius gegründet, anschlossen⁸. Auch in Kappadozien, seinem Geburtslande, führte er das gemeinschaftliche Leben der Mönche ein; so wie er denn nachmals als Erzbischof von Cäsarea mit dieser Hauptstadt von Kappadozien selbst einen Mönchsverein mit dem großen von ihm gestifteten Hospitale, der so berühmt gewordenen Basilias, in Verbindung brachte; dem das der Nonnen, von Basilius Kanonissen genannt, immer zur Seite ging⁹.

Hier war es, wo sich vielleicht zum ersten Mal eigentlich wissenschaftliche und gelehrte Tätigkeit und Klosterleben durchdrangen; denn obgleich das fromm-beschauliche Leben als erster Zweck voran stand und Handarbeit nicht fehlen durfte - die beiden Freunde selbst betrieben Pflanzenbau - so wurden doch nicht wenige Stunden des Tages der wissenschaftlichen Betrachtung und der Lesung der Väter gewidmet, unter welchen sie bald selbst einen so erhabenen Rang einzunehmen berufen waren. Die Philocratia ist die Frucht dieser einsamen Stunden des Basilius und Gregorius, und der Entwurf mancher ihrer späteren, die christliche Welt bis auf unsere Tage herab erleuchtender Werke, mögen ihrem Mönchsleben im Pontus zu verdanken sein.

Diese Verdienste um das Mönchtum, groß genug, um dem Basilius für immer eine vorzügliche Stelle in der Geschichte desselben zu bewahren, hatten indes noch andere und weit größere in ihrem Gefolge. Als Bischof hielt er es für seine Pflicht, den **[187]** Mönchen, in deren Blüte er den schönsten Schmuck seiner Diözese erblickte¹⁰, die ernsteste Aufmerksamkeit zu widmen¹¹,

⁷ *Greg. Naz. op. 8. op. 9.*

⁸ *Sozom. hist. eccl. l. VI. c. 17.*

⁹ *Reg. brev. art. 108 - 111*; nach der Regel lebende; auch Mönche hießen Canoniker, cf. *Chrysost. προς τους κανωνικους.*

¹⁰ *Op. 207.*

¹¹ *Op. 284. c. Tom. VI. p. 413.*

und neben mehreren kleineren Schriften, die denselben gewidmet waren, verfaßte er für sie seine größere und kleinere Regel, zwei Werke, welche nicht minder als seine dogmatischen Schriften und seine Briefe die Größe seines Geistes bekräftigten, und im Abend- und Morgenlande von dem ergreifendsten Einfluß für die höhere Geistesbildung geworden sind. Wir werden weiter unten auf sie zurückkommen und bemerken hier nur noch, daß der entschiedene Schutz, den einer der größten Bischöfe der christlichen Kirche dem Mönchswesen angedeihen ließ, und die schönsten Erzeugnisse eines Geistes, der sich durch Reichthum der Gedanken, wie durch Kunst der Darstellung gleich rühmlich auszeichnete, dem Mönchswesen einen unaufhaltsamen Fortgang sichern mußten.

Von dem Tode des Basilius an (376) dürfte keine Provinz der orientalischen Kirche mehr des Glückes entbehrt haben, gemeinsam lebende Mönche zu besitzen; es vermehrten sich nur von da an die einzelnen Vereine. Dem Geschichtschreiber Sozomenus zufolge hatte selbst Persien schon vor der Mitte des vierten Jahrhunderts ein ausgebildetes Mönchswesen, ohne daß wir irgend anzugeben wüßten, durch wessen Vermittlung es dahin verpflanzt wurde¹². Es handelte sich jetzt nur darum, sich im erworbenen Besitz durch innere Tüchtigkeit zu behaupten und gegen etwaige Angriffe von außen durch Entwicklung der dem neu gegründeten Leben zu Grunde liegenden Idee zu schützen, wovon am angemessenen Orte wird gesprochen werden.

Der hl. Athanasius. Nicht so eiligen Ganges nahm das Mönchtum vom Abendlande Besitz, jedoch nicht minder sicher und mit der Bestimmung, für dasselbe ungleich bedeutungsvoller zu werden als für seine erste Heimat. Die Quelle desselben für den Orient und Okzident ist aber dieselbe; sie ging nur in zwei Ströme, die nach entgegengesetzter Richtung flossen, auseinander. Der heilige Athanasius grub das Bett für den, der den Westen und Norden befrucht[188]ten sollte. Als er im J. 340 in

¹² *Sozom. l. II. c. 13. Cf. c. 11 - 12.*

Folge der arianischen Verwicklungen nach Rom zu reisen und sich unter den Schutz des Papstes Julius zu stellen genötigt war, brachte er, der erste, umständliche Nachrichten von dem Leben des heiligen Antonius und von den Klöstern, die Pachomius in Tabenna gegründet hatte, mit und setzte die Bestrebungen der Bewohner derselben auseinander. Alles, was er sagte, erschien erhaben und wunderbar und bestätigte sich zugleich durch zwei Mönche, die er aus Ägypten als seine Begleiter mitgebracht hatte, Ammon und Isidor, deren Sinnesweise und Tugenden die Sitten ihrer Brüder im Bilde darstellten, und deren liebenswürdige und anmutsvolle Einfalt zur Nachahmung reizte. Mehrere Jahre später, in welchem gerade kann mit Sicherheit nicht bestimmt werden, sah sich derselbe Athanasius durch die Bitten einiger Einsiedler veranlaßt, das Leben des Antonius zu beschreiben, wozu er als Schüler desselben in der Askese recht sehr geeignet war, um so mehr, als zwischen beiden der vertraulichste Verkehr auch dann fortgesetzt wurde, als Athanasius zum Bischofe von Alexandrien erhoben war. Antonius ist mit der wärmsten Liebe, ist voller Teilnahme und sehr beredten Worten geschildert; der an sich schon sprechende Inhalt wurde aber noch dadurch bedeutend erhoben, daß Athanasius inzwischen zum Gipfel des Ruhmes emporgestiegen und wegen seiner Schriften wie wegen seiner Schicksale als der Held des Jahrhunderts gepriesen war. Nur für einen beschränkten Kreis von Wahrheiten gilt der Satz, daß nicht darauf zu achten sei, wer etwas sage, sondern darauf, was gesagt werde; denn in dem weiten Gebiete des Tatsächlichen, sowohl aus dem äußeren als dem inneren Leben, ist alles von dem Gewichte des Zeugen und des Berichterstatters abhängig, und in Bezug auf unser eigenes Tun folgen wir mit Recht nur dem Urteile des geprüften und bewährten Mannes. Die Autorität des Athanasius verbürgte ohne weitere Untersuchung die Wahrheit des Erwählten, das dem Abendländer vielfach leicht wie Märchen klingen möchte, und seine Billigung der im Oriente von den Mönchen verfolgten Richtung galt an sich für die vollgültigste Empfehlung. Nur in dieser Weise vermögen wir uns Erschei-

nungen wie folgende zu erklären. Als einst der Hof zu Trier sein Lager aufgeschlagen hatte, benützten zwei [189] junge Herren, mit Hof- und Staatsämtern bekleidet, und voll Hoffnungen, bald noch höher gestellt zu werden, die Beschäftigung des Kaisers mit den Spielen im Zirkus, einen Gang in die vor der Stadt gelegenen Gärten zu machen. In einem Hause, das sie betraten, fanden sie das Leben des heiligen Anton von Athanasius und der eine von denselben las eifrig in dem Buche. Noch während des Lesens stellte sich ihm all sein gegenwärtiges Tun, all sein sehnliches Wünschen und Hoffen in unaussprechlicher Bedeutungslosigkeit dar, im Vergleiche mit dem erhabenen Ziele, das die Bewohner der Wüste einzig in's Auge faßten, mit denen er eben bekannt wurde; und sogleich war der Entschluß gefaßt, dem gegebenen Beispiele zu folgen. Seinen Freund bat er, ihm, wenn nicht nachzuahmen, doch nicht entgegen zu sein. Dieser war jedoch ebenso schnell zu gleichem Schritte entschlossen, und bald tat die Braut eines jeden, was der Bräutigam zuerst getan¹³. Augustin, dem wir diese Geschichte im Zusammenhang mit seiner eigenen Bekehrung verdanken, fühlte sich nicht minder vorwärts getrieben; er hatte sich bisher nicht gewürdigt, von seinem hohen Standpunkt als Lehrer der schönen Wissenschaften und der Philosophie zu Karthago, Mailand und Rom, auf das niedrige, unscheinbare, demütige Dasein der Mönche herabzublicken; nun aber wurde er plötzlich nach innen auf sich selbst zurückgeworfen, und erblickte seine sittliche Unmacht und die Lähmung gerade seiner edelsten Kräfte, die schwunglos darniederlagen. Im heftigsten Aufruhr seines Innern trat er vor seinen Freund Alypius hin und sprach: Was begegnet uns? Was ist das? Was hast du gehört? *Die Ungelehrten erheben sich und reißen den Himmel an sich, und wir mit unserer Gelehrsamkeit ohne Empfindung, sieben wir wühlen im Fleisch und im Blut.* Schämen wir uns etwa, deshalb zu folgen, weil sie vorangegangen sind, ohne uns dessen zu schämen, daß wir

¹³ *August. Conf. lib. VIII. c. 6.*

ihnen nicht einmal folgen¹⁴? Es war vielleicht das erste Mal, daß Augustin klar einsah, daß über dem Hohen und Geistigen der Wissenschaft noch etwas Höheres und Geistigeres vorhanden sei.
[190]

Kommen wir nun auf Rom zurück, wohin Athanasius zuerst den Feuerbrand geworfen hatte. Er fand des Stoffes, gehörig vorbereitet, die Flamme aufzunehmen und selbst in Flamme überzugehen, nicht wenig. Damals in der bereits schon vorge-rückten Hälfte des vierten Jahrhunderts begannen erst die alten berühmten Familien des welterobernden Adels dem Christentum sich anzuschließen, und sie wendeten sich ihm, in ihrer ersten Liebe, mit jener Hingebung und Innigkeit zu, die wir an den ältesten Christen bewundern. In dieser Begeisterung das Höchste anstrebend, ergriffen sie es vielfach gleich mit dem eben in seiner blühendsten Entwicklung begriffenen Mönchtum; beides fiel zusammen. Die Villen der alten Senatoren verwandelten sich in Klöster, bevölkert von den Enkeln und Enkelinnen der Scipionen, der Gracchen, der Marcellen und der Anicier! Und gleichwie wir unter Theodosius I. einen Gracchus finden, der als Präfectus Urbis die Götterbilder zerstört, die seine Vorfahren den Genien irdischer Macht und Größe erbaut hatten; so sehen wir hier die materielle Richtung innerlich untergehen, und aus ihr den Geist zu seiner ursprünglichen Freiheit und Heimat emporringen. Unwiederbringlich war die alte Zeit vorüber, wozu sollten die alten Geschlechter sich fortpflanzen? Der ehemalige Glanz war nicht mehr lebendig zu vererben; so endeten sie, wie das Fleisch nicht rühmlicher enden kann, verklärt im Geist. In der Tat müssen wir uns, wenn wir dem Hieronymus folgen, die Vorstellung machen, daß ein zahlreicher und häufiger Eintritt von Mitgliedern altrömischer Familien in das Kloster stattgefunden habe¹⁵. Als

¹⁴ *Ibid. l. VIII. c. 8.*

¹⁵ Man vergleiche besonders die Geschichte der heil. Melania, der ältern und jüngern, nach Hieronymus und Palladius, des Pinianus, des Agronius und der Avita. *Epist. ad Pammach. ep. ad Principiam Tb. I. 3. p. 99.*

Vorgängerin der Frauen nennt er Marcella, als Chorführer (ἄρχιστρατηγος) den Senator Pammachius (Camillus). Doch ist, was Hieronymus in dieser Verbindung Kloster nennt, nicht im strengsten Sinne des Wortes zu nehmen. Es waren freie Vereine von Asketen und Asketinnen, die in ländlicher Zurückgezogenheit ohne geschriebene Regel und gemeinsamen Vorstand frommen Übungen oblagen, [191] und erst allmählich gingen sie in die strengere Gestalt über. Doch dergleichen Übergangsformen finden wir allenthalben.

Der hl. Martin. Die ersten, nach festen Normen eingerichteten Klöster sind, soviel die Geschichte noch nachzuweisen vermag, die vom heiligen Martin von Tours gegründeten, das erste bei Poitiers¹⁶ (*monasterium locociacense, Lucugé*), das zweite bei Tours, das später so berühmt gewordene Marmoutier, welches er kurze Zeit nach seiner Erhebung auf den bischöflichen Stuhl von Tours erbaute (371 - 372)¹⁷. Wie sehr die Neigung zum Mönchsleben in allen Klassen der Gesellschaft hervordrang, auch dort, wohin sich kein Keim desselben verlieren zu können schien, wird aus der Geschichte des heiligen Martinus besonders deutlich. Obgleich der Sohn eines Tribunus im kaiserlichen Heere, und noch dazu eines Vaters, der den Göttern des Heidentums huldigte und in ihrem Dienste starb, ungeachtet das Christentum auf die ergreifendste Weise ihm nahegekommen war, eröffnete er sich doch durch alle Hindernisse hindurch den Weg zu dem erhabenen Ziele, das er sich vorgesteckt hatte. In seinem zehnten Jahre entfloh er dem elterlichen Hause, um sich als Zögling des

¹⁶ *Greg. Touron. Vit. S. Mart. lib. IV. c. 30.*

¹⁷ *Sulpit. Sev. Vit. B. Mart. c. 7.* Die Vereinigung des Clerus zu Vercelli zu einem gemeinschaftlichen Leben durch den heiligen Eusebius, Bischof dasselbst, wovon *Ambros. op. 23.* so Anziehendes mitteilt, darf wohl nicht die Errichtung eines Klosters genannt werden. Da übrigens Eusebius, obwohl auf der Insel Sardinien gebürtig, Lector in der römischen Kirche war, und unter dem Pontificate Julius I. bei Gelegenheit einer Durchreise durch Vercelli vom Volke zum Bischofe gewählt wurde, so wurde er ohne Zweifel durch Athanasius zu seiner Institution angeregt, der unter Julius nach Rom kam.

Christentums den Priestern anzumelden. Das damalige Leben war, wie es in allen Übergangsperioden der Fall ist, voll von Widersprüchen, die sich selbst dort, ja gerade dort am schneidendsten hervortun, wo die innigsten Bande der Natur, wo göttliche und menschliche Gesetze auf die vollkommenste Einheit hinweisen. Der ersten gewaltsamen Lösung eines schmerzlichen Widerspruchs folgte bald ein neuer. Ein unwiderstehlicher Drang zum Mönchsleben erwachte in ihm; die Gesetze dagegen verpflichteten ihn, den Sohn eines Veteranen, zum [192] Kriegsdienste! Die Vermittlung des Vaters konnte bei dem Kaiser unschwer Entbindung von den Forderungen des Gesetzes in dem vorliegenden Falle erwirken; allein der Vater, der seinen Sohn nicht als Christen sehen wollte, mochte noch viel weniger einen Sohn ertragen, der Mönch war. So sah sich denn Martin genötigt, in seinem fünfzehnten Jahre Dienste in der Reiterei zu nehmen, und wir sehen den vollkommensten Widerspruch vor uns: einen Mönch von innen, einen Soldaten von außen. Indessen befanden sich doch nur der Mönch und der Soldat im Widerspruch, nicht der Christ und der Soldat; die Tugenden des ersteren übte er als letzterer auf eine unvergleichliche Weise, und weit entfernt Gegenstand des Spottes seiner Kommilitonen zu werden, achteten und liebten ihn alle. Besonders wird sein Mitgefühl mit den Leiden anderer gerühmt; einst sah er bei großer Kälte einen halb Nackten, vor dem so mancher wohlhabende Mann rührunglos vorüberging; ihm durchschnitt der Anblick das Herz, und er teilte, da er sich in anderer Weise nicht hilfreich erweisen konnte, sein Kleid mit dem Armen!

Nach erhaltenem Abschied (J. 356) entwickelte er in den arianischen Kämpfen auf dem geistigen Streitgebiete einen sehr löblichen, wiewohl fruchtlosen Mut und zog sich sofort in Mailand in eine asketische Stille zurück. Die Insel Capraria nahm den auch hier Verfolgten auf; sofort schloß er sich an den heiligen Hilarius von Poitiers an, mit dessen Hilfe er Locuge gründete und hierauf Marmoutier. Martin war in Wahrheit ein Mann des Geistes, einer der ausgezeichnetsten, der liebenswürdigsten und weitwirkend-

sten Bischöfe, die Gallien jemals aufzuweisen hatte, gleich verehrt von den Großen und Mächtigen des Landes wie von dem Volke. Empfahl ein Mann von seinem Ansehen das Mönchtum, so stand dasselbe unerschütterlich fest, indem niemand zweifelte, daß er ein auserwähltes Organ des Herrn sei. So begreift es sich, wie seine Todesfeier 2000 Mönche mitfeiern konnten, obgleich vor ihm in Gallien noch kein Mönchsverein gegründet war. Der heilige Sulpitius Severus war sein begeisterter Schüler; er schrieb das Leben seines Lehrers in der Askese, welches in wenigen Jahren keiner Provinz der christlichen Kirche mehr unbekannt war, und ganz die Gesinnungen Martins in Be[193]treff des Mönchswesens teilend und dieselben mit vollendeter Kunst der Darstellung und sehr geistreich entwickelnd, trug er selbst nicht weniger als sein Held zu weiterer Begründung desselben bei.

Nicht viel später gab der heilige Ambrosius von Mailand seiner Kirche eine ähnliche Stiftung¹⁸, so wie denn auch alle jene, wie es scheint sehr zahlreichen asketischen Gemeinschaften, die sich an den Ufern der Italien umgebenden Meere angesiedelt hatten, noch mehrere Jahre vor Ablauf des vierten Jahrhunderts zusammengetreten sein müssen, da die Zeit, in welche die Verfassung des Totenkranzes fällt, worin Hieronymus das Andenken Fabiolas verherrlicht und das Verdienst dieser ebenso edlen und reichen als guten Römerin um die Vereine gerühmt wird, es nicht anders gestattet¹⁹. Die Klöster auf den Inseln der italischen Meere, deren Hieronymus in derselben Stelle gedenkt, waren schon dem Ambrosius (+ 397) bekannt²⁰, auch der römische Feldherr Marzel fand i. J. 398, als er nach Afrika ein Heer zur Unterdrückung

¹⁸ *August. Conf. l. VIII. c. 6. Erat monasterium Mediolani plenum bonis patribus extra urbis moenia sub Ambrosio nutritore.*

¹⁹ *Hieron. Epitaph. Fab. op. 30. Quod monasterium non illius opibus sustentatum est? Angusta misericordiae ejus fuit Roma. Peragrabat ergo insulas et totum (?) et Etruscum mare, Volscorumque provinciam et reconditos curvorum litorum sinus, in quibus monachorum consistunt chori, vel proprio corpore vel transmissa per sanctos et fideles viros munificentia circuibat.*

²⁰ *Ambros. hom. l. III. c. 5. p. 31. f. b.*

eines Aufstandes führte, auf der Insel Capraria im etruskischen Meere viele Mönche, und nach Cassian hatten sie auch bereits um dieselbe Zeit die stercadischen Inseln in der Nähe der provençalischen Meeresküste gelegen, bevölkert. Der europäische Süden bot den Freunden der Einsamkeit keine Wüsten wie Afrika und Asien dar; sie suchten also verlassene Inseln auf, um daselbst ihre Tugenden zu verbergen und zu zeigen, daß das reichste Geistesleben auch in einer armen Natur möglich sei, ja daß gerade eine arme Natur die Einsammlung geistiger Schätze befördere. Das Anziehende, was diese Inseln auf unsere Mönche ausübten, schildert Ambrosius in der berührten Stelle wie folgt: ‚Diejenigen, [194] welche sich dem Zauber ungeordneter Vergnügungen entziehen wollen, fliehen die Welt und ziehen sich auf diese Inseln zurück, um daselbst in einer strengen Mäßigkeit zu leben, und die Gefahren dieses Lebens zu vermeiden. Das Meer bietet ihnen also einen Schleier und eine verborgene Schirmstätte ihrer Entsagungen, und begünstigt den Erwerb einer vollkommenen Enthaltbarkeit. Denn alles fordert daselbst auf zum Ernst. Sie genießen ungestörten Frieden und ihren zarten Sinn verletzen nicht die wilden Leidenschaften der Welt. Auch finden sie daselbst eine unerschöpfliche Quelle ihrer Andacht. Der wundervolle Klang des Geräusches der Meereswogen und des Gesanges ihrer Hymnen belebt sie; denn während diese Inseln sanft von den Wellen geschlagen, angenehm murmeln, erschallen die Chöre der Einsiedler in heiligen Gesängen.‘

Kein Sammelplatz der Entsagenden im Abendlande vermochte es jedoch bis Ende des vierten Jahrhunderts mit denen aufzunehmen, die der Orient aufzeigte. Die Berichte von da klangen immer wunderbarer, die Lehren der Weisheit, die dort als die Frucht der Entsagung und Geistessammlung einzuernten seien, wurden immer mehr gepriesen und die dortige Verherrlichung des Heilandes durch jegliche Tugend und die mannigfaltigsten Erweise frommen Sinnes in stets zunehmendem Maße gerühmt. Ein sehnsuchtsvolles Verlangen, Zeuge alles dessen zu werden, zugleich sich das Herz im Orient zu erwärmen und den Geist zu

erfrischen, trieb daher nicht wenige Abendländer an, dahin zu wandern, längere oder kürzere Zeit daselbst zu verweilen, wohl auch in Mitte der Mönche als Mönch das Leben zu beschließen. Dergleichen Fahrten über Meer begannen schon gegen 360. So der heilige Hieronymus mit mehreren Genossen, Rufinus, der heilige Petronius, Præfectus Prætorii, der Sohn des berühmten Anicius Petronius Probus, Mönch und Bischof von Bononia, wegen seiner Beredsamkeit und Gelehrsamkeit bekannt, Verfasser einer verlorenen Lebensbeschreibung und Apophtegmen der Väter, Cassian mit Germanus und seiner Gesellschaft, Posthumi-an, Melania die ältere und jüngere, Paula, Eustochium, Demetrius und viele andere. Die Berichte, welche sodann von diesen Reisen gegeben wurden, wie z. B. der, welchen Posthumi-an im ersten Dialog des Sulpitius Severus mitteilt, Rufinus in seinen Biographien der Väter [195] in der Wüste, Cassian in seinen Conferenzen, lieferten Bilder von einem gottgeweihten, weisen und bei aller Entbehnung doch so zufriedenen und so seligen Leben auf Erden, daß der Zug gegen die Länder im Aufgang der Sonne nur noch weit stärker hervortrat. Der Reiz, der für ein sinnliches Zeitalter in den untergeordneten Stufen von Schönheit liegt, bot damals die sittliche und religiöse Schönheit, boten ethische Ideale dar, und sehen wir Scharen von Männern und Frauen über die Länder dahinziehen, um die Wiedergenesung des zerrütteten Leibes zu erlangen, so hatten damals ähnliche Fahrten die Gesundheit des kranken Geistes zum Zwecke.

Aus der Vorrede des Hieronymus zu seiner Übersetzung der Regel des heil. Pachomius sind wir in der Tat zu dem Schlusse berechtigt, daß sehr viele Lateiner bleibende Bürger in den von letzterem gegründeten Gemeinden geworden seien; denn seine Übersetzung bearbeitete er nur um ihretwillen.

Der hl. Honoratus. Gegen das Jahr 410 aber wurde im Abendland ein Mönchsverein gegründet, durch welchen sich die lateinische Kirche in den Stand gesetzt sah, mit der orientalischen zu wetteifern, und in welchem bald Männer der verschiedensten Zunge zusammenwohnten. Diesen Verein stiftete der heilige

Honoratus auf der Insel Lerina, die etwa einen Umkreis von einer Stunde messend gegenüber der Stadt Antibes gelegen ist, jetzt St. Honorat. Ehedem bewohnt und sogar die Trägerin einer Stadt, von der freilich schon in den Tagen des Plinius nur noch Spuren vorhanden waren, bot sie jetzt das Bild einer Wildnis dar, die nur noch Schlangen nährte. Der heilige Honoratus, der nun die Insel bezog, welche spätere Zeiten auch nach ihm benannten, stammte aus einem vornehmen gallischen Geschlechte und verdankte der Einsicht und der Liebe seines Vaters den vielseitigsten Unterricht, den Gallien, damals auch durch seine gelehrten Schulen berühmt, leicht gewähren konnte. Von seinem Knabenalter an offenbarte er eine entschiedene Neigung zum asketischen Leben; darin aber hatte er seinen Vater zum Gegner, welcher ihm eine andere Richtung geben zu müssen glaubte. Zu diesem Zwecke bediente er sich seines älteren Sohnes Venantius, eines munteren Jünglings, der durch Spiel und Scherz den jüngeren Bruder von seinen trüben Launen heilen sollte, wofür man seinen früh hervortretenden Ernst hielt. Man [196] irrte sich; Honoratus hatte einen göttlichen Beruf, der sich mit solcher Stärke und so klarem Bewußtsein aussprach und geltend zu machen wußte, daß sogar umgekehrt Venantius von seinem jüngeren Bruder gewonnen wurde, und beide zusammen nach der Weise der Asketen ihre bedeutenden Güter aufopferungsvoll dahingaben. Nach mehreren Irrfahrten fand Honoratus endlich auf Lerina die lange vergeblich gesuchte Ruhe. Ein zahlreiches Gefolge von Freunden langte zugleich mit ihm an; die Schlangen traten ihre Behausungen den neuen Ankömmlingen wieder ab; die Erde bewies sich freundlich gegen ihre Bebauer, das Antlitz der Insel wurde freundlich und von allen christlichen Ländern Europas eilten Genossen in der Askese in Menge herbei. Das ist der Ursprung jener Abtei, welche der bald einbrechenden Barbarei den hartnäckigsten Widerstand leistete, eine Zufluchtsstätte der Wissenschaften, eine Bildungsanstalt der treuesten und würdigsten Kirchenhirten und die Mutter vieler Heiligen geworden ist. Doch hierüber werden wir uns in einem anderen Zusammenhang verbreiten. Daß aber Lerin dieses

geworden ist, hat es seinem Gründer zu verdanken, der mit der Frömmigkeit die Wissenschaft, mit der Weisheit die Klugheit, mit der Kenntnis des göttlichen Willens die des menschlichen Herzens und mit glühendem Eifer die einsichtsvollste Besonnenheit verband. Er starb als Erzbischof von Arles i. J. 428.

Nur wenige Jahre später, vielleicht i. J. 415, gründete Johannes Cassianus zwei Klöster, eines für Männer, das andere für Frauen in Marseille, nachdem er lange Zeit im Orient, besonders in Ägypten, die Weisen der dortigen Väter beobachtet und mit ihnen gelebt hatte. Der heil. Castor, Bischof von Aost, wollte seine Stadt gleichfalls mit einem Institute dieser Art beglücken, und ist seine Stiftung vorzüglich dadurch einflußreich geworden, daß er, um dieselbe angemessen einrichten und verwalten zu können, den erfahrenen Cassian um eine Regel bat, welcher der Bitte dadurch entsprach, daß er seine im Orient gemachten Erfahrungen in zwei gehaltreichen, seitdem immer benützten, dem Castor gewidmeten Werken niederlegte. Das erste, die Institutionen, beschreibt das äußere Leben, das zweite, die Conferenzen, den inneren Kern, den Geist und die Weisheit der von ihm besuchten Mönche. [197]

Der hl. Augustinus. In Italien und Gallien hatte also das Mönchtum beim Eintritte des fünften Jahrhunderts in einem weiten Umkreis festen Boden gewonnen. Von Italien aus brachte dasselbe Augustin mit sich nach Afrika. Wir haben gesehen, wie die Bestrebungen der Mönche seinen Geist gewaltig trafen und bei seiner Bekehrung entscheidend mitwirkten. Damit war die Idee des Mönchtums tief in sein Leben hineingefallen, und bildete seitdem einen unzertrennlichen Bestandteil seines geistigen Wesens, der sich auch nach außen betätigen mußte. Büßend zog er sich mit wenigen Freunden zunächst in die abgesondertste Verborgenheit zurück, darauf schuf er in Hippo als Priester eine förmliche Mönchsgemeinschaft, die er in seiner Eigenschaft als Bischof durch eine zweite vermehrte, deren Mitglieder sein gesamter Klerus bildete. Wenige Männer in der Geschichte haben ihre Zeitgenossen und die Geschlechter vieler kommender Jahr-

hunderte so beherrscht als Augustinus; denn auch nur wenige haben den Geist so segensvoll zu befruchten und so sinnreich zu beschäftigen gewußt. Bot er in dogmatischer und wissenschaftlicher Beziehung bisher noch Unerschöpftes dar, so bereicherte er auch das kirchliche Leben mit einem Institut, das bei allen Verwandlungen, die es erlitten, zur Stunde tätig und wirksam ist. Seine Einführung des Mönchswesens in Hippo entschied für Afrika; seine Verbindung des klerikalischen und monachalischen Wesens für Afrika und Europa.

Die afrikanische Kirche teilte das von Augustin empfangene Mönchtum Spanien mit, oder vielleicht besser, sie erneuerte das schon vorhanden gewesene, aber in den Stürmen der Zeit in dem benachbarten Lande wieder untergegangene Mönchtum²¹. Jedoch erst nachdem mehr als hundertfünfzig Jahre verflossen waren, seitdem im römischen Afrika dasselbe sich angesetzt, hatten in Spanien sich bis zum siebenten Jahrzehnt des sechsten Jahrhunderts, wie wenigstens die späteren spanischen Schriftsteller versichern, nur Asketen und Einsiedler vorgefunden; denn gerade als der Zusammenschluß derselben zu einem gemeinsamen Leben in den übrigen europäischen christlichen Ländern mit Eifer betrieben wurde, [198] drangen in Spanien verschiedene deutsche Massen erobernd und zugleich greuelvoll verheerend ein, welche, der Sekte der Arianer zugetan, sogar die katholische Kirche mit Untergang und Verderben bedrohten, geschweige daß sie die Bildung von Vereinen dieser Art gestattet hätten. Erst nachdem die Vandalen längst abgezogen waren, die Sueven sich bekehrt hatten, und auch die Westgoten auf dem Punkte standen, sich mit der Kirche zu vereinigen, landete von dem vielfach beunruhigten Afrika her der heilige Donatus mit einer Gesellschaft von 70 Mönchen und gründete sich (im Königreich Valencia) das Kloster Servita (J. 563). Von nun an drang es schnell nach allen Seiten vor, jedoch unter Umständen, die der weitem Erzählung eine andere Stelle anweisen.

²¹ *Epist. decret. Siricii ad Himer. Terrac. c. VI.* ist von Monasterien die Rede.

Daß die Spanier nur wegen äußerer Hindernisse, die den lebendigen Trieb zur Lebensentwicklung hemmten, das Mönchtum so lange entbehrten, zeigt Britannien, diese nördlichst gelegene Besitzung der Römer, welcher, obgleich zwischen ihr und der ursprünglichen Quelle des Mönchtums eine verhältnismäßig weit geringere Verbindung stattfand, dasselbe gleichwohl um so viel früher zugekommen ist. Wer die christlichen Briten mit dem Mönchtum bekannt gemacht habe, berichtet die Geschichte nicht; daß es aber in ihrer Mitte schon gegen Ende des vierten Jahrhunderts Freunde gefunden und in besonderen Anstalten ins Leben getreten war, sagt sie klar. Die bekannten Sektenhäupter Pelagius und Celestius waren britische Mönche, und von dem letzteren wird ausdrücklich gemeldet, daß er, nachdem er als Rechtsgelehrter einige Zeit Sachwalter gewesen war, aus einem Kloster Briefe an seine Eltern gerichtet habe²². Vor allen berühmt wurde das britische Kloster Bancor, in Wallis gelegen, dessen geschichtliche Bedeutsamkeit noch wiederholt vor unsere Augen treten wird.

Den Orient und Okzident also umschlang das Mönchtum, oder vielmehr der Orient und Okzident umschlangen es in unbegreiflich kurzer Frist. Die merkwürdig schnelle Verbreitung desselben durch die ganze christliche Welt tritt uns indes noch wunderbarer vor die Seele, wenn wir die von alten Schriftstellern aufbewahrten Zahlen erwägen. (S. Thomass. I. 3. p. 174. 120.) [199]

Überreibungen. Es ist unmöglich, in diesem unermesslichen Zudrang etwas Krankhaftes zu verkennen. Man muß jedoch erwägen, daß alles, was im Leben des einzelnen Menschen, wie der gesamten Menschheit ein bedeutsames Moment zu werden bestimmt ist, zuerst mit großer Einseitigkeit hervortritt, und zwar mit um so größerer, je herrlicher die Idee ist, die in dem Menschen aufgeht, oder der äußere Gegenstand, der ihm entgegentritt. Alle Kräfte des Menschen vereinigen sich in dieser einen Richtung und scheinen sich darin zu gefallen, in ihr sich zu er-

²² *Gennad. de viris ill. c. XLIV. Opos. Mercat. commonit. c. I. ed. Garn. p. 6.*

schöpfen und zu verzehren. Was auf dem Gebiete des geistigen und sittlichen Lebens bei seinem Beginn schon mit aller möglichen Besonnenheit hervortritt, und dem erwachten praktischen Verstande, dessen Interesse es ist, für eine gleichmäßige Ausbildung aller Kräfte und Richtungen des Menschen zu sorgen, keine Veranlassung darbietet, sich zu ärgern, und über die untergeordnete Stellung, die er dabei einnimmt, zu seufzen, wird zwar niemals Exzesse begehen, aber auch zu fortwährender Unmacht und Freudelosigkeit verurteilt sein. Dieselbe Bemerkung gilt auch nach innen, von den Übungen und Abtötungen der ersten Mönche, die wir von dem Vorwurfe der unnatürlichsten Übertreibungen freizusprechen, so geringe Neigung in uns fühlen.

Nicht geringen Anteil hatten indessen auch die Verhältnisse der Zeit. Das peinliche Gefühl einer bevorstehenden gänzlichen Umwälzung aller bürgerlichen Zustände hatte sich längst allgemein verbreitet, und je mehr das vierte Jahrhundert seinem Ende sich näherte, desto mehr wuchs es nach Außen und Innen. Die Erscheinungen der ersten Jahre des fünften Jahrhunderts enttäuschten auch bereits diejenigen, die sich aus ihrer Sicherheit durch keine Erwägung hatten aufschrecken lassen. Während nun die einen die wenigen Tage, die ihnen noch zu leben oder das Ihrige zu besitzen noch vergönnt waren, zu dem unwürdigsten Sinnengenusse verwendeten, bedachten die anderen ihr Heil, erblickten in den sich immer drohender und furchtbarer entwickelnden Begebenheiten den mahnenden und strafenden Finger Gottes und taten Buße, um unter den Trümmern alles Diesseitigen nicht ohne Hoffnung nach Jenseits blicken zu können. Die Anstrengungen waren nach beiden Seiten hin krampfhaft, in der Mitte bewegten sich wenige; [200] auf welcher Seite aber Würde und Hoheit des Sinnes sich offenbaren, wird nur Menschen von der gemeinsten Denkungsart zweifelhaft sein. Gewiß sind jene Männer, welche an der Rettung des Reiches gegen die anstürmenden Deutschen auch jetzt nicht verzweifelten und mutvoll das Schwert führten unsere größte Achtung in Anspruch zu nehmen berechtigt; die Annahme aber, daß die Verbindung der noch

Hoffenden mit den Hoffnungslosen erfolgreich würde gewesen sein, setzt eben das, was im wirklichen Leben mangelte, als dagesewen voraus. Denn solchen Katastrophen pflegt ein unüberwindliches Vorgefühl vorauszugehen, das alle Kräfte lähmt und alle Glieder erstarren macht. Unter den Christen zumal waren seit der ersten Erscheinung der sogenannten sibyllischen Orakel Sagen nicht nur verbreitet, sondern geglaubt, daß Rom einem nahen Sturze nicht entgehen könne; die Schriften des Hieronymus, der in dieser Zeit schrieb, können allein schon Zeugnis davon ablegen²³.

Dazu gesellten sich die Trübung und die Verwirrungen des kirchlichen Lebens durch den Arianismus und die von ihm mittelbar oder unmittelbar hervorgerufenen sehr zahlreichen Häresien und Spaltungen und tiefeingreifende Mißverständnisse auch der Wohlgesinnten. Diese bisher nicht gesehene und darum um so schmerzlicher auffallende Störung des Friedens im Hause²⁴ trieb gewiß nicht wenige zu den stillen Gemeinden, die sich in der Wüste gebildet hatten, und hielt andere in denselben fest, obgleich sie den Ruf zu andern Bestimmungen durch die gesetzmäßigen Oberbehörden erhalten hatten.

Der Zug der Zeit ist eine gewaltige Macht; immer werden viele von ihm ergriffen und mitgenommen, die in keiner inneren oder auch nur nahen Verwandtschaft mit seinen Wesenheiten stehen. So ist denn nicht zu zweifeln, daß eine beträchtliche Anzahl von Mönchen keineswegs von der reinen Idee des Mönchtums bestimmt wurde; von jenen gar nicht zu reden, welche sich aus Beweggründen, die dieser Idee völlig fremd sind, ihrer äußeren [201] Gestaltung anschlossen, welche sich also durch Armut, Knechtschaft oder andere kränkende Verhältnisse bestimmt fanden.

²³ Hieronym. ep. XV. ad Algas. ep. XVII. ad Marcell. Praef. VIII. in Ezech. in Isai. c. XLVII. in Jovin. l. II. s. fin.

²⁴ Basil. ep. 1.

Gegner des Mönchtums. Indessen, so sehr auch die Geschlechter des vierten und fünften Jahrhunderts ihre Seele der Idee des Mönchtums aufzuschließen geneigt waren, so sehr auch die allgemeinen politischen und kirchlichen Verhältnisse der Zeit einluden, die Bahn zu betreten, die zu dem von der Welt abgeschiedenen Leben führte, an Gegnern des Mönchtums fehlte es auch nicht. Wir haben heidnische und christliche Gegner zu unterscheiden. Unter jenen ragen die heidnischen Weltweisen und Gelehrten hervor; ihnen blieb die Einsicht in das Reich des Mönchtums durchaus verschlossen; denn mit der ganzen echt hellenischen Weltansicht stand die Lehre vom gekreuzigten Gottessohne und von der Notwendigkeit, sich und der Welt abzusterben, im schroffsten Widerspruch; sonach ganz besonders das Mönchtum, als die vollkommen und rücksichtslos durchgeführte Beziehung und Anwendung jener Lehre auf das Leben. Die eifervolle Tätigkeit der Mönche gegen das Heidentum reizte übrigens die Sachwalter desselben erst recht zu ihren Ausfällen. Libanius in seiner Rede für die (heidnischen) Tempel deutet den Gegensatz der hellnischen Weltansicht gegen das Mönchtum trefflich an, wenn er die Mönche spottend als jene bezeichnet, welche ihre Tugend darein setzen, sich in Trauer zu kleiden²⁵. Das Leben hienieden dem Schmerze über die Sünde und der Buße widmen und dasselbe sofort als ein Trauerjahr zu betrachten, auf das *wirklich* jenseits ein Jubeljahr folgen möge, war ja freilich dem Griechen eine Torheit, da es ihm schon töricht erscheinen mußte, die sichere Gegenwart einer mindestens ungewissen und dunklen Zukunft zum Opfer zu bringen! In dem Ausdruck ‚die schwarz Gekleideten‘, der sich bei ihm und Eunapius²⁶ zur Bezeichnung der Mönche öfter findet, ist darum alles zusammengefaßt, was der heidnische Grieche gegen die Mönche einzuwenden hatte. Wenn

²⁵ *Liban. or. pro templ. p. 28. 30. (edit. 1634.) Schmähungen p. 10. 13. 49.*

²⁶ *Eunap. vit. philos. c. IV.*

Dichter wie der Gallier Rutilius²⁷ [202] in seinem Itinerarium in mehreren Stellen die vernachlässigte Kleidung und Pflege des Körpers überhaupt den Mönchen zum Vorwurf machen und darüber spotten, so hängt dies mit dem eben Gesagten genau zusammen.

Entgegengesetzte Ansichten dieser Art, einer bereits zur äußersten Unmacht herabgesunkenen Welt angehörig, verklungen und waren für das Ganze bedeutungslos. Nur im einzelnen mußten sie oft die bittersten Schmerzen bereiten, dann nämlich, wenn durch eine entschieden hervortretende asketische Richtung Söhne und Töchter der heidnischen Eltern die unermessliche Kluft zwischen Christentum und Heidentum in dem durch die zartesten Bande der Natur zusammengehaltenen Familienleben offenbar wurde. Ein Fall dieser Art ist uns schon begegnet; da aber Chrysostomus eine besondere Abhandlung herausgab, so muß wohl diese Erscheinung sehr häufig gewesen sein. Doch Chrysostomus sagt dies selbst²⁸, und gibt zugleich zu verstehen, daß gerade die reichsten und angesehensten Familien der Schauplatz solchen Zwispaltes gewesen seien. Der Standpunkt, den der heilige Vater in seiner Schutzschrift für das Mönchtum solchen Personen gegenüber anzunehmen genötigt war, war freilich der niedrigste und dürftigste; da die gesamte sinnliche Weltansicht dieser Gegner keine höheren Betrachtungen zuließ. Chrysostomus verzichtet daher selbst darauf, die im Himmel den Entsagenden zubereiteten Güter mit in Anschlag zu bringen, da die hier berücksichtig-

²⁷ *Rutil. Itiner.* von den Mönchen auf der Insel Capraria:

Squalet lucifugis insula tota viris

Hi sese Grajo Monachos cognomine dicunt.

und an einem andern Orte:

Infelix putat illuvie coelestia pasci.

²⁸ *Chrysost. adv. oppugnatores vitae monasticae l. II. (opp. ed. Bened. Venet. 1734. T. I. p. 58. Συμβαινει πολλους και ἀπιστους εἶναι των προς τον οὐρανον ἐλκομενων παιδων πατερας.*

ten Widersacher der Mönche nicht an dieselben glaubten²⁹. Der gleichen Eltern beklagten vorzüglich, daß alle auf die Erhaltung und Vermehrung des vorhandenen Vermögens verwendete Sorge, um ihren Kindern ein behagliches und bequemes Leben zu sichern und den Glanz der be[203]rühmten Familie wo möglich noch zu erhöhen, nun vergeblich, und daß die auf die Bekleidung der angesehensten Staatsämter berechnete Erziehung zwecklos war. Ihr eigenes Leben erschien ihnen nun ohne Sinn, und jene Unsterblichkeit, an die sie allein glaubten, in ihren Kindern nämlich irdisch fortzuleben, verloren. Chrysostomus hält ihnen nun mit der großen Beredsamkeit, die man an ihm gewohnt ist, die erfahrungsmäßige Unsicherheit und Vergänglichkeit aller Güter und Freuden vor, welche die Erde bietet; er zeigt, wie derjenige, der wenige Bedürfnisse habe, wie ein Mönch, gerade am glücklichsten und reichsten sei, und ihm eben nichts mangle, da alle seine Wünsche befriedigt seien. Die Sorgenfreiheit und Unabhängigkeit des Mönchs von allem Wechsel des Glücks, von Gunst und Ungunst stellt er als beneidenswertes Glück dar, und zeigt, wie ja selbst die unter den Griechen für Weise Gehaltene einem solchen Dasein nicht selten das rühmlichste Zeugnis gegeben hätten. Er vergleicht den Sokrates mit Archelaus, den armen Plato mit Dionysius, dem Tyrannen, und erinnert an das Zusammentreffen Alexanders des Großen mit Diogenes. Auch den Aristides, der auf öffentliche Kosten begraben werden mußte, und den Epaminondas, der einst einer Einladung zur Volksversammlung nicht folgen konnte, weil gerade sein Kleid gereinigt wurde, vergißt er nicht und schließt aus dem alten diesen Männern gewordenen Ruhme, daß nicht hohe Geburt, nicht äußerer Glanz, nicht ausgedehnte Macht, nicht prachtvolle Kleider den Menschen glücklich machen, sondern allein Tugend und Liebe zur Weisheit. Auch jene sinnlichen Reize, Freuden und Vergnügungen der Mönche berührt Chrysostomus, für welche

²⁹ L. I. §. 6. p. 57. Καὶ μηδεὶς ἴσως τὰ ἐν τοῖς οὐρανοῖς ἀγαθὰ ὑπολαβοὶ λεγοντῶν ἡμῶν, οἷς ἀπίστευς.

seine Gegner empfänglich waren. Den vornehmen Städter mit dem Mönche vergleichend sagt er unter anderem: ‚Weil der Mönch an wahren Reichtümern Überfluß hat, wird er bewundert, während ihn niemand beneidet und zu untergraben sucht. Wer aber erfreut sich der besten Gesundheit? Ist nicht der Mönch so strotzenden Leibes wie die Tiere des Feldes? Und dies ist nicht zu verwundern; denn er genießt die reinste Luft, die gesundeste Flüssigkeit des reinsten Quell-Wassers, die Wiesen, die Blüten und ihren erfrischenden Duft; jener aber liegt dagegen wie im verpestenden Kot, ist weichlich und den Krankheiten mehr unterworfen. Übertrifft er diesen an Gesund[204]heit, so auch an Genüssen; denn welcher lebt wohl vergnüglicher, der, der im tiefsten Grase ruht neben der reinen Quelle unter dem Schatten dichter Bäume, und dessen Auge die Wunder der Natur ergötzen, während er eine Seele hat, reiner als der Himmel, und ungestört von jeglichem Geräusche und allen Stürmen; oder der, der zur Hause eingeschlossen bleibt? Gewiß ist der Marmor nicht reiner als die Luft, und der Schatten des Hauses nicht angenehmer als der der Bäume. Das müßt ihr doch selbst bezeugen, da ihr, wenn es euch möglich wäre, selbst eure Dächer mit Bäumen bepflanzen würdet und die Anmut der Wiesen euren goldenen Behausungen und bewunderten Wänden vorzöget. Daher, wenn ihr von euren vielen Mühseligkeiten wieder einmal aufatmen wollet, verlasset ihr diese und eilet zu jenen.‘ Dies ist der von Chrysostomus heidnischen Eltern gegenüber behauptete Standpunkt. Aber auch die Christen zählten nun Feinde des Mönchtums unter sich, und zwar Feinde der verschiedensten Art. Die Arianer sind zunächst unter diesen namhaft zu machen; denn ihr Irrtum in Betreff des Sohnes Gottes hatte eine verflachende Ansicht des ganzen christlichen Lebens im unmittelbaren Gefolge. Die Arianer haßten ganz vorzüglich die Mönche, so wie umgekehrt auch diese allenthalben jenen entgegen standen. Unter dem arianischen Kaiser Valens entlud sich die Wut seiner Glaubensgenossen; er ließ sich bestimmen, in die Wohnungen der Mönche einzudringen

und die jüngeren vielfach für den Kriesdienst auszuheben³⁰. Die Gesinnung des Kaisers offenbarte nun aber auch die lange verhaltene Wut mancher Katholiken, welche die Kirche in ihrer Mitte seufzend dulden mußte. Die unter Valens ganz sichere Straflosigkeit benutzten sie, in die Zellen der Mönche einzudringen, sie tötlich zu mißhandeln und wegzuschleppen. Freilich waren es zumeist, wie Chrysostomus sich ausdrückt, nur Müßiggänger, Taugenichtse, Leute, welche auf dem Marktplatze und in den Buden der Ärzte³¹ die Zeit töteten. Ihr Ingrim[m] [205] gegen die Mönche beruhte auf Gründen wie folgender: ‚Es sei unausstehlich, freie, edle Menschen, denen alle Freuden zu Gebote ständen, einem so harten Leben sich widmen zu sehen.‘ Doch fehlte es auch nicht an ernsteren Männern, welche gehaltvollere Vorwürfe vorbrachten und gewiß alle Berücksichtigung in Anspruch nehmen durften. Sie fanden eine derartige Entfernung vom öffentlichen Leben tadelnswert und vermißten ein wohlthätiges Einwirken auf die gesamte Gesellschaft. Bedenklichkeiten dieser Art forderten dringende Lösung, um so mehr als sie in allen Teilen der Kirche aufgeworfen wurden und ihre Beantwortung für die Mönche selbst, für ihre eigene Beruhigung wichtig war. Die Trennung von dem gesellschaftlichen Leben betrachtet zunächst Chrysostomus aus dem Gesichtspunkte einer deshalb geschehenen Auswanderung, um unter der allgemeinen sittlichen Verpestung sein höheres sittliches Leben zu retten. Nach ihm bildeten sich also diese neuen Gemeinschaften als sittliche Rettungsanstalten, an die nicht wäre gedacht worden, wenn sich zwischen der christlichen Idee und ihrer Verwirklichung im gewöhnlichen Leben nicht eine allzu weite Kluft eröffnet hätte. In der Tat ist sehr zu bezweifeln, ob jemals Mönche in der christlichen Kirche wären gesehen worden, wenn die Gemeinden ihre

³⁰ *Chrysost. adv. oppugnat. v. m. l. I. §. 2. p. 46.* Οἱ ταυτα γνωντες εὐσεβεις τε εἶναι βουλονται, και χριστιανους καλουσι αὐτους· πολλοι δε αὐτων και των ἡδη μεμνημενων εἰσι.

³¹ Εν τοις ἰατρειοις über diese vergl. *Claudii Aeliani Varia histor.*

ursprüngliche Beschaffenheit nicht eingebüßt hätten; dann konnte kein zartes Gefühl verletzt werden und keine Furcht eigener Seelengefahr entstehen; dann hätten sich keine so entgegengesetzten Bedürfnisse der Erbauung und Belehrung herausgestellt und bei dem uranfänglichen Unterschiede der Entsagenden von den übrigen Gläubigen wäre es geblieben. Außer diesem Gesichtspunkte bietet aber Chrysostomus noch den weiteren dar: Die Absonderung fand statt, um außer dem gewöhnlichen gesellschaftlichen Kreise einen festen Punkt zu gewinnen, von wo aus auf ihn selbst mit Sicherheit und Nachdruck bildend und umgestaltend zurückgewirkt werden könnte. Hören wir nun Chrysostomus selbst. Er sagt: Ich wollte selbst nicht weniger als ihr, ja noch mehr als ihr, daß die Notwendigkeit der Klöster nicht bestünde und in den Städten gute Gesetze so sehr in das Leben eindringen, daß niemand mehr in die Wüste zu fliehen genötigt wäre. Weil aber so große Verkehrtheiten vorhanden und die Städte ungeachtet der Gesetze und Gerichtshöfe [206] voll sind von Ungerechtigkeit und Ruchlosigkeit, die Wüste aber die reichsten Früchte der Weisheit trägt, so dürften wohl nicht mit Recht diejenigen von euch angeklagt werden, welche jene, die aus diesem Sturme und Abgrunde gerettet werden wollen, hinausführen und zum Hafen der Ruhe geleiten, sondern diejenigen, welche die Städte für die Weisheit so unzugänglich und so ungeschickt gemacht haben, daß in dem Heilsuchenden ein unabweisbares Verlangen nach der Wüste entsteht. Sag mir doch, wenn jemand mitten in der Nacht mit einem Feuerbrand ein großes und stark bewohntes Haus angezündet hat, um denen, die darin sind, zu schaden, wer ist wohl der Bösewicht, der, welcher die Schlafenden aufweckt und aus jenem Hause herausführt, oder der, welcher das Feuer gelegt und diesen so wie dem Retter eine so große Gefahr bereitet hat³²? Chrysostomus entwirft nun ein schaudererregendes Bild des sittlichen Verderbens nach den verschiedensten Seiten hin und hält es seinen Zeitgenossen vor, sich in demselben anzu-

³² C. l. l. I. §. 7. p. 53.

schauen. Besonders hatten die alle geistige Kraft lähmenden und alle künftige religiöse Blüte vergiftenden Geschlechtsausschweifungen eine furchtbare Höhe erreicht, zumal in der Gestalt des bekannten alten griechischen Übels³³. Der heilige Vater weist nun aber mit dem ganzen von ihm erworbenen weisen Erfahrungsgesetze auf die Quelle der Übel hin, woran die Gesellschaft so krank darnieder lag. Er suchte sie vor allem in dem weitverbreiteten Wahne, daß das bloße Versetztsein in den äußeren Umfang der Kirche schon genüge, wenn also auch der Eintritt in ihren inneren Lebenskreis mit Geist und Herz nicht oder nur spielend und tändelnd stattfinde³⁴. Sodann in der daraus folgenden Vernachlässigung der Kindererziehung, in welcher einseitig nur der Erwerb jener Kenntnisse und Fertigkeiten berücksichtigt werde, die eine möglichst schnelle, sichere und glänzende Laufbahn im Staatsdienste versprechen, während an die frühzeitige [207] Bildung eines kräftigen und zarten religiös-sittlichen Sinnes nicht gedacht werde. So bemerkt er: Wie kann wohl der Sohn darin vortrefflich werden, wovon selbst der Vater nichts weiß? Beschränkte sich jedoch der Schaden nur darauf, daß die Väter keinen nützlichen Rat erteilten! Das Übel wäre nicht so groß; aber ihr Einfluß ist geradezu schädlich. Denn hört man die Väter mit ihren Söhnen sprechen, wenn sie dieselben zu fleißigem Betrieb der Wissenschaften aufmuntern, so vernimmt man nichts anderes als folgende Worte: N., obgleich von niederem Stande, hat sich durch wissenschaftliche Bildung und Beredsamkeit ausgezeichnet, und sich bis zu den höchsten Stellen emporgeschwungen, ist zu bedeutendem Reichtume gelangt und zum Besitze einer sehr wohlhabenden Frau, glänzend hat er sich eingerichtet, alle fürchten und verherrlichen ihn. Ein Anderer sagt: N. hat die Sprache der Italier gelernt und bekleidet daher das so ansehnliche Hofamt

³³ L. III. §. 7. p. 88. Μικρον εις άσελγειας λογον πορνεια λοιπον κινδυνευει λοιπον περιττον είναι το των γυναικων γενορ, των νεων άντ' έκεινων παντα τα έκεινων πληρουτων.

³⁴ C. I. I. I. §. 6. p. 52. I. III. §. 5. p. 84.

(am Hofe der Kaiser, auch der den Orient beherrschenden, wurde Latein gesprochen) und alles steht unter ihm. 'Ein anderer weist wieder auf einen anderen hin, so daß alle irdischen Herrlichkeiten erwähnt werden, niemand aber der himmlischen eingedenk ist. Weiter unten sagt er: 'Diejenigen, welche der Wollust entgehen, und deren sind wahrhaft sehr wenige, entgehen jenen anderen tyrannischen, alles verderbenden Lastern nicht, ich meine der Habsucht und dem Ehrgeize. Die meisten aber werden von allen diesen Lastern zumal beherrscht. Wie kann es anders sein? Wenn sie einen gelehrten Unterricht erhalten sollen, entfernen wir nicht nur alle Hindernisse, sondern sorgen auch für alles, was denselben fördert; wir stellen Führer und Lehrer auf, kein Aufwand wird gescheut und die freieste Muße gewährt. Anhaltender als die Meister in den olympischen Spielen rufen wir den Söhnen zu, daß Unwissenheit Armut, Wissenschaft Reichtum im Gefolge habe; kurz, wir tun und sagen alles durch uns selbst und andere, was zu dem erwünschten Ziele führen kann, obgleich wir es häufig nicht einmal so erreichen. Tugendhafte Sitten und ein ernster Sinn aber, meinen wir, kommen von selbst, da doch diese so großen Hindernisse begegnen. Was könnte nun auch schlimmere Folgen haben, als ein so unvernünftiges Verhalten? Wer wird die meiste Sorgfalt dem Leichterem widmen, von dem ungleich [208] Schwereren und Wichtigeren aber glauben, daß es uns im Schlafe zu Teil werde? Denn der Erwerb der Weisheit ist um so viel schwieriger, als das Tun mühsamer ist, denn das Sagen, und Werke denn Worte.' Nach allseitiger Durchführung dieser Sätze stellt nun Chrysostomus das Leben der Mönche als ein der Zeit von Gott verliehenes religiös-sittliches Ideal dar und empfiehlt den Eltern die bereits vorhandene Sitte, ihre Söhne 'denen auf dem Gebirge' zur Erziehung zu übergeben, wovon sie an Leib und Seele gesund und stark gegen die Gefahren des Lebens zurückkehren würden³⁵. Doch ist zu bemerken, daß damals der Aufenthalt bei den Mönchen nur den Zweck der religiös-sittlichen

³⁵ L. III. §. 17. p. 108 sq.

Erziehung hatte, womit höchstens der Elementarunterricht verbunden wurde. Die weitere Entwicklung dieser gewiß ungenügenden Mönchsschulen fällt in eine spätere Zeit. Andere zum Teil tiefer gelegene Einwirkungen auf die christliche Sozietät berührt Chrysostomus an diesem Orte nicht. Die Geschichte zeigt aber deren noch manche auf; einiger davon war sich das Mönchtum deutlich bewußt und hob sie hervor, andere fanden wenigstens statt, wenn es sich derselben auch nicht rühmte, ja nicht rühmen durfte. Ein materielles Zeitalter schätzt sinnliches Tun und Wirken und den daraus entspringenden Gewinn am meisten, auch kennt und würdigt es noch gewissermassen eine unsinnliche Tätigkeit, die der Wissenschaft nämlich; von den übersinnlichen höchsten Tätigkeiten des menschlichen Geistes aber und dem von dieser über das Gesamtleben sich verbreitenden Segen hat es nicht einmal die Ahnung. Es hält demnach die in der letztgenannten Tätigkeit Begriffenen für untätig und ihr ganzes Dasein für nichtig in sich selbst. Man dürfte sich daher nicht wenig wundern, wie die Kirchenväter so vieles Gewicht auf das Gebiet der Mönche legten und einen betenden Stand in der Kirche für ein Bedürfnis und für diese selbst und alle ihre Mitglieder höchst bedeutsam hielten. Je inniger die Gemeinschaft eines Gläubigen mit Christus ist, desto reichlicher ergießen sich auch die Segnungen desselben auf ihn herab, vermöge des geheimnisvollen Lebenszusammenhanges aller lebendig Gläubigen aber strömt das von solchen mächtig befruch[209]teten Gliedern Empfangene wieder auf den ganzen Körper aus. So dachte man sich die wahren Mönche gleichsam als Sammelpunkte göttlicher Kräfte, als eine vielvermögende, Gottes Gnade durch ihr Gebet herabziehende Macht, deren unsichtbarem, auf alle sich erstreckenden, erhaltenden, schützenden, fördernden Einfluß alle zu Dank verpflichtet sind. So viel ist gewiß: Wenn demaleinst die innere Seite der Geschichte wird herausgekehrt und offenbar werden, wird sich erst zeigen, wer die wirklich heilenden, erhebenden und belebenden Potenzen gewesen sind; nicht wenige geräuschvolle Helden der Zeit, die im Staate, in der Kirche und in der Wissen-

schaft aufgetreten sind, werden in einer Staunen erregenden Unbedeutendheit verschwinden, wogegen manches stille, kleine, vor unsern offenen Augen unnütze und von ihnen gar nicht wahrgenommene Leben als der eigentliche wohlthätige Träger der Geschichte sich herausstellen wird. Da hier aber von Geist und Leben die Rede ist, so begreift es sich, daß nur das wirkliche mit unendlicher Bewegungskraft ausgerüstete, Himmel und Erde durchdringende Gebet, nicht seine Fratze gemeint sei. Denn die Mönche dieser Zeit *beteten*. Die höchsten Kräfte des Antonius waren so rege und lebendig, daß er die ganze Nacht hindurch zu beten vermochte; einst überraschte ihn die aufgehende Sonne im Gebete, ihre Strahlen trafen seine Augen und unterbrachen ihn. Da rief er aus: ‚O Sonne, warum hinderst du mich und gehst schon auf, um mich von der Anschauung der Herrlichkeit dieses wahren Lichtes abzuziehen?‘ Gefragt, welches Gebet das vollkommener sei, erwiderte er: ‚Dann betet der Mönch vollkommen, wenn er kein (reflektiertes) Bewußtsein seiner selbst und des Inhaltes seines Gebetes hat³⁶.‘

Hiemit hängt eine andere höchst dankenswerte Wohltat zusammen, welche die Gesellschaft von den Mönchen dieser Zeit empfangen hat. Gleichwie nämlich die stete Sammlung des Geistes in sich selbst und in der Richtung auf Gott die Beweglichkeit und Schwungkraft der sonst von den Menschen mehr oder weniger vernachlässigten höchsten Gaben und Anlagen der Natur und der Gnade auf ihrem Höhepunkte erscheinen läßt und die eigentlichen [210] Männer des Gebetes dem Geschlechte gab, so ist es dieselbe Sammlung, welche die schärfsten Blicke in das Leben des Geistes und der Seele geworfen und unvergleichliche Beschreibungen ihrer mannigfaltigen Zustände mitgeteilt hat. Worin die wahrste und tiefste Belebung des Geistes besteht, durch welche Mittel und welche Stufen hindurch sie zu erringen sei, was hinwiederum an die Stelle des Lebens den Tod unmerklich setze, oder doch der Belebung Hindernisse bereite und in

³⁶ *Cassian. coll. IX. c. 39.*

welcher Weise dieselben zu entfernen seien, erfaßten diese Mönche mit überraschender Freiheit und stellten es mit jener Treue, Offenheit und natürlichen Wahrheit dar, die am geeignetsten ist, das wieder zum Herzen zurückzuführen, was ihm entnommen wurde. Was aber diese Mitteilungen so wertvoll macht, ist besonders noch der Umstand, daß sie Erlebnisse enthalten, und nicht etwa nur einmal Erlebtes, sondern durch die Erfahrungen vieler Bewährtes. Bewundernswert, aber aus der Schärfe der Beobachtung der gegenseitigen Mitteilung und dem sonst erworbenen Ansehen der Mitteilenden begreiflich ist noch die der individuellen sittlichen Entwicklung vergönnte Freiheit und die grundsätzliche Anerkennung, die sie gefunden hat³⁷. Daher auch die Zartheit des Mitgefühls und die innige Teilnahme an allen Zuständen der Brüder und der unumwundenen Offenbarung der geheimsten Bewegungen des Herzens. Die wohltätigen Einwirkungen der Mönche auf die Gesellschaft von dieser Seite aus sind nicht zu berechnen, was sie geleistet, ist seit Jahrhunderten Gemeingut der Christenheit geworden, von dem oft auch der sich erquickt und genährt fühlt, der über die Mönche schmäht. Wäre es möglich, das aus unseren Schriften, die sich über den religiös-sittlichen Menschen praktisch verbreiten, herauszunehmen, was die innerlich vielbewegte Einsamkeit der Asketen und Mönche hineingelegt hat, das Tiefsinnigste, Lebensvollste und Kräftigste würde ihnen entzogen und nur eine glatte, [211] trostlose Gemeinheit, eine alltägliche Klugheit zurückbleiben. Ihrem Sinn hat die heilige Schrift sich erschlossen, und durch ihre Vermittlung vorzugsweise ist sie nach dieser Richtung hin in ein expliziertes Bewußtsein eingedrungen.

Zunächst reiht sich hieran das Verdienst der Mönche um die kirchliche Wissenschaft an. Von der ersten Gestaltung des

³⁷ *Cassian. coll. XIX. c. 8. Quod tamen si quando provenerit, sagt der Abt Johann, non statim ad generalem formulam referri potest. Non enim a parte minima l. e. de consideratione paucorum, sed de his quia multorum, imo omnium subjacent facultati, universalis est regula proponenda etc.*

Mönchtums an finden sich verhältnismäßig sehr wenige bedeutende kirchliche Schriftsteller, die nicht Asketen oder Mönche gewesen wären oder doch längere Zeit unter ihnen gelebt und in ihrem Kreise ihre theologische Bildung sich erworben hätten. Athanasius, Basilius der Große, Gregorius der Theologe, Chrysostomus, Theodoret, Maximus unter den Griechen; Hieronymus, Rufinus, Augustin, Sulpitius, Severus, Cassian, Salvianus, Gregor der Große, Fulgentius, Vincentius von Lerin, Cäsarius von Arles unter den Lateinern bezeugen dies hinlänglich. Die alte Literatur hat keine größeren Namen aufzuzeigen. An die genannten knüpfen sich die wichtigsten Epochen in der Entwicklungsgeschichte des Dogmas und des wissenschaftlichen Bewußtseins vom Glauben; und heute noch erweisen sich ihre Schriften als Fundgruben der Theologie. Diese Erscheinung ist nicht zufällig; denn fordert schon die gründliche Lösung eines jeden schwierigen Problems aus was immer für einem Gebiete der Wissenschaft auf, sich aus der Zerstreung zu sammeln und ungerregte Seelenbewegungen zu vermeiden; um wie viel mehr wird die Wissenschaft des Heiligen und Göttliche dies verlangen? Überdies hat die Wissenschaft eines von Gott gegebenen Glaubens noch ihr durchaus Eigentümliches. Was Philosophie genannt wird, untersucht erst, ob es ein Heiliges und Göttliches gebe, und tritt somit demselben ohne rühmenswerte Ehrfurcht und Demut gegenüber; der christliche Theologe hat es voraus und weiß, daß er ohne strenge sittliche Läuterung und ohne fortdauerndes Gebet und ohne den leitenden Beistand des heiligen Geistes keine Frage stellen darf! Die Berührung mit dem Weltgeiste und die den Aufschwung nach oben durch das Gebet und die Aufnahme höheren Lichtes hemmende Befleckung durch den Weltgeist sind aber beinahe dasselbe und so kommt es, daß durch eine göttliche Ordnung die asketische Zelle des Mönchs als der geeignetste Raum [212] den Meditationen des christlichen Gottesgelehrten angewiesen ist. Dagegen läßt sich die geschichtliche Einwendung nicht machen, daß manche der vorgenannten Kirchenväter erst als Kirchenväter vielleicht gerade ihre bedeutendsten und einfluß-

reichsten Schriften herausgegeben haben; denn nachdem sie einmal die Weihe des Mönchslebens empfangen hatten, behielten sie auch die Weise desselben durch den übrigen Verlauf ihres Lebens bei.

Bei einem nicht hoch genug zu schätzenden Verdienste des Mönchtums dieser Zeit sind wir nun eben angelangt: es ist das Verdienst, der Kirche die würdigsten Oberhirten erzogen und übergeben zu haben. Damals, daran muß man sich erinnern, waren noch keine besonderen Bildungsanstalten des Klerus errichtet; in den Zeiten der Verfolgungen, wo der Gegensatz zwischen den Gebieten der Welt und dem Reiche Gottes auch äußerlich sich darstellte, wo Christen und Heiden scharf geschieden und die ersten streng in sich selbst abgeschlossen waren, bedurfte der künftige Priester einer eigenen Erziehung nicht. Jeglicher gesellige Verkehr bot ihm neue Elemente geistigen Lebens dar. Nun aber war die Welt auch über die Grenzen der Kirche mit Gewalt hereingedrungen und die Folgen davon äußerten sich bald auch sehr wahrnehmbar in den sittlichen Verhältnissen des niederen und höheren Klerus; denn aus der Gemeinde wurde ja der Priester herausgenommen. Es war sofort dringendes Bedürfnis, die heranzubildenden Häupter der Gemeinden von diesen entfernt zu halten, ihnen eine abgesonderte Erziehung zu gewähren, welche sie dem allenthalben herrschenden Verderben entreißen, sie möglichst auf vorbildlicher Höhe erhalten und ihnen die Kraft verleihen mußte, auch die nun so vielfach herabgesunkenen Glieder der Gemeinde wieder zu sich emporzuheben. Durch eine augenfällige Leitung der göttlichen Vorsehung wanderten zur selben Zeit, als diese Zustände sich zu entwickeln begannen und das genannte doppelte Bedürfnis hervortrat, die Asketen aus und bildeten ihre eigenen, gegen das Eindringen des Weltsinnes wohl verwahrten Genossenschaften. Das in denselben herrschende Leben lud auch nicht Wenige von selbst ein, sich jenen Studien zu widmen, die einem Kirchenhirten unerläßlich wurden. Aus diesen wurden daher häufig Priester und Bischöfe [213] gewählt,

so wie sie selbst auch durch Augustin das Musterbild der Anstalten wurden, welche die Bischöfe der Erziehung des Klerus widmeten. Eben so wenig oder doch nur sehr selten und nirgend ausschließend fand das vierte Jahrhundert Schulen vor, bestimmt zur Erteilung eines theoretischen Unterrichts für den priesterlichen Nachwuchs. Die öffentlichen Vorträge des Bischofes oder seiner Stellvertreter genühten für alle ohne Unterschied; wer sich dann immer in der Gemeinde durch höheren Sinn, durch unbefleckte Tugend, durch Glaubensstreue, durch Klugheit und Besonnenheit, durch natürliche oder durch Kunst erworbene Beredsamkeit auszeichnete, konnte durch das Vertrauen des Bischofes zum Priester ausgewählt werden. Die Stelle der Prüfung vertrat die Beobachtung der Amtsführung eines jeden, wozu ihn die niederen Weihen ermächtigten, und die Bewährung im niederen Dienste war dem Bischofe Grund und Veranlassung, eine höhere Weihe oder damit einen höheren Dienst zu erteilen. Die ganze besondere priesterliche Bildung war nur durch die Übung erworben. Aber die Lage der Kirche änderte sich auch hierin; die alte Einfachheit mußte verlassen werden, sie bot immer weniger ausreichende Bürgschaft gegen die durch alle Kunst und Wissenschaft unterstützten Angriffe der Häretiker dar, deren Abweisung eigentümliche Vorbereitungen erwünscht, ja nötig machte.

Es erregt nicht selten unser innigstes Mitgefühl, wenn wir sehen, wie die Gläubigen einer Diözese, oder wie Bischöfe es für das schönste Geschenk des Herrn betrachteten, wenn dieser oder jener Mönch der Oberhirt einer Kirche wurde. Als der bischöfliche Stuhl von Tours erledigt war, und die Bewohner des ganzen Sprengels ungeteilt ihre Stimme dem heiligen Martin als dem Würdigsten gaben, wurde der allerdings sehr gegründete Zweifel erhoben, ob er sich die Wahl gefallen lassen würde. Um es nun nur möglich zu machen, dem verehrten Manne den allgemeinen Wunsch des Volks zu erkennen zu geben, erbot sich ein Bürger von Tours, durch eine List es zu bewirken. Mit beweglichen Worten bat er den Martin, daß er nach Tours reisen möchte, um durch seine Fürbitte seine schwer kranke Frau zu heilen. Der

hilfreiche Mönch verließ sein Kloster; unterwegs fiel der Bittende vor ihm nieder, umfaßte seine Knie und eröffnete [214] ihm so das Anliegen der verwaisten Kirche. Inzwischen stürzten die zahlreich versammelten Touroneser aus ihrem Verstecke hervor, umringten und bestürmten ihn, bis er sich gefangen geben mußte³⁸. Den Bischof von Alexandrien, Timotheus, baten die Bewohner einer verwüsteten Stadt, daß er ihnen den Abt Ammonius zum Bischof ordinieren möchte. Timotheus willigte ein und fügte bei, daß sie nur den Abt herbeibringen möchten. Kaum aber war er mit ihrem Verlangen bekannt, als er die Flucht ergriff; eingeholt beteuerte er ihnen, daß er seine Zelle nicht verlassen würde, und als sie gleichwohl noch fortfuhren, in ihn zu dringen, schnitt er sich das rechte Ohr ab, ausrufend, daß er nun zum Bischofe nicht geweiht werden könnte. Man berichtete den Vorfall dem Bischof von Alexandrien, welcher erwiderte: im alten Testamente zwar habe ein solcher Mangel von der Bekleidung der priesterlichen Würde ausgeschlossen, im neuen Testamente aber entscheide der Geist. Indes Ammonius fügte sich nicht³⁹. Doch wer könnte hier in's Einzelne eingehen⁴⁰? Einige allgemeine Zeugnisse aus der lateinischen Kirche mögen uns von dem hier besprochenen wohlthätigen Verhältnisse der Klöster zur Kirche unterrichten. Sulpitius Severus sagt, von der Strenge der Mönche in den von Martin errichteten Klöstern sprechend: ‚Hierüber muß man sich um so mehr wundern, als es unter ihnen viele Edle gab, welche sich, überall ganz anders erzogen, einem so dürftigen und beschwerlichen Leben hingaben. Viele aus ihnen sind späterhin, wie wir selbst gesehen haben, Bischöfe geworden; denn welche Stadt oder welche Kirche schätzte sich nicht glücklich, aus seinem Kloster Bischöfe zu erhalten⁴¹? Der heilige Cäsarius von Arles

³⁸ *Sulp. Sever. Vit. b. Mart. c. VII.*

³⁹ *Pallad. hist. laus. c. XII.* wo mehrere Bischöfe, die Mönche waren, zumal genannt sind.

⁴⁰ Vergl. *Athan. ep. ad Dracont. Rufin. de vit. Patr. l. II. Ed. Rosw. c. XXIII. p. 778.*

⁴¹ *Vit. b. Mart. c. VII.*

äußert sich über die Mönche von Lerin so unterrichtend, daß einige seiner Worte hier nicht fehlen dürfen: „Wir preisen die Güte des Herrn, mit der er diesen heiligen Verein, das bewundernswerte Leben [215] und die Zahl desselben zu einer stets höheren Stufe empor führt. O glückliche Insel, o selige Einsamkeit, wo die Herrlichkeit unseres Erlösers täglich sich glänzender offenbart und über den Satan so große Siege gefeiert wurden. Dreimal glückliche Insel, sage ich, welche, obgleich so klein und so eben, doch so vieler und großer Erholungen gegen den Himmel sich rühmen kann. Sie ist es, die so vorzügliche Mönche bildet, welche sie dann als Bischöfe nach allen Provinzen hin aussendet. Sie traten als Kinder ein und treten als Väter aus. Man sendet sie ganz klein dahin, und sie machte dieselben groß⁴² u. s. w.

Da sie das göttliche Wort ununterbrochen mit seinem Geiste erwogen und ihr Herz mit demselben erfüllten, wer war auch geeigneter, es auszusprechen und seine Kraft, seinen Trost und seine Belebung auf die Gemüter zu übertragen als sie⁴³? Auch hielten sie nicht dafür, daß es für die bischöfliche Würde beeinträchtigend sei, so still, so geräuschlos, so entsagend und so voll Einfalt zu leben, wie sie es als Mönche gewohnt waren. Daher verschleuderten sie auch das Kirchengut nicht, und sie konnten Stifter so herrlicher Anstalten werden wie Konstantinopel, Cäsarea und viele andere Städte sie aus den Händen ihrer großen Bischöfe Chrysostomus, Basilius empfangen. Wohl mochte zuweilen der Fall eintreten, daß ein aus den Mönchen gewählter Bischof überall und vielfach unbeholfen, mit den Verhältnissen unbekannt, ohne Gründe hartnäckig sich zeigte oder von einer schlaun Umgebung mißbraucht wurde. Doch bei weitem

⁴² *Caesar. Arelat. hom. XXV.*

⁴³ *Rufin. Vit. patr. l. c. l. II. c. 21. p. 478.* von den nitrischen Mönchen. *Nusquam sic vidimus florere charitatem, nusquam sic vidimus opus servare misericordiae et studium hospitalitatis impleri.* Scripturarum vero divinarum meditationis et intellectus atque scientiae divinae nusquam tanta vidimus exercitia, ut singulos paene eorum oratores credas in divina esse sapientia.

größtenteils traten sie mit einem ungleich reiferen Schatze jener für einen Bischof vor allem nötigen Menschenkenntnis in die Welt hinein, als jene besaßen, [216] die niemals aus der Welt hinausgegangen waren. Manche Verlegenheit wurde freilich dem Metropolit und den ihm untergeordneten Bischöfen bereitet, wenn ihnen das unbegrenzte und fordernde Vertrauen des Volkes einen Mönch zur Weihe vorführte, dessen allzusehr vernachlässigtes Äußere⁴⁴ mit der Würde des Bischofs nicht vereinigt werden zu können schien. Die ordinierenden Bischöfe dürften indes selten Vorwürfen ihres Gewissens ausgesetzt worden sein, wenn sie sich in außerordentlichen Fällen nachgiebig zeigten. Die Ergänzung des Episkopates aus dem Stande der Mönche wirkte nicht nur segensvoll auf die Stadt, an welche der bischöfliche Stuhl geknüpft war, und den gesamten demselben unterworfenen Bezirk, sondern auch auf die Bischöfe der ganzen Provinz, ja auf weit ausgedehnten Länderstrecken. Schon aus ihrem echt apostolischen Dasein und Wirken flossen stille Vorwürfe auf manche ihrer Kollegen, die Synodalverhandlungen aber oder ihre erhabeneren Stellung in der Abstufung der Hierarchie boten ihnen Gelegenheit, auf Geist, Zucht und Ordnung der weitesten Kreise die wohlthätigsten Einflüsse zu üben. Die Geschichte ist nicht arm an Beispielen, die das Gesagte beweisen; diese indes übergehend, wenden wir uns an einen Einfluß des Mönchtums als solchen auf den gesamten Klerus, den wir als einen seiner heilsamsten erklären müssen.

Es ist das Amt des strengen Sittenrichters auch den Geistlichen gegenüber, welches dem Mönchtume anvertraut war und welches dasselbe auf würdige Weise verwaltete. Der Sinn des mitten in die Welt hineingeworfenen Geistlichen wird auf eine begriffliche

⁴⁴ *Supl. Sev. Vit. b. Mart. c. VII. Nonnulli ex episcopis, qui ad constituendum antistitem fuerant evocati, impie repugnabant, dicentes; scilicet contemptibilem esse personam, indignum esse episcopatu, hominem vultu despicabilem, veste sordidum, crine deformem. Ita a populo sententiae sanioris haec illorum irrisa dementia est, qui illustrem virum, dum vituperare cupiunt, praedicabant. Nec vero aliud his facere licuit, quam quod populus domino volente cogebat.*

Weise leicht abgestumpft; er ist in bestimmende Verhältnisse versetzt, die, weil sie Vieles wirklich entschuldigen, nicht sel[217]ten alles entschuldigen sollen, so daß die Schwierigkeit, seinem Amte in gegebenen Fällen zu genügen, in die Vorstellung der Unmöglichkeit übergeht und alle Begeisterung verschwindet, an deren Stelle sodann Gleichgültigkeit, Kälte und Lähmung aller Kräfte tritt; Männer, die dem Klerus einerseits angehören, andererseits aber doch nicht in der Welt wirken und darum als seine ideelle Seite zu betrachten sind, erscheinen daher wünschenswert. Männer, die selbst unbeschädigt von den Einflüssen der Welt leicht von den vorhandenen Mißständen in tiefster Brust ergriffen und bei der Erwägung der gemeinen Wirklichkeit im Innersten beunruhigt werden, die alles rein und rücksichtslos aus dem Standpunkte der Idee betrachten und unaufhörlich die Verwirklichung derselben fordern. Hiebei ist noch gar nicht beachtet, daß schwere Übel, die nicht bloß in der Schwäche des Menschen, sondern in der Verkehrtheit desselben ihren Grund haben, selbst in den höheren Kreis der Hierarchie eindringen können und darum keine Begegnung aus seiner Mitte heraus fänden, weil sie in demselben vielleicht viele oder die meisten ergriffen haben. Die Sittenrichter müssen in diesem Falle nicht bloß mächtig sein durch ein verehrte Persönlichkeit, sondern durch ihren Stand, von dessen Ansehen und Bedeutung sie unverletzlich getragen werden. Diese sittenrichtende Stellung in der Kirche nun nahm das Mönchtum ein. Schon in dem Dasein der Mönche an sich war dem unwürdigeren Teile des Klerus ein Gerichtshof aufgestellt, dessen Urteile, wenn auch stumm, beständig gegen ihn gefällt wurden; denn die eine Gesellschaft Regierenden dürfen sich von keinem andern Teile derselben, wer es auch sei, an Tugenden übertreffen lassen. Sämtliche Schriften des Sulpitius Severus bewegen sich mehr oder weniger in dieser Richtung, auch

beweisen sie zugleich, daß er sie in seinem Leben betreten habe⁴⁵. Derselbe rühmt auch schon seinen Zeitgenossen den heiligen Hieronymus, sowohl wegen seiner großen Eigenschaften überhaupt, als auch [218] wegen seiner Verdienste als Zensor seiner Zeit⁴⁶. Um auszusprechen, was Hieronymus z. B. über den Klerus nicht verschwie⁴⁷, um eine Abhandlung in der ganzen Welt verbreiten zu lassen, wie seine Zuschrift an Negotian, um überhaupt die vielen Vorschriften, Mahnungen und Rügen niederzuschreiben, die wir oft von der seltensten Vortrefflichkeit in allen seinen Werken zerstreut antreffen, waren seine Nachtwachen und Entbehungen in der Wüste Chalcis und seine unantastbare Stellung unter den Mönchen zu Bethlehem schlechthin erforderlich; aus dem Munde eines jeden andern gekommen, würden wir dergleichen Reden für eben so ungehörige, lächerliche, als fruchtlose Anmaßungen erklären müssen. Unter den Griechen entspricht ihm in dieser Rücksicht Gregor von Nazianz; er fand es nicht zweckmäßig, die Bitterkeit der traurigen Eröffnungen, die er zu machen hatte, durch den Honig der Sprache zu mildern, und er konnte an sich verletzen; gleichwohl mußte jedermann fühlen, daß er Töne vernehme, hervorgehoben aus der innersten Wurzel eines schmerzhaft berührten höheren Lebens, dem der göttliche Auftrag geworden, aus der Wüste heraus der Welt wichtige, aber vergessene Worte in's Andenken zurück zu rufen. Isidor von Pelusium nahm, wie uns seine Briefe belehren, eine ähnliche Stellung ein, und Simon der Stylite nicht

⁴⁵ *Sacra histor. l. II.* zumal wo er die Geschichte seiner Zeit mit den Worten beginnt: „*Sequuntur tempora aetatis nostrae gravia et periculosa.*“ *Ed. Horn. Lugd. Batav. 1647. p. 437. Vita beati Martini* durchgehends; bes. §. XIII. p. 483. *dialog. I. p. 513.*

⁴⁶ *Dialog. I. p. 522. Concivit (Hieronymus) odia perditorum. Oderunt eum haeretici, quia eos impugnare non desinit; oderunt clerici, quia vitam eorum insectatur et crimina. Sed plane eum boni omnes admirantur et diligunt.*

⁴⁷ *Ep. XXII. ad Eustoch. c. 12. cf. Praefat. in Didym. ad Paulin. ep. II. ad Nepot. c. 7. ep. VIII. ad Demetr. ep. C. ad Bonas etc.*

minder⁴⁸. Wie sehr aber die Mönche auch in Worten und in ihrem ganzen Bezeigen das Übergewicht, dessen sie sich bewußt waren, gegen Priester aussprachen, die irgend einem schweren Tadel bloßgestellt waren, beweisen vielleicht am besten die stets von ihren Häuptern wiederholten Ermahnungen, daß ein Mönch den Priester niemals verachten dürfe, und [219] daß er ihm mit aller Ehrerbietung zu begegnen habe. Diese Einschärfungen hatten gewiß ihren guten Grund. Was im Ganzen vorhanden war, erhielt eben in ausgezeichneten Individuen sein Organ. Aus demselben Grunde ist es zu erklären, daß wir gerade von Mönchen die gelungensten Auffassungen und Darstellungen des priesterlichen Amtes auch ohne hervortretende sittenrichterliche Beziehungen erhalten haben, welche nicht nur die Zeit ihrer Erscheinung erfrischt und neu belebt haben, sondern dieselben Wirkungen durch alle Jahrhunderte hindurch fortäußern. Es sind die sechs Bücher des heiligen Chrysostomus vom Priestertum, die drei Bücher des Abtes Julianus Pomerius vom beschaulichen Leben und das Pastorale Gregors gemeint.

Bezieht sich alles bisher geschilderte Tun und Wirken der Mönche auf das Innere der Kirche, so ist nun ihr Verdienst um die Verbreitung des Christentums nach außen zu erwähnen. Als das Christentum unter Konstantin als die Staatsreligion im römischen Reiche erklärt wurde, war noch eine große Masse von Heiden, wohl mehr als die Hälfte der Bewohner desselben zu bekehren, zumal auf dem Lande war der Götzendienst noch sehr verbreitet. Die Mönche griffen hier auf die wohlthätigste Weise in's Leben ein. Wie jede Lehre und Institution, so ist auch das Christentum immer nur von denjenigen mit wirksamem Erfolge andern verkündigt und auf sie übertragen worden, welche am tiefsten von ihm durchdrungen, von seiner Heil- und Erlösungskraft am lebendigsten überzeugt und zugleich die vollkommensten Zeugen

⁴⁸ *Theodoret. Theoph. c. XXVI. (Vit. patr. l. IX. p. 847.) ... aliquando praesides ac magistratus ad divinum zelum excitans; aliquando autem ipsis quoque ecclesiarum pastoribus majorem gregis curam gerere praecipiens.*

dieser seiner Kraft durch ihr Leben waren. Diejenigen, welche das Christentum, wie sie meinen, recht liebenswürdig, d. h. möglichst verträglich mit der Welt und ihren Sitten und Gewohnheiten darzustellen und dadurch für dasselbe zu gewinnen hofften, haben beinahe immer ihren Zweck verfehlt. Sie führten nicht zur scharfen Erkenntnis des Eigentümlichen des Christentums und darum auch nicht zur klaren Einsicht in die Gründe, warum man gerade Christ werden *müsse*, um selig zu werden. In je tieferem Schläfe der höhere Funke im Menschen vergraben ist, ein desto erschütternderes Wirkungsmittel ist nötig; der Anblick des Todes für diese niedere Welt schreckt am besten zur Erwachung für die höhere auf. Sodann, wer alles für Christus hingegeben hat, ist [220] vorzugsweise mit jenem Ansehen bekleidet, das Hingebung an ihn abdringt. Darum waren die Mönche besonders geeignet, Boten des Herrn zu werden. Nicht selten strömten ihnen die Heiden zu, wie durch eine zauberische Gewalt angezogen, ohne daß die Mönche auf ihre Bekehrung absichtsvoll hingewirkt hätten. In den Lebensgeschichten mancher berühmter Männer dieser Zeit finden wir diese Erscheinung hervortreten. Hilarion näherte sich auf einer Besuchsreise einst mit mehreren Mönchen der Stadt Clusa, als deren Bevölkerung gerade ein ihrer Göttin Venus gewidmetes Jahresfest beging. Kaum hatte sich das Gerücht von seiner Annäherung verbreitet, als ihm die ganze Volksmenge festlich entgegen ging und um seinen Segen bat. Ein so großes Vertrauen benützte Hilarion, um die guten Leute mit dem wahren Gott bekannt zu machen, und er hatte die unaussprechliche Freude, noch vor seinem Abzuge das Christentum von ihnen angenommen und unter ihnen befestigt zu sehen⁴⁹. Ähnlich wirk

⁴⁹ *Vit. s. Hil. c. XX. Rosw. p. 50. Igitur audito, quod sanctus Hilarion praeteriret (bei Clusa, eo forte die, quo anniversaria solemnitas omnem oppidi populum in templum Veneris congregaverat) gregatim ei cum uxoribus et liberis obviam processere, submittentes colla et voce dura, Barib, id est Benedic, inclamantes. Quos ille blande humiliterque suscipiens, obsecrabat, ut Deum magis quam lapides colerent, simulque ubertim flebat, coelum spectans et pollicens, si Christo crederent, ad eos se crebro esse venturum. Mira Domini gratia: non prius obire passi sunt, quam futurae ecclesiae lineam mitteret, et sacerdos eorum,*

te auch ein Mönch echter Art, der heilige Abraham in Syrien, dessen Geschichte der heiligen Ephrem beschrieben hat. Seine sehr beträchtlichen Güter verteilte er unter die Waisen und ärmeren Familien, einen gesicherten Hausstand denselben begründend, während er seine höheren Bedürfnisse in einer einsamen Zelle durch fortwährendes Gebet und die Betrachtung der göttlichen Offenbarungen unter strengster Entsagung schon als Jüngling befriedigte. Durch dieses Leben war er zum Besitz seltener Weisheit, großer Erkenntnis der göttlichen Dinge und einer Kraft zu trösten gelangt, welche die [221] Menschen aus dem weitesten Umkreise um seine Hütte versammelte; und wer einmal sein Antlitz, auf dem sich der Friede des Himmels abspiegelte, gesehen und seine Worte gehört hatte, fühlte sich immer durch ein heiliges Verlangen von neuem zu ihm hingezogen. So war er viele Jahre der köstlichste Schatz des Landes. Aber auch Heiden zählte dasselbe noch in seiner Mitte, deren Bekehrung auch den bestgemeinten Anstrengungen der Geistlichen einer benachbarten Stadt nicht gelungen war; endlich bat der Bischof dieser Stadt den Mönch Abraham, daß er unter denselben das Evangelium verkündigen möchte; denn seiner Liebe und seiner Geduld mußte wohl ihre Hartnäckigkeit weichen. So geschah es auch; zwar bereiteten sie ihm einige Zeit viele Qualen, allein sie gaben ihm doch nun Gelegenheit, die ganze Größe seines gottergebenen Geistes vor ihnen zu entfalten, so daß sie bald sämtlich in einem Zuge in die von ihm erbaute Kirche sich begaben, und daselbst ausriefen: ‚Ehre sei Gott im Himmel, der uns seinen Diener gesandt hat, uns vom Irrtum zu befreien⁵⁰.‘

Vom heiligen Moses berichtet die Geschichte Folgendes: Mauvia, eine Sarazenenfürstin, bereits zum Christentum bekehrt, führte einen nicht unglücklichen Kampf gegen die Römer unter dem Kaiser Valens. Endlich schloß sie Frieden. Eine der Bedingungen setzte fest, daß der Mönch Moses, dessen Wunder, heili-

ut erat coronatus, Christo signo denotaretur.

⁵⁰ *Vita S. Abrahae in vit. patr. l. I. l. l. p. 147 sq.*

ges Leben und Weisheit auch ihr bekannt geworden war, ihrem Stamme als Bischof gegeben würde, um auch ihn zu bekehren. Valens willigte gerne ein, jedoch sollte Moses von dem arabischen Bischofe Lucius von Alexandrien zum Bischofe geweiht werden. Als sich jedoch Moses dessen weigerte, Mauvia aber eben nur ihm ihr Vertrauen schenkte, sah man sich genötigt, ihn zu den vertriebenen katholischen Bischöfen zu führen, um von denselben die Weihe zu erhalten. Er bekehrte sehr viele Sarazenen⁵¹. Ein anderer Mönch bekehrte einen ganzen, dem Emir Zokom unterworfenen Stamm⁵². Nachdem der heilige Alexander (430) den syrischen Statthalter Rabbulas mit vielen andern bekehrt hatte, sandte er [222] siebzig seiner Schüler zur Heidenbekehrung aus⁵³. Desgleichen bediente sich der heilige Chrysostomus als Patriarch von Konstantinopel der Mönche, um die Gebirge von Phönizien mit dem Christentum bekannt zu machen.

Der heilige Apollonius in der Thebais führte die Bewohner von zehn seinem Kloster benachbarten Dörfern zum Glauben an Christus⁵⁴; und eben so der heilige Euthymius, Abt eines der zu seiner Zeit angesehensten Klöster in Palästina, i. J. 140; der Emir selbst als Christ Petrus Asgabet genannt, wurde der erste Bischof dieser übergetretenen Araber⁵⁵.

Den weitesten Wirkungskreis eröffnete sich aber unter den Mönchen dieser Zeit Simeon der Stylite. Er durchwanderte nicht viele Länder, die Bewohner vieler Länder aber wanderten zu ihm, zunächst und anfänglich freilich nicht, um durch ihn geistlicher Gaben teilhaft zu werden, sondern nur, um einen Menschen zu sehen, der die nicht mehr menschliche Härte gegen seinen Leib bis zur äußersten Grenze verfolgt hatte. Aus sinnlicher Neugierde gekommen, kehrten sie zumeist neu am Geiste in ihre Heimat

⁵¹ *Socrates IV. 36. Soz. VI. 38.*

⁵² *Sozom. l. VI. c. 30.*

⁵³ *Boll. 15. Juni.*

⁵⁴ *Vit. patr. p. 461. 462.*

⁵⁵ Ἐπισκοπος παρεμβολων, Feldbischof genannt, weil seine Kirche immer auf den Wanderungen begriffen war. *Vit. S. Euthym. Tom. I. p. 29.*

zurück. Nicht nur die von ihm auch entfernt wohnenden Syrer, seine Landsleute, sondern Perser, Armenier, Araber, besuchten ihn; ja viele aus Spanien, Britannien und Gallien suchten ihn auf. Mehrere wandernde Volksstämme bekehrte er zum Christentume und wie viele Einzelne er von den Lastern zur Tugend, vom Unglauben zum Glauben bekehrte, haben die Geschichtschreiber nicht zu zählen gewußt. Was er wirkte, konnte nur er wirken und zwar in der ganz bestimmten Erscheinung, wie er stand auf der Säule und wie er auf dieser 28 Jahre die ganze Fastenzeit hindurch sich aller Speise enthielt, und was er sonst noch für Entbehrungen sich auflegte. Nur so brachte er jene erschütternde Bewegung in den Gemütern hervor, durch welche sich der unsterbliche Teil des Menschen von den Banden, die ihn gefangen hielten, befreien und emporschwingen konnte.

Es befremdet nicht, daß die Lebensweise des Simeon schon [223] zu seinen Lebzeiten scharfem Tadel unterworfen war. Der berühmte Theodoret, Bischof von Cyrus, äußerte sich hierüber also: ‚Ich glaube nicht, daß Simeon ohne Gottes Willen auf der Säule gestanden habe, und bitte diejenigen, welche gerne tadeln, ihre Zunge im Zaum zu halten und ihr nicht unbesonnen den Lauf zu lassen. Sie mögen bedenken, daß Gott öfter sehr Auffallendes zum Frommen Nachlässiger angeordnet habe; wie wir aus den an die Propheten Jesaja, Jeremia, Hosea, Ezechiel u. a. ergangenen göttlichen Aufträgen ersehen. Gleichwie also Gott dies aus Fürsorge für die Stumpfsinnigen und Trägen befohlen hat, so hat er auch dieses neue und wunderbare Schauspiel bereitet, um durch die Neuheit und Wunderbarkeit alle zum Sehen einzuladen und zu bewirken, daß den Ankommenden eine glaubwürdige Ermahnung gegeben werde. *Novitas enim spectaculi est pignus sufficiens doctrinae*, und wer zum Schauspiele kommt, kehrt über die göttlichen Dinge belehrt zurück. Und gleichwie die Könige der Völker je nach einiger Zeit ihre Münzen umschmelzen und ihnen ein neues Gepräge geben, um durch dasselbe das Geld wertvoller zu machen, so hat auch der höchste König der ganzen Welt diese neuen und mannigfaltigen Lebensweisen als

wie neue Formen und Gestaltungen der ewig wahren Religion beigesellt und reizt dadurch nicht nur die Gläubigen, sondern auch jene, die an der Krankheit des Unglaubens leiden, zu seiner Verherrlichung. Und daß es sich so verhalte, beweisen nicht etwa bloß Worte, sondern Tatsachen. Denn dieses Stehen auf der Säule hat unzählige Tausende von Ismaeliten (Arabern), die der Finsternis des Irrtums dienten, erleuchtet. Denn wie eine Kerze auf einem Leuchter hat sie gleich der Sonne nach allen Seiten ihre Strahlen ausgesandt, und man kann, wie ich gesagt habe, Iberer, Perser und Armenier ankommen sehen, die die göttliche Taufe verlangen. Die Ismaeliten, die in Schaaren von zweihundert, dreihundert, nicht selten auch von tausend ankommen, legen den Irrtum ihrer Väter und ihre rohen Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten ab und erhalten aus jenem göttlichen Munde ihre Gesetze. Ich selbst habe es nicht nur gehört, sondern gesehen⁵⁶. Das Christentum erlebte Zeiten, wo jemand auf weichem Puhle hinter geschliffenem Tische sitzend ein weichliches und fein bearbeitetes Christentum verkünden und vorübergehende anmutige und zarte Gefühle für dasselbe hervorzurufen hoffen durfte – das Einzige, was beiderseits angestrebt wurde. Damals war es nicht also.

So vielfach verschlungen in das innerste Leben der Kirche finden wir also das Mönchtum. In diesem Bewußtsein, und weil ausgezeichnete Männer die Träger desselben waren, finden wir es geehrt und von den größten Geistern der Zeit in Schutz genommen. Die Betrachtung desselben und die Überzeugung, welche Stütze für das Christentum es sei, hinterließ einen so großen Eindruck selbst auf Julian den Abtrünnigen, daß er auch dieses Institut gleich so vielen andern von der Kirche zu entlehnen, Klöster für Männer und Frauen auf das heidnische Gebiet zu übertragen, und dadurch dem Kulte der Götter eine neue Stütze zu gewähren beabsichtigte! Freilich täuschte er sich hierin, und noch mehr, als wenn er die Predigt, die Hospitäler und Waisen-

⁵⁶ *Theodor. Theophil. c. XXVI.*

häuser, welche die Christen errichtet hatten, nachahmen wollte; der Hellenismus, die Religion des Fleisches, hatte weder den Boden, in den diese Pflanze eingesetzt, noch die Sonne, unter deren Strahlen sie zu Blüten und Früchten sich entwickeln konnte. Die Tatsache aber ist ein merkwürdiges Zeugnis für das Mönchtum und seine Stellung im Leben. Es kann daher in keiner Weise befremden, wenn Chrysostomus zu dem heidnischen Vater, den er wegen seines Mönch gewordenen und zu einem von der Welt so niedrigen und unangesehen Stande übergegangen Sohnes beruhigen wollte, sagt: Laßt uns euren Sohn bereden, daß er einen reichen Mann unter den Frommen um eine beliebige Summe Geldes bitte, ich meine zum Besten eines Hilflosen: ihr werdet sehen, daß ihm der Reiche schneller gehorcht, als dem Reichen selbst sein Verwalter⁵⁷. Bei politischen Verbrechen, die nach den strengen gesetzlichen Bestimmungen oder in Folge des durch den ersten Anblick desselben entflammten Zornes der Statthalter und der Kaiser nicht nur die verdiente Züchtigung der Strafbaren, sondern den Ruin einer ganzen Stadt mit allen Schuld[225]losen nach sich ziehen konnten, erschienen öfter allverehrte greise Mönche aus ihrer Jahrzehnte lang verlassenem Zelle und baten nicht ohne Erfolg um Nachsicht. Der Fürbitte so heiliger Männer, denen Gott selbst so vieles gewährte, schlechthin zu widerstreben, erschien gottlos. Die Kaiser freuten sich sogar eines solchen Mittels, das strenge Recht, ohne sich im Geringsten den Schein der Schwäche zu geben, in Gnade übergehen zu lassen, und erhoben diese Sitte der Mönche zur Würde des Rechtes durch mehrere Gesetze, die ihre Interzession erlaubten.

⁵⁷ *Chrysost. adv. oppugn. vit. monast. l. II. c. 5.*

15. DIE NEUESTE BEKÄMPFUNG DER KATHOLISCHEN KIRCHE (1838)¹

Im Vorwort zum ersten Band der von ihm unternommenen Sammlung schreibt Döllinger über diesen Schwanengesang Möblers. „Der Aufsatz über die neueste Bekämpfung der katholischen Kirche ist Möblers letztes Erzeugnis, er schrieb oder diktierte ihn unter dem Druck jener körperlichen Leiden, die ihn zwei Monate später dem Grabe zuführten, aber mit völlig hellem und freiem, niewohl durch die Liebe zur Kirche und durch die Besorgnis vor den Folgen des Kölner Ereignisses tief aufgeregtem Geiste.“²

E r s t e r A r t i k e l .

Ursprung der Bedrängnis. Ist es auch auf allen Gebietsteilen des weithingestreckten, von der sittlichen Idee beherrschten Reiches nicht selten der Klugheit angemessen, die wahren Ursachen eingetretener Störungen des Lebensprozesses nicht jeglichem Auge bloßzustellen, so ist es doch allezeit eine Verkennung oder Unkenntnis seiner Aufgabe, die zur Heilung des Übels Berufenen auf falsche Ursachen hinzuleiten, und sollten diejenigen, die vermöge ihrer Stellung vorzugsweise verpflichtet sind, Ärzte der Krankheit zu sein, sich wie absichtlich in einem Kreise von Selbsttäuschungen herumbewegen oder herumbewegen zu lassen, so ist der beste Rat, der ihnen erteilt werden kann, sich gleich von Anfang an auch auf Entschuldigungen vorzubereiten, daß das Übel unter ihrer Hand stets weiter um sich griff und die bewei-

¹ Original: ‚VI. Über die neueste Bekämpfung der katholischen Kirche (1838.)‘ In: Döllinger II, 226 - 2415; erstmalige Publikation bei Döllinger.

² Döllinger I, IV.

nenswertesten und zerstörendsten Wirkungen in seinem Gefolge hatte. Denn daß eine Herzkrankheit nicht geheilt wird, wenn Mittel gegen Gallenfieber angewendet werden, weiß jedermann. Was soll man sich nun denken, wenn die Ursachen [227] der kirchlichen Bewegungen am Rhein auf dem politisch revolutionären Feld gesucht werden? Es liegt hierin sogar der Zweifel nicht fern, ob diejenigen, die eine solche Entdeckung als das Ergebnis ihrer Forschungen darbieten, sich nicht Scherz in sehr ernsthafter Sache erlauben oder keine Bedenken tragen, den tiefsten Ernst in lächerlichen Formen darzubieten. Welche Revolutionäre man sich auch denken mag, die Verlegenheit ist gleich groß, wenn uns die genannte Entdeckung mit ernststen Mienen vorgehalten wird. Sollen wir etwa an das junge Deutschland denken? Dieser in Kot und Schmutz vergrabenen Partei wird aber wohl gewiß niemand die sittliche Kraft zutrauen, in eine Auffassung des ehelichen Lebens einzugehen, welche alles, was von heiligem Ernst in dieser Beziehung jemals zu Tage gebracht worden ist, weit hinter sich zurückläßt. Sind es vielleicht die politisch Radikalen? Man entschuldige, wenn es nicht für klug gehalten wird, daß Männer, die die höheren Pulsschläge unseres Jahrhunderts nicht einmal fühlen, als Schöpfer des blutausströmenden Herzens bezeichnet werden.

Zudem ist nicht unbekannt, wie diese Partei sogar in ihren mildereren Formen nur selten eine günstigere Ansicht von der katholischen Kirche und ihren Institutionen sich anzueignen weiß, im *Ganzen* in ihren wahren Gestalten aber bei dem Anblick derselben beinahe immer zu einer ganz fanatischen Wut sich angetrieben fühlt. In der Tat, was kann für sie empörender sein, was mehr geeignet, sie auf eine Grenze ihrer Macht aufmerksam zu machen, als die Wahrnehmung eines sittlichen Daseins, welches durch volle achtzehn Jahrhunderte allen Stürmen der Zeit getrotzt hat? Auch haben sich die Genossen dieser Partei von allen Seiten her bereits in Scharen gesammelt und sind in Reihe und Glied in der kölnischen Angelegenheit gegen die katholische Sache aufgetreten. So sollte denn endlich auch der Gedanke nicht

fernab liegen, daß die Antipathie nicht einseitig sei. Sind es die *Paroles d'un croyant*? Wenn Worte für sich schon eine revolutionäre Partei wären, könnte man sich etwa die Erinnerung hiervon gefallen lassen; Jedermann weiß aber, daß selbst der Mann, der sie ausgesprochen hat, obgleich er noch lebt, längst den Toten zugehört. Der Fluch, der ihn getroffen hat, tötete ihn, [228] gleich jenem Feigenbaum, so daß er ohne Zweige, ohne Blätter und Blüten, ausgetrocknet und verdorrt und verlassen dasteht, sich selbst zur Last und der Welt ein Jammer. Es will demnach in keiner Weise gelingen, eine revolutionäre Partei zu entdecken, die als Ursache der rheinpreußischen religiösen Bewegungen betrachtet werden könnte. Das jedoch soll nicht gelegnet, vielmehr auf das Deutlichste hervorgehoben werden, daß in die *bereits vorhandene* reine und göttliche Flamme auch infernalische Feuerbrände geworfen werden können; denn überall, wie der alte Spruch sagt, ‚wo Gott eine Kirche errichtet, erbaut sich der Teufel eine Kapelle daneben.‘ Hier ist es Sache der Weisheit und Gerechtigkeit, genau und scharf zu unterscheiden, das eine zu achten und gebührend zu würdigen, damit den zudringlichen Beimischungen des andern vorgebeugt werde.

Hintergrund der Vorfälle. Indessen ist es von Bedeutung, sich zu erklären, wie die rheinischen Vorfälle, die uns doch schon der erste Anblick als rein kirchliche und religiöse anerkennen läßt, nur in einen ursächlichen Zusammenhang mit äußeren, ihrer innersten Wesenheit völlig fremden Einflüssen gebracht werden dürften, um zuweilen eine Art von Glauben an einen solchen Zusammenhang zu erzeugen. Es liegt offen zu Tage, daß in Deutschland, auch am Rhein, in Betreff der gemischten Ehen seit einer Reihe von Dezennien nicht immer dieselbe Praxis mehr bestand und jetzt noch nicht allenthalben wieder durchgeführt ist; mit der nun so entschieden hervortretenden Hinneigung der westpreußischen Bevölkerung zur strengen Praxis und der festen Handhabung derselben durch den Herrn Erzbischof von Köln, schien es also nicht mit rechten Dingen zuzugehen; die Annahme von Zuflüsterungen aus Belgien bot sich um so bequemer dar, je

näher es der Erzdiözese gelegen ist. Die Wahrheit freilich liegt überall nicht fern; in dem vorliegenden Falle aber ist sie noch um vieles näher als in Belgien zu suchen. Sie drängt sich uns sogar ungesucht auf. Aus bekannten Ursachen fielen bis in die ersten Zeiten unseres Jahrhunderts in Deutschland zumeist die Grenzen der Konfessionen und der einzelnen Ländergebiete zusammen; gemischte Ehen wurden daher schon aus diesem [229] Grunde damals in dem Maße selten gesehen, als sie später häufig geworden sind. Sehr begünstigt wurden dieselben noch durch eine schon geraume Zeit früher erfolgte innere Umgestaltung der Dinge; jene sinnlich liebenswürdige, behagliche und vielen noch jetzt ganz unvergeßliche Zeit hatte nämlich ihren Höhepunkt erreicht, wo sich die Stimmführer der verschiedenen Konfessionen über dem, wie man vielfach meinte, zu Grabe gebrachten Christentum die versöhnende Hand reichten. Was man damals eine gemischte Ehe nannte, verdiente nur selten diesen Namen; es war in der Tat eine Ehe aus einem Guß. Nicht zwei verschiedene Religionen kamen durch die Gatten in der Ehe zusammen, sondern keine von beiden. Daher wurden die verschiedensten bürgerlichen Gesetzgebungen über gemischte Ehen erlassen, wie es gerade der Zufall wollte, ohne daß sie einen sonderlichen Anstoß erregten, und wie auch die Gesetze beschaffen waren, die nach denselben eingegangenen Ehen segneten die katholischen Geistlichen in vielen deutschen Staaten ohne alle Umstände ein. Die Gatten selbst freuten sich der von außen gegebenen Bestimmung, damit sie der Mühe, sich selbst nach ihrer Religion zu bestimmen, überhoben wären. Diese Tatsache, worauf sich die Gegner des Herrn Erzbischofs von Köln so oft berufen haben, kann in keiner Weise bestritten werden. Die Zeiten haben sich aber inzwischen sehr geändert. Die bisherige Leere, Unbestimmtheit und Gleichgültigkeit ist ihren eigenen Besitzern unerträglich geworden, und der religiöse Geist durfte es wieder wagen, in seine ohnehin unveräußerlichen Rechte einzutreten. Allerwärts, wenn auch nicht auf allen Punkten der toten Masse mit gleicher Energie und mit gleichem Erfolg, begann er sich zu bewegen, um

ein neu gestaltetes, höheres Dasein hervorzubringen. Die Widerstrebenden, so bedeutend auch ihre Zahl sein mag, gehören einer bereits verschwundenen, oder doch im Verschwinden begriffenen, Bildung an; indem sie stehen bleiben, schritt die Zeit weit über sie hinaus. Wissenschaft, Kunst und Leben, alles hat ein ernsteres, strengeres Gepräge angenommen. Katholiken und Protestanten haben sich mit gleicher Anstrengung, wenn auch je, wie sich von selbst versteht, in eigentümlicher Weise, gesammelt, und sich von dem niederen Standpunkt, auf welchen sie herabgesunken waren, wieder emporgeschwungen. Es wird hier [230] von einem weltbekannten Faktum gesprochen, das keines Beweises bedarf, das sich vielmehr täglich aufs Neue beweist und betätigt; am wenigsten kann man sich der Versuchung ausgesetzt fühlen, dasselbe erst Preußen gegenüber beweisen zu wollen, in dessen innerstes Leben die neueren Bestrebungen eingedrungen sind, und dessen jetzt herrschendes Prinzip, jenem des Zeitalters Friedrichs II. hierin ganz entgegengesetzt, sich in eine europäische Tätigkeit und einen europäischen Ruf eingesetzt hat. Auf beiden Seiten, auf katholischer und protestantischer, wurde nun auch das tiefere Verständnis alter kirchlicher Gesetze, Sitten und Gebräuche wieder eröffnet, und dieselben, nachdem der Schlüssel zu ihrem lange verborgenen Sinn gefunden und ihre Beziehung zu dem Wesen der Konfession erkannt war, auch wieder ins Leben zurückzuführen versucht. Wie kann es daher auch nur dem geringsten Zweifel unterliegen; wie die neueren Bemühungen, jene uralten, nur seit kurzem vergessenen, die gemischten Ehen betreffenden Gesetze im Leben wieder geltend zu machen, zu erklären seien? Da sie in dem Wesen der großen Bewegung, die auf dem Gebiet des religiösen Geistes wahrgenommen wird, ihre vollkommene und allein genügende Erklärung finden, so muß es aufs tiefste verletzen, wenn ihr Ursprung in unreinen Motiven oder in der Schwäche des persönlichen Charakters gefunden wird, der nur die Pläne arglistiger Feinde der bürgerlichen Ordnung nicht zu erkennen vermöge. Eben so klar ist es aber auch, daß die Berufung auf eine ältere Praxis oder auf eine da und dort noch

bestehende völlig unstatthaft sei, so unstatthaft, als die preußische Regierung die Reklamationen gegen die neue von ihr vorgeschriebene Agende fand. Weit entfernt, in ihrer Einführung eine Neuerung zu finden, erklärte sie dieselbe vielmehr für die Erneuerung eines weit Älteren. Nicht anders verhält es sich katholischerseits mit den Ehegesetzen, die nur eine dem neuerdings eingenommenen Standpunkt angemessene Wiederauflebung eines Uranfänglichen, d.h. hier nicht etwa bloß eines 300 Jahre, sondern *nachweisbar* eines 1800 Jahre Alten, mithin eines *Urchristlichen* sind.

Übrigens versteht sich von selbst, daß die von der preußischen Regierung bekämpfte katholische Eheordnung lediglich der Punkt geworden ist, wo sich die, gewiß gegen den Willen des Königs, [231] hart bedrängte katholische Kirche in Preußen nur Luft machte. Das Kampfgebiet ist weit umfassender; ein großes, für die zum alten Reich hinzugekommenen, bis auf fünf Millionen angewachsenen Katholiken nicht oder wenig berechnetes religiös-politisches System stieß mit dem Katholizismus zusammen, ein Stoß, der zwar den greisen, ehrwürdigen Hirten in Ketten, die Herde aber aus denselben herauswarf. In den Rheinlanden ist für immer die Freiheit und Selbständigkeit der Kirche errungen. Wenn aber die Hierarchie nur ihrer selbst mächtig zu bleiben, sich selbst zu behaupten strebt, und die Katholiken als solche, d. h. sie als Glieder der Kirche betrachtet, leiten und regieren will, so ist dies kein Übergriff in einen fremden Rechtskreis und somit keine Anmaßung; gefallen sich aber die preußischen Staatsbeamten auch in der Beherrschung des Glaubens und Gewissens und der unmittelbar durch den Glauben gegebenen und begründeten eigentümlich äußeren katholischen Ordnung, so muß gewiß die Anmaßung auf ihrer Seite gesucht werden. Ein Publizist hat allerdings neulich in der allgemeinen Zeitung vom 22. Januar den rheinischen Zerwürfnissen eine andere, nämlich die Wendung gegeben, als handle es sich um die Oberherrschaft der Kirche über den Staat nach Weise des Mittelalters! Es ist nur ein von der gemeinsten Gesinnung eingegebener Hohn, wenn demjenigen, der in allen seinen Gliedern dergestalt

eingeschnürt und umbunden ist, daß das Blut in seinem Kreislauf gehemmt ist, der Atem nur schwer geholt und keine Lebensfunktion mit natürlicher Freiheit mehr geübt werden kann, vorgeworfen wird, der richtige Ausdruck dieses Zustandes sei: daß er im Begriff sei, den ihn Umbindenden zu unterwerfen. Übrigens sprechen Darstellungen dieser Art eine tiefe, wenn auch vielleicht nicht unverdiente Verachtung der größeren Masse des lesenden Publikums aus, der so geringe Kenntnisse der Geschichte und der Gegenwart, so wenig Urteil und Vergleichungsgabe zugetraut wird, daß sie sich wohl eine so derbe Impostur³ werde gefallen lassen.

Katholizismus und Monarchie. Die angemessenste Formel zur Bezeichnung der obwaltenden Zerwürfnisse enthalten dagegen unstreitig die Worte eines eben so hochgestellten und berühmten als mit Recht geachteten Staatsmannes, ‚ob die *altbegründete* Ordnung der Monarchie über [232] das Verhältnis des Staats zur katholischen Kirche und alle damit verbundenen hochwichtigen Interessen den Anmassungen des Erzbischofs zum Opfer gebracht werden sollen.‘ Diese Formel spricht wirklich den Irrtum wie die Entschuldigung der bisherigen preußischen Politik aus. Die *altbegründete*, wesentlich protestantische Ordnung der Monarchie betrachtete die ihr unterworfenen Katholiken als ein eben noch geduldetes, den übrigen Interessen zu opferndes, in beständigem Verschwinden begriffenes Häuflein, wie dies besonders Schlesien beweist. Diese *alte* Ordnung mußte eben den neuen Friedensschlüssen, den wichtigsten Staatsaktionen, Verträgen und feierlichen Versicherungen gemäß in eine *neue* verwandelt werden; das numerische Verhältnis der Katholiken zu den Protestanten, wie es sich durch die Akquisitionen dieses Jahrhunderts herausstellte, verlangte ohnedies ganz dringend und von selbst die bedeutendste Modifikation der bestehenden Ordnung, so daß die Interessen der beiden Konfessionen befriedigt würden. Erwarb Preußen die Rheinlande seinem Wuns-

³ Betrug, Vorgeben, Verleumdung

ch gemäß, so mußte es die Bevölkerung derselben nehmen, wie sie ist, als eine katholische. Die alte Ordnung ist für die neuen Verhältnisse zu eng und zu beschränkt.

In den Monarchien sind die Staatsorganismen und die Gesetze um der Menschen willen vorhanden, nicht umgekehrt, die Menschen um der Organismen und der Gesetze willen. Preußen hat den Ruf hoher Staatsweisheit zu sehr bewährt, als daß es den Menschen wie ein Abstraktum betrachten könnte, der sich nun einmal in einen fertigen Organismus und ein abgezogenes Gesetz fügen müsse. Forderungen dieser Art überläßt es überall gerne den politischen Fanatikern, die ohne Rücksicht auf Geschichte, Volkseigentümlichkeiten, Religion und geheiligte Sitte allenthalben dieselben Verfassungen und dieselben Gesetze den Völkern aufdrängen wollen. Sicher dürfen sich die Rheinländer, sicher darf sich ganz Deutschland der Hoffnung hingeben, daß der gegenwärtige Konflikt ein erwünschtes Ergebnis haben werde; der ehrfurchtgebietende, von den preußischen Katholiken wie von den Protestanten gleich geliebte, gerechte und fromme König wird eine von uns anzunehmende Richtung bezeichnen, wie sie überall und immer nur eine längere und reichere Erfahrung gewährt, die stets die Aufgabe hat, [233] vieles, auch das längst Gewohnte, unter anderen Verhältnissen wohl Bewährte und jedenfalls Bestgemeinte zu berichtigen und zu verbessern.

Hohe Anforderungen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Regierung einer gemischten und gleichberechtigten Bevölkerung einen um vieles höheren Grad von organisierender, legislatorischer und administrativer Staatsweisheit (oder, wenn man will, eine spezifisch verschiedene Staatsweisheit) in Anspruch nehme, als die einer nicht gemischten oder nicht gleichberechtigten. Nicht völlig angemessen dürfte sich, um dies einleuchtend zu machen, der Vergleich mit drei Arten geselligen Verhaltens zwischen Menschen entgegengesetzten Charakters und auseinandergehender Ansichten erweisen. Bei rohen und derben, aber kräftigen Menschen wird das Zusammen-treffen solcher Gegensätze, wenn nicht die Faust und ihre Werkzeuge, so

doch die Drohung mit denselben zur unvermeidlichen Folge haben, und an gegenseitigen Schmähungen wird es ohnedies nicht fehlen. Überfeinerte, glatte und, wie in solchem Falle fast immer, schwächliche Menschen werden es dagegen vorziehen, anstatt zu widersprechen, sich selbst aufzugeben; sie pflegen mühelos in die der ihrigen entgegenstehende Ansicht einzugehen, und auf jegliche Selbständigkeit leicht zu verzichten. Sehr verschieden von diesen beiden äußersten ist das Bezeigen derjenigen, die ihrer wohlervogenen, klar und gründlich ins Bewußtsein aufgenommenen Überzeugung Treue beweisen, sie standhaft behaupten und gleichwohl dem Gegner mit geziemender Würde und in keinerlei Weise persönlich verletzend gegenüber stehen. Diese dritte Art geselligen Verkehrs ist keine Mischung der beiden zuerst bezeichneten; sie ist die Folge höherer Weisheit und Tugend, ganz eigentümlicher Kunst und Bildung. Der erstgenannten Art ist die Stellung der Konfessionen zueinander im sechzehnten Jahrhundert zu vergleichen, eine Stellung, welche sie bis in die Mitte des siebzehnten nicht verließen; an diese kriegerische Zeit schloß sich in der zweiten Hälfte des siebzehnten eine Erschlaffung der allzu mächtig aufgeregten Gewesenen an, nun erschöpften die religiösen Kräfte, und gingen im Verlauf des achtzehnten gutenteils in eine völlige Stumpfheit derselben über. Im Wechselverkehr sowohl im Leben als in der Literatur hatte sie eine charakterlose Glätte und [234] Abgeschliffenheit vielfach zur Folge. Diese Zeit dehnte sich ziemlich tief in dieses Jahrhundert hinüber; obwohl aber auch jetzt noch nirgends gänzlich verklungen, ist sie gleichwohl, wie oben gesagt, in stetem Abnehmen begriffen, um einer höheren Gestaltung zu höheren Zwecken zu weichen.

Aufgabe des Staatsmanns. Wie nun die unter der providentiellen Leitung der Menschengeschichte fortgeschrittene Zeit eine eigentümliche und schwerer zu lösende Aufgabe an die Einzelnen als solche stellt, so auch an den Staatsmann. Jene haben sich tiefer in sich und in ihrer Religion zu erfassen und zu begründen; dieser soll es nicht minder und gerade auch zum Zwecke der glücklichen Erfüllung seiner besonderen Verpflichtung, auch die entgegenge-

setzte Konfession zu begreifen und es möglich zu machen, daß sich beide Konfessionen in einem und demselben Staatsorganismus frei bewegen. Nur Verwandtes vermag sich zu verstehen; der Unglaube, der Indifferentismus, der Rationalismus versteht den Glauben nicht und ist ein eben so untauglicher Rat im höchsten Staatssenat, als Fanatismus und hohle Schwärmerei. Von diesen beiden Extremen gleichweit entfernt, hält es also der Staatsmann für sein ihm zunächst vorgelegtes Problem, alle Bürger der Monarchie durch gleiche Gerechtigkeit, zarte und schonungsvolle Berücksichtigung aller *gegebenen* religiösen und kirchlichen Existenzen zu einem in allen seinen Gliederungen wohlverbundenen, festen, lebendig verwachsenen und unteilbaren bürgerlichen Ganzen zu vereinigen, zu einem Ganzen, dessen Einheitspunkt und erhaltendes Prinzip nicht ein unpersönliches, starres und empfindungsloses Gesetz, sondern das väterliche und segnende Herz und das weise Haupt des Königs ist. In unserer Zeit demnach mit dem Schwert und mit Verfolgung drohen, müßte für den unerwartetsten Anachronismus erklärt werden, wenn es irgend ernstlich gemeint wäre.

Echte Verständigung. Indessen muß zugegeben werden, daß das Wesen des Christentums, die Einheit suchende Vernunft und das liebende Herz auf dem eben angedeuteten Standpunkt nicht zu bleiben gestattet; alles treibt vielmehr einem Höheren und Höchsten entgegen, dessen wesentliche Bedingung jedoch immerhin der unmittelbar vorangegangene sein wird. Daß wir uns nicht mehr, wie die Helden des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, anfallen [235] und zerfleischen, daß wir auch nicht mehr wie weiche und gestaltlose Massen ineinander überfließen, daß wir es über uns gewinnen können, uns freundlich zu besprechen und friedlich neben einander zu wohnen, im übrigen aber starr und unbeweglich bleiben, wer wir sind, ist in Wahrheit ungenügend. Der Zweck eines friedlichen, auf gegenseitiger Achtung beruhenden Mitteilens kann unmöglich sein, sich bloß mitgeteilt, lediglich Ansichten und Ideen ausgetauscht zu haben; die Mitteilung ist nur Mittel für einen höher gelegenen Zweck, nicht, als

Unterhaltung, Selbstzweck. Dieser höhere Zweck ist, sich zu verständigen, d. h. zu Verstand zu bringen und zu Verstand zu kommen, zur Erkenntnis und Anerkennung der Wahrheit, zu gegenseitiger Einigung und Einheit zu gelangen.

Handeln des Staatsmannes. In diesem Falle gibt sich auch niemand auf, jeder gewinnt vielmehr sich selbst, wenn er sich in der Wahrheit findet, zu welcher er eine wesentliche Beziehung hat. Diese höchste Vereinigung zu erreichen, hat allerdings auch die Staatsgewalt das ihrige beizutragen, denn sie ist höchlich dabei beteiligt, indem die bereits gewonnene bürgerliche Einheit dadurch zu einer in sich selbst möglichst vollendeten, nämlich zugleich zu einer religiös-kirchlichen erhoben würde. Das Verlangen hiernach liegt so sehr in der Natur der Sache, daß wir uns keineswegs verwundern werden, wenn vielleicht preußische Staatsmänner diesem Ziele absichtsvoll und mit deutlichem Bewußtsein sollten entgegengearbeitet haben. Ihr Streben verdiente nicht nur keinen Tadel, es würde im Gegenteil auf anerkennendes Lob die gerechtesten Ansprüche haben, wenn es sich zugleich innerhalb der ihnen durch die Natur der Sache gesetzten Schranken bewegte. Über das in dieser Richtung wirklich oder nur der Sage nach Geschehene erlaubt sich der Verfasser dieser Zeilen kein Urteil. Das Tatsächliche ist gewiß für jeden besonnenen Beobachter, ungeachtet alles entgegengesetzten Scheines, noch keineswegs hinlänglich erhoben und sichergestellt.

Er wird zum Beispiel mit scharfem Mißtrauen diejenigen empfangen, welche ihm sagen, daß die dem Äußeren nach der Messe etwas ähnliche Liturgie, die Totenfeier, die Erneuerung des bischöflichen Namens usw. nur zu dem Zwecke eingeführt seien, um durch eine täuschende äußere Ähnlichkeit die inneren Widersprüche der Konfes[236]sionen zu bedecken. Wie gesagt, hierüber und über vieles andere, direkt die Katholiken betreffende, wird er, wenn es mit verschmelzenden Tendenzen in Verbindung gebracht wird, den Standpunkt des Zweiflers nicht leicht verlassen, um so weniger, als Preußen nicht Geringes für die Katholiken als solche getan hat, und andererseits bei den dortigen prote-

stantischen Theologen gewiß im allgemeinen unbezweifelt feststeht, daß die Tätigkeit des Staatsmannes für den genannten höheren Vereinigungszweck nur als eine mehr negative aufgefaßt werden könne; daß er nur mit Besonnenheit und klarer Umsicht alles abzuwehren habe, was sie mit gegenseitiger Erbitterung führen, und zu gegründeter, wenn auch nicht immer nachweisbarer Beschwerde über Bevorzugung, erlittenes Unrecht, Überlistungsversuche und dergleichen führen dürfte; denn jegliche solche Beschwerde triebe die Konfessionen selbst wieder gegeneinander, und stellte die Einigung in immer fernere Aussicht.

Einheit aus dem Geist. Alle auch noch so fein gewählten, auf berechnender Klugheit beruhenden Mittel, mögen sie aus dem Kreise der verhülltesten Mysterien und der ausgesuchtesten Pietät herausgenommen sein oder eine mehr äußerliche, auf Verlockung und Vergiftung der Gesinnung berechnete Form annehmen, wird also der Staatsmann auf das Gründlichste und Entschiedenste verschmähen; es wären zu dem hohen Zwecke in einem ganz verkehrten Verhältnis stehende Mittel. Als positive Agentien sind lediglich nur die Mitteilung des Geistes von oben und seine freie Aufnahme von unten, sowie weitere religiöse Entfaltung des Lebens und der Wissenschaft zu betrachten. Eine höhere Macht hat die Staaten in ihre gegenwärtigen Verhältnisse versetzt; sie allein hat sich auch die Bestimmung der Zeit, des Orts und der Art und Weise vorbehalten, in der die Widersprüche versöhnt werden sollen, und läßt eine unbefugte menschliche Zudringlichkeit niemals unbestraft. So mag denn nimmermehr bezweifelt werden, daß das friedliche *Nebeneinander*-Sein der Konfessionen in einem und demselben Staate auf ein künftiges *Imeinander*-Sein derselben, auf eine Rückkehr zur früheren Einheit hinweise; aber die Vereinigung muß ganz auf dem Gebiete des Geistes, offen und redlich, mit Freiheit und Bewußtsein, mit klaren und offenen Augen, im übrigen auf den unverrückten, uralten Grundlagen und unter höherem An[237]triebe vollzogen werden. Je gewisser vorzusetzen ist, daß diese Grundsätze auch in Preußen volle

Anerkennung finden, desto mehr werden die Katholiken am Rhein beherzigen, daß ihre gerechten Beschwerdepunkte weniger in konfessioneller Verschiedenheit und in derben oder fein angelegten Übergangs- und Vereinigungsversuchen ihren Grund haben dürften, als in jenem alten Organismus, der nicht plötzlich in allen einer Verbesserung bedürftigen Punkten abgeändert wurde, wohl gewiß deswegen, weil teils die Notwendigkeit davon nicht sogleich zum Bewußtsein kam, teils ein unvorbereiteter Übergang bedenklich schien.

Z w e i t e r A r t i k e l .

Grenzen der Gesetzgebung. Es verdient bemerkt zu werden, daß es unseres Wissens noch niemand während des ganzen Streites gewagt hat, aus dem Begriff eines deutschen Staates das Recht abzuleiten, daß es ihm zustehe, über die Erziehung der Kinder gemischter Ehen zu verfügen. Wie wäre es auch möglich, ohne ihm zugleich ein Zwangsrecht in Bezug auf die Religion der Staatsbürger überhaupt zuzusprechen, insbesondere ohne ihm ganz verwüstende Eingriffe in die Rechte, in das Gewissen, das Herz und das innerlichste Leben der Eltern zu gestatten? Vermöge der Einheit der Eltern und ihrer Kinder müßte eine der freien Bestimmung der ersteren entzogene Erziehung der letzteren für eine unmittelbare Gewalttat auf die religiöse Überzeugung der Eltern selbst gehalten werden. Denn welcher Konfession auch immer die Eltern ihre Kinder zu widmen entschlossen sind, es setzt immerhin, wenn wir uns nicht ein ganz demoralisiertes Paar denken, eine Billigung, eine gewisse Anerkennung eben dieser Konfession auch von Seite des sich nicht zu ihr bekennenden Gatten voraus; wie vermöchte es aber die Staatsgewalt, eine solche, das Gewissen beruhigende Billigung und Anerkennung hervorzubringen? Begreift die Staatsgewalt aber, daß sie dies nicht vermag, so muß sie zugleich begreifen, daß es ihr überall nicht zustehe, Gesetze hierüber zu erlassen, es sei denn, sie hielte sich

für berechtigt, die Gewissen zu quälen oder Mittel in Bewegung zu setzen, die Gewissen zu töten, oder von der Voraussetzung auszugehen, daß die Untertanen kein Gewissen haben. Höchstens dürfte die bürgerliche Gesetzgebung subsidiarisch einzuschreiten für [238] nötig erachten, dann nämlich, wenn und wo die Eltern es versäumen könnten, vor Eingehen der Ehe feste Bestimmungen zu treffen. Je unerfreulicher aber für den Staat der Gedanke einer so anstößigen religiösen Gleichgültigkeit der Eltern sein muß, daß sie zwar vor Eingehen der Ehe alles mögliche, was die Interessen des niederen Lebens berührt, vertragsmäßig anordnen und sicherstellen, in Ansehung des höheren Lebens der zu hoffenden Kinder aber eine gedankenlose Unbestimmtheit obwalten lassen, desto mehr hätte er auch, selbst vom Standpunkt der bürgerlichen Wohlfahrt aus, darauf zu dringen, daß schon vor Eingehen der Ehe auch über die Religion der Kinder feste Bestimmungen verabredet werden. Der Staat würde dadurch zeigen, wie viel ihm daran gelegen sei, daß das Höchste und Wichtigste auch vor allem beachtet werde. Daher erscheint selbst eine subsidiarische Gesetzgebung unangemessen, und wenn überhaupt ein Staatsgesetz erlassen werden sollte, so müßte es ohne Zweifel das sein, daß die Gatten gemischter Ehen vor ihrer Vermählung über feste Bestimmungen in Betreff der Erziehung ihrer zu hoffenden Kinder sich zu vereinigen haben.

Je weniger indes aus dem Begriff des Staates ein Recht abgeleitet werden kann, die Religion der Kinder gemischter Ehen zu bestimmen, desto mehr ging das Bestreben dahin, daß nun einmal vorhandene preußische Gesetz mit Gründen der Schicklichkeit und sich aufdrängenden Rücksichten des Staates zu unterstützen, ja sogar es so darstellen, daß sich das darin gegen die Katholiken herrschende Wohlwollen unverkennbar herausstelle. So sagt Herr v. Bunsen in der ihm zugeschriebenen Staatsschrift, daß erst nach der Geburt der Kinder Bestimmungen über die kirchliche Erziehung derselben festgesetzt werden könnten, indem die Vaterrechte erst mit dieser Geburt begönnen. Hierauf ist lediglich zu erwidern, daß nicht der Vater als *Erzeuger* des Kindes, auch nicht

die Mutter als *Gebärerin* desselben seine Religion bestimmt; denn in diesem Falle würden alle Väter und Mütter aller Völker ihre Kinder derselben Religion widmen, indem zwischen ihnen als Vätern und Müttern kein Unterschied besteht. Die Eltern (nicht der Vater allein, wie Herr v. Bunden seltsamer Weise voraussetzt) bestimmen die Religion des Kindes, inwiefern sie sich selbst zu einer [239] Religion bekennen, was schon vor dem Abschluß der Ehe stattfindet. Ergötzlich ist, was ein Berliner Korrespondent der allgemeinen Zeitung vom 4. Februar (Beilage) sagt: ‚Als Vater könnte sich jeder entschließen, seine Kinder katholisch werden zu lassen; als Eingebung einer Bräutigamslaune sollte dies Versprechen nichtig sein.‘ Hieraus erklärt sich vielleicht die schaudererregende Leichtigkeit, mit welcher in Preußen eingegangene Ehen wieder getrennt werden. Das Ja-Wort bei der Trauung wird eben als eine veränderliche Bräutigamslaune betrachtet, die, wenn sie nicht zufälligerweise Beständigkeit annimmt, ohne alle Gewissensbeängstigung in eine andere Laune sich verwandeln darf.

In derselben Staatsschrift wird gesagt, daß durch die Kabinettsorder vom Jahr 1825, durch welche befohlen wird, daß die Kinder gemischter Ehen der Religion des Vaters folgen müssen, den katholischen Geistlichen unbenommen bleibe, auf die Katholiken einen moralischen Einfluß auszuüben, nur werde jeglicher Zwang untersagt. Es wird ferner zu verstehen gegeben, daß der katholischen Kirche sogar durch jenes Gesetz eine Wohltat habe erwiesen werden sollen, indem sie von dem Gebiete des Zwangs auf das ohne Zweifel höhere des moralischen Einflusses versetzt worden sei; an die Stelle der juristischen Klausel und strenger Kirchenstrafe trete Ermahnung, Abmahnung und Warnung.

Moralischer Einfluß. Die katholische Kirche hat aber während ihres achtzehnhundertjährigen Daseins einen viel zu großen Schatz von Erfahrungen gesammelt, als daß sie nicht wissen sollte, es seien ihr Menschen von der verschiedensten sittlichen und religiösen Bildung zur Erziehung anvertraut, auf welche sie auch je nach ihrer eigentümlichen Beschaffenheit zur Erreichung ihrer Zwecke einzuwirken habe. Sie hat Männer und Frauen in

ihrer Mitte in der Weise von ihrem Geiste erfüllt, daß dieselben ihre Gebote ohne alles ermahrende Wort aus dem regsten inneren Triebe von selbst vollziehen; sie erfreut sich anderer, welche zwar des belehrenden und ermunternden Wortes bedürftig sind, die dasselbe jedoch nur vernehmen, um es sogleich in ihrem Leben zu verwirklichen; es sind ihr endlich wieder andere anvertraut, deren inneres Leben nur erwacht, wenn es durch Drohungen und Strafen aus dem Schlummer aufgeweckt wird. Aber auch diese Drohungen und Strafen sind ganz aus [240] dem sittlichen Gebiet genommen. Es muß daher für ein ganz unverständiges Anerbieten gehalten werden, wenn man sie von Seiten des Staates erst auf das höhere Gebiet des moralischen Einflusses erheben will, und was die juristische Klausel betrifft, so ist sie denjenigen gegenüber, die ein vor der Ehe gegebenes Versprechen für die Äußerung einer Bräutigamslaune halten, in jedem Fall schlechthin unerläßlich.

Priesterzölibat. Besonders wurde dem katholischen Grundsatz, daß gemischte Ehen nur unter der bekannten Bedingung eingesegnet werden sollen, der Vorwurf gemacht, daß sich, im Falle die Staatsgewalt denselben gelten ließe, das in einem bestimmten Staat oder in Deutschland überhaupt, ja in Europa bestehende numerische Verhältnis der Katholiken und Protestanten zum entschiedenen Nachteil der letzteren umgestalten müsse. Die Regierungen würden demnach die akatholischen Religionsparteien sehr verletzen, wenn sie den katholischen Kanon gelten ließen, da die übrigen Konfessionen mit allem Grund befürchten müßten, allgemach von der katholischen verschlungen zu werden. Gesetzt, eine jede von nun an einzugehende gemischte Ehe würde unter der berührten Bedingung eingegangen, gesetzt also, alle Kinder aller gemischten Ehen würden für die Zukunft Mitglieder der katholischen Kirche, was freilich aus den verschiedensten Gründen weder irgendwo der Fall ist, noch zu erwarten steht, so hat die katholische Kirche andere Institutionen, wodurch das für sie so günstige Zahlverhältnis vollkommen wieder aufgehoben wird. Hierher ist vor allem das katholische Institut des Priesterz-

ölibats zu zählen, während die protestantischen Geistlichen sich verehelichen. Vor wenigen Jahren wurden von Protestanten und Katholiken Berechnungen gemacht, denen zufolge nach Ablauf einer keineswegs unendlichen Reihe von Jahren die Katholiken vollkommen von den Protestanten müßten verdrängt sein. Man beabsichtigte dadurch der katholischen Kirche die Aufhebung eines immer in ihr gewesenen, tief in ihr ganzes Sein und Leben verwachsenen Institutes, wenigstens auf dem deutschen Gebiete abzuschmeicheln, indem die süße Pflicht der Selbsterhaltung sie zu diesem Entschluß nötigen müsse. In der Tat, gäbe es nicht gewisse Potenzen, die sich aller Berechnung entziehen, die also auch bei diesem Rechnungsexempel nicht in [241] Rechnung kamen, die katholischen Kirchenbehörden hätten alle Ursache gehabt, sehr nachdenklich zu werden. Denn leugnen läßt es sich nicht, daß es nach den Faktoren, die gezählt und gemessen werden können, äußerst unklug erscheinen muß, einen so gut gemeinten Rat bei Seite zu legen. Indessen, die katholische Kirche hat in gewissen Dingen einmal eine Art von genialem Leichtsinn und folgt, alle menschliche Klugheit verschmähend, ihrem inneren Zuge und hat sich stets sehr gut dabei befunden.

Vorteil der Protestanten. An diesem Orte, wo lediglich nach den fünf Sinnen und ihren Daten zu verfahren ist, alles aber, was in den Bereich des den Katholiken eigentümlichen religiösen Vertrauens gehört, als etwas, was Nichtkatholiken ohnedies leichthin Schwärmerei nennen werden, unbeachtet zu bleiben hat, fragt es sich nun, ob es in Deutschland, geschweige in Europa, so viele gemischte Ehen gebe, als es Ehen der katholischen Geistlichen geben würde, wenn das Zölibatsgesetz es ihnen nicht verböte, oder auch, als es wirklich Ehen der protestantischen Geistlichen gibt, die kein Gesetz zum ehelosen Leben verpflichtet. Es wird anderen überlassen, genauere statistische Nachweisungen hierüber zu geben, jedenfalls wären sie interessant und keineswegs schwer.

Bleibt schon dadurch die protestantische Bevölkerung überall in einem ganz *entschiedenen* Vorteil, so kommen nun noch die übrigen

asketischen Institutionen der Katholiken hinzu, wir meinen die klösterlichen beider Geschlechter und die den klösterlichen ähnlichen. Auch hierin folgt die katholische Kirche ihrem überweltlichen Zuge, ihrer Liebe zu dem Sittlich-Idealen, unbekümmert, wie das Zahlenverhältnis sich demaleinst herausstellen mag oder vielmehr gewiß, daß der, der die Kirche gegründet hat, schon auch für ihre Fortdauer Sorge, wenn gleich das menschliche Auge die Bedingungen derselben zuweilen nicht klar erkennt oder wohl auch ganz vermißt.

Übertritte zum Protestantismus. Keineswegs sind endlich die strengen katholischen Gesetze, die Unauflöslichkeit des Ehebandes betreffend, zu übersehen. Es fehlt nicht an Fällen, wo beide einander mißfällig gewordenen Ehegatten, zugleich zur protestantischen Konfession übertreten, um in derselben geschieden zu werden, und sich nach der wechselnden Neigung wieder verehelichen zu können. Um vieles häufiger sind die Fälle [242] von welchen alle deutschen Staaten mehr oder weniger aufweisen können, daß wenigstens ein Teil übertritt, um den bisherigen Gatten gegen einen neuen umzutauschen, während dem katholisch bleibenden Gatten nicht gestattet wird, zu einer anderen Ehe zu schreiten. Endlich trifft es sich auch, daß geschiedene Protestanten sich verheiraten, welche sofort, weil es ihnen nicht erlaubt ist, in solchem Falle eine Ehe einzugehen, indem die katholische Kirche auch die Ehen der Protestanten für unauflöslich hält, gleichfalls ihre Konfession verlassen und derjenigen sich anschließen, die ihren wechselnden Wünschen entgegen ist.

Höhere Bestimmung der Kirche. Aus dem Vorgelegten dürfte einleuchten, wie sehr es die katholische Kirche verschmäht, auf eine äußerliche Weise die neben ihr bestehenden Konfessionen zu übervorteilen, oder auf einem solchen Weg auch nur gleiche Vorteile mit ihnen zu erringen; daß sie also auch durch ganz andere Gründe zur strengsten Aufrechthaltung ihrer Grundsätze über gemischte Ehen bestimmt sein müsse, als durch das an sich ganz niedrige und gemeine Motiv sich in ein gün-

stigeres numerisches Verhältnis zu den Nichtkatholiken zu setzen. Warum gestattet sie nun aber die Auflösung des Bandes der Ehe und die Wiederverehelichung in den aufgezählten Fällen nicht? Sie ist berufen, nach ihren Glaubens- und Sittengesetzen die Menschen zu bilden, nicht umgekehrt, sich nach den Menschen zu gestalten. Wollte sie das letztere, so müßte sie auf die bei ihrer Gründung ihr gewordene Aufgabe, die Menschheit für eine höhere Welt zu erziehen, verzichten und sich selbst aufgeben; sie will sich lieber von einem bildungsunfähigen, ihren religiös-sittlichen Idealen grundsätzlich und ihr ins Angesicht widersprechenden Geschlecht zurückziehen, als ihre höheren Gesetze, die sie dieser niederen Welt einprägen soll, verlassen, im festen Vertrauen, daß ihr anderwärts ein empfänglicheres Geschlecht zur Bildung nach ihrem göttlichen Geiste zugewiesen werde. Der Geist des Christentums pflegt sich von jenen entsittlichten und in ihrer Sündhaftigkeit verstockten Völkern, nachdem er alles, was in denselben rettungsfähig ist, an sich gezogen, zurückzuziehen und sie ihrem eigenen Verderben zu überlassen. Wie ehemals die Kirche den Orient, Asien und Afrika verlassen hat, um sich nach dem Abendland und dem Norden zu wenden, so könnte ihr im äußer[243]sten Falle wohl auch wieder die Weisung werden, den Wanderstab aufs neue zu ergreifen und tüchtigere und kräftigere Völker aufzusuchen. Welche Eroberungen könnte sie nicht machen, wenn sie manche Dogmen als *veraltet*, d. h. je einer vorübergehenden Zeitbildung mißfällig, weil über derselben stehend, preisgäbe? Sie verschwände dann aber mit der Zeit selbst, welche sie umfaßt und in welcher sie sich vergessen hätte. Sie tut dies nicht und kann es nicht tun, weil sie ewig zu wahren hat und darum über aller Zeit stehen muß. Was nützte es endlich den Individuen selbst, welchen sie ihre Gesetze aus falscher Nachgiebigkeit zum Opfer brächte, da diese vor dem künftigen Gericht nicht nach dem preußischen Landrecht, sondern nach dem Gesetzbuch des Evangeliums werden gerichtet werden. Hiernach beurteile man denn auch den Standpunkt, den sie in Betreff der gemischten Ehen nicht zu verlassen gesonnen ist.

Zum Schluß noch die Bemerkung, daß die preußische Gesetzgebung, welche die Auflösung der Ehen bis ins Grenzenlose ausgedehnt hat, nicht einmal eine *Abnung* von dem Geist haben kann, welcher der katholischen Betrachtungsweise von den gemischten Ehen zu Grunde liegt. Ein *heiliger Ernst* und eine *Frivolität*, die in der Geschichte christlicher Völker ihres Gleichen nicht findet, sind miteinander in Berührung gekommen, eine Berührung, die keine anderen Folgen haben konnte, als welche wir gesehen haben.

16. BRIEFE¹

An Herrn v. L. in E.

Hochwohlgeborener, Hochgeehrter Herr!

Sie haben mich unterm 15/23 Mai mit einem Schreiben beehrt, dessen Inhalt mir von so großer Bedeutung ist, daß ich es für eine Verletzung meiner heiligsten Pflichten halten müßte, wenn ich dasselbe nicht gerne, so weit ich es vermag, beantwortete.

Die Mitteilungen, die Sie mir aus der Geschichte Ihres inneren Lebens machen, setzen mich in Kenntnis, daß Sie in Ihrer Jugend einen sehr ungenügenden Unterricht in der Lehre der katholischen Kirche erhalten haben, sodann in Verlauf Ihrer philosophischen Studien zu einem Deismus gekommen sind, nun aber mit dem Inhalt der heiligen Schrift einigermassen befreundet und den inneren Frieden und das Glück eines christlich gläubigen Gemüts ahnend, zwischen den bestehenden christlichen Konfessionen wählen wollen, um sich einer Gemeinde, wie Sie sich ausdrücken, *ganz* hingeben zu können. In diesem Zustand des Wählens befinden Sie sich noch; zwar haben Sie sich überzeugt, daß das System der Reformatoren unhaltbar sei; allein die neueren protestantischen Theologen hätten demselben gleichfalls entsagt. Es entstehe also die Frage für Sie, ob Sie sich nicht an die Lehre [245] von diesen anschließen könnten; da doch wohl z. B. der Katechismus von Herrn Pastor Hülsmann in Elberfeld, den Sie mir zu senden so gütig waren, die echte Lehre Christi enthalte,

¹ Original: ,*VII. Briefe*. In: Döllinger II, 244 – 260; erstmalige Publikation bei Döllinger.

welche allerdings von Anfang an in der katholischen Kirche überliefert worden sei. Endlich ersuchen Sie mich, Ihnen einige Schriften zu nennen, durch deren Gebrauch Sie den Weizen von der Spreu vollends auszuscheiden in Stand gesetzt werden.

Neues Heidentum. Ich freue mich und danke Gott, daß er in Ihnen höhere Bedürfnisse geweckt, ein ernsteres und kräftigeres religiöseres Leben angeregt und der vollen Überzeugung nahe gebracht hat, daß unser Herz keine Ruhe finde außer in Gott; daß es aber keinen Gott gebe, den wir lieben und in dem wir selig werden könnten, als den persönlichen, heiligen, gerechten, liebevollen und barmherzigen, der in Christus Jesus sich geoffenbart und das Sündergeschlecht mit sich versöhnt hat, und keinen Christus, dem wir uns entschieden hingeben können, ohne die Kirche. Vielen in unseren Tagen ist dieser längst geoffenbarte Gott ein vollkommen verborgener, so verborgen, als er den Heiden vor drei tausend Jahren war, und Sie haben Recht, wenn Sie es der unseligen Religionsspaltung beimessen, daß die Gemüter so leer und so zerrissen in sich selbst, ohne Glück und ohne Frieden sind, und daß insbesondere von daher wohl auch die politischen Unruhen entspringen. Gewiß verhält es sich so; im römischen und griechischen Heidentum war das bürgerliche Leben das Höchste, weil ein Höheres nicht bekannt war; ebenso wird jetzt die höchste Befriedigung im irdischen Verhältnis gesucht, und weil sie doch in demselben niemals gefunden wird, tritt auch niemals Ruhe und Friede im Staatsleben ein.

Feste Bindung im Protestantismus? In kirchlicher Beziehung haben Sie das Verlangen, sich einer Gemeinde *ganz* hinzugeben. In diesem Verlangen ist die volle Wahrheit in ihrem Keime enthalten; die reine und naturgemäße Entwicklung desselben wird Sie daher auch am sichersten leiten. Um sich ganz jemandem hingeben zu können, wird von demselben, und zwar in allen sozialen Verhältnissen, Unwandelbarkeit, Beharrlichkeit, beständige Einheit mit sich selbst in allem Wesentlichen gefordert, z. B. in der Ehe und in der Freundschaft. Mit einem Weibe von wohl bekannter wandelbarer Gesinnung wird niemand eine Ehe einge-

hen; denn diese schließt eine Hingabe der ganzen [246] Persönlichkeit an den Gatten ein und setzt eben deshalb von ihrer Seite eine unerschütterliche Festigkeit des Charakters voraus, so daß alle männliche Gestalten, die vor ihr wandeln, keine Veränderung in ihrem treuen Verhältnis zum Gatten hervorbringen. Kurz, an denjenigen, der beständig in wesentliche Veränderungen eingeht, ist keine Hingabe möglich, eben weil ein ewig Wechselndes gar nicht ergriffen und festgehalten werden kann. Wenn Sie nun den Versuch machen, sich der protestantischen Gemeinde ganz hinzugeben, so werden Sie bald gewahr werden, daß es nicht angehe. Die Prediger derselben, mit welchen Sie in Verkehr stehen, leugnen nicht, daß Sie die Lehre der Reformatoren guten Theils verwerfen und eine andere aufgenommen haben; denn Ihrer Mitteilung zufolge sind sie in Betreff der in den drei ersten Kapiteln meiner Symbolik entwickelten Lehren mit den Katholiken einverstanden. So ist denn selbst nach diesem Geständnis eine wesentliche Veränderung in der Glaubenslehre protestantischerseits eingetreten; denn was anderes bildet das Wesen der Kirche, den eigentlichen Lebenskern derselben als der Glaube? Was die Prediger derselben Gemeinde in zehn und zwanzig Jahren glauben und predigen werden, kann eben deshalb niemand bestimmen; denn von dem Recht, von welchem Sie selbst den Reformatoren gegenüber Gebrauch gemacht haben, werden sicherlich ihre Nachfolger Ihnen gegenüber Gebrauch machen. Nun wollen Sie erwägen, ob Sie sich einer solchen Gemeinde *ganz* hingeben können! Ob Sie nur einen Gegenstand finden, der zu einer Hingabe geeignet ist und nur einigermassen Ansprüche auf eine solche machen kann!

Subjektivismus. Doch es ist nicht nötig, auf die Vergangenheit und die Zukunft hinzublicken. Fassen wir nur die Gegenwart ins Auge. Allenthalben in der protestantischen Kirche finden wir zwar, daß die Glaubenssätze, welche die Reformatoren als die Grundlagen des von ihnen gestifteten Vereins betrachtet haben und einzig betrachten konnten, verlassen sind; allein über ein gemeinsames Symbol vermochten sie sich nicht wieder zu ver-

ständigen. Gewiß ist es ihnen so bekannt als mir, daß sogar mehrere Generalsuperintendenten, einflußreich sowohl durch ihre Stellung, als durch ihre Schriften, sehr offen jegliche positive Offenbarung verwerfen (z. B. Röhr, Bretschneider, Ammon); daß sehr bedeutende, weit [247] verbreitete, protestantische Schulen zwar sehr viel von göttlicher Offenbarung in Christus sprechen, ihn sogar den Mensch gewordenen Gott nennen, aber die Offenbarung als Selbstoffenbarung des göttlichen Geistes in der Menschheit deuten und meistens pantheistisch sind. Diesen Theologen sind die positiven Dogmen bekanntlich nur Hüllen einer vorgeblichen tieferen Weisheit, ihrer Philosophie nämlich, und je nachdem diese beschaffen ist, legen sie den Dogmen auch einen verschiedenen Sinn unter (de Wette, Schleiermacher, Hegel). Noch andere verehren im Christentum eine von dem wahren Gott in wunderbarer Weise gegebene Offenbarung, wie auch Hr. Hülsmann; jedoch so, daß der eine sie so, der andere anders auffaßt. Es ist unter diesen Umständen gewiß nicht nötig, abermals besonders auseinanderzusetzen, daß von einer Hingabe an die protestantische Gemeinde nicht die Rede sein könne, am wenigstens von einer ganzen Hingabe an dieselbe. Sie könnten sich aber einem, z. B. dem Herrn Hülsmann ganz hingeben; Hülsmann ist aber keine Gemeinde. Ob indes, selbst wenn er eine nicht geringe Zahl von Protestanten repräsentierte, diese Hingabe würdig wäre, darf ich sicher schon ihrem Gefühl, noch mehr aber ihrem erleuchteten Nachdenken zur Entscheidung anheimgeben; denn daß er als Protestant gerade diese und keine andere Ansichten hat, ist kein zufällig. An einer anderen protestantischen Akademie gebildet, würde er wesentlich anders sich ausgesprochen haben; von einer anderen Lektüre influenziert, abermals, und von andern subjektiven Gefühlen bewegt, würde er vielleicht eben so die absolute Prädestination verkünden und die Freiheit verneinen wie ein Krummacher. Können Sie sich einem Zufall hingeben? Sie, wie ich Sie aus ihrer verehrlichen Zuschrift kennen lerne, gewiß nicht.

Wahrheit der Kirche. Das wahre und tiefe Bedürfnis, daß sich in Ihnen kund gibt, das Bedürfnis, sich einer Gemeinde ganz hinzugeben, kann nichts anders genügende und erleuchtete Befriedigung finden, als durch innig lebendige Anschließung an die katholische Kirche. Von Christus aus- und durch achtzehn Jahrhunderte hindurchgegangen, ist sie gleich der ewig unbeweglichen und sich selbst gleichen Wahrheit, die sie zu verkünden hat, das einzig Beharrliche im Wechsel der Zeiten, treu in dem, was sie verheißt, und wenn alles auf Erden [248] uns verläßt, voll Liebe und Beständigkeit uns zugetan; eine würdige Stiftung und Stellvertreterin des Sohnes Gottes, dessen Worte nie vergehen, und wenn auch Himmel und Erde vergingen. Hier ist Ihnen eine Gemeinschaft angeboten, die in den Angelegenheiten unseres Heiles Hingabe verdient. Tausend Sekten haben sie vom ersten Jahrhundert ihres Daseins an bekämpft; sie sind verschwunden und wer ihnen sich hingab, umfaßte eine Wolke. Sie sind verschwunden, ohne Spuren zurückzulassen; sie dienten nur zur Verherrlichung der Kirche, zur reicheren Entwicklung ihrer Lehren und Ordnungen, zur tieferen Erfassung ihres unendlichen Gehaltes. Wenn wenige von den alten Sekten ihr Dasein noch fristen, so scheint es nur zugelassen zu werden, um uns an ihnen das traurige Schicksal der Trennung von der Kirche in entsetzlichen Bildern vorzuhalten; denn Leichname sind es, aus denen das Leben gewichen ist. Und welche traurige Geschichte bietet uns auch schon der Protestantismus dar! Schon längst hat er sein eigenes Lebensprinzip verlassen und seine Substanz verleugnet, so daß sein Beharrliches eben der Wechsel ist, und die Akzidens die Stelle der Substanz vertritt, was seine Verkehrtheit vielleicht am besten ausdrückt. Nun sind seine Anhänger mit der Frage beschäftigt: Wer ist Christus? Eine Frage, auf die er niemals mehr eine Antwort wird abgeben können; denn nur der Glaube kann sie beantworten, während man durch die Antwort erst zum Glauben gelangen will. Die heilige Schrift macht es ihm nicht möglich, die richtige Antwort zu erteilen; denn durch ihren verkehrten Gebrauch wurde der Protestantismus eben zu dieser Frage hin-

gedrängt; und das Mittel, das zum Übel führte, kann nicht zugleich auch von demselben befreien. So ist ihm also im Verlauf seiner Geschichte das Wesen des Christentums selbst zum Problem geworden; und er ist mit der Verzehrung seiner selbst und seiner Grundlagen ewig beschäftigt; ein so tragisches Schicksal, wie wir es ohne die Belehrung der wirklichen Geschichte wohl nicht denken könnten.

Anschluß an die Kirche. Nun bitte ich Sie abermals, sehr geehrter Herr, die Frage zu erwägen, ob Ihr Bedürfnis, sich *ganz* an eine Gemeinde hinzugeben, überhaupt befriedigt werden könnte, ohne das Dasein der katholischen Kirche? Möchten doch recht viele diese Frage sich stellen! Das mehr genannte Bedürfnis tritt überall auf einer [249] bestimmten Stufe der Entwicklung unseres religiösen Lebens hervor, wie weit müßte es also führen und wie folgenreich werden, wenn diese Frage allgemein mit Redlichkeit und Klarheit gestellt und eine gewissenhafte und gründliche Beantwortung versucht würde! Die allgemeinste Anerkennung der katholischen Kirche und ihrer Prinzipien müßte die Gemüter beglücken. Denn folgende Resultate sind wohl unverwerflich aus dem Gesagten abzuleiten; wenn völlige Hingebung nur an Beharrliches möglich und das Beharrliche hier der religiöse Glaube einer moralischen Person ist, so stellt sich uns heraus, daß dieser Glaube von Christus an durch alle Zeiten hindurch in der Kirche vorhanden, und somit diese eben in den Angelegenheiten des Glaubens, in der Bewahrung und Auslegung desselben, unverirrtlich oder irrtumslos sein müsse, und daß jede Abweichung von demselben Verirrung von der christlichen Wahrheit und Irrtum sei. Eine Beharrlichkeit solcher Art ist aber menschlicher Kraft nicht möglich; die Kirche und zwar die sichtbare muß daher auch von göttlicher Kraft gehalten und des göttlichen Geistes voll sein. Dadurch wird die Hingebung an die Kirche Hingebung an Christus selbst, der sie gegründet, als seine Stellvertreterin sie gegründet hat. Diese Hingebung ist allein der menschlichen Würde angemessen; denn an Menschliches dürfen wir uns, ohne uns zu entadeln, nur unter der Bedingung hinge-

ben, wenn die Hingebung an Gott zugleich mitgesetzt ist. Entweder können wir uns an keine Gemeinde hingeben, und sodann ein wahres tiefbegründetes Bedürfnis niemals befriedigen, – oder wir können und dürfen uns nur an die katholische Kirche hingeben.

Protestantische Beliebtheit. Wenn ich mich nun an den Katechismus des Herrn Pastors Hülsmann wende, so kann ich nicht bergen, daß in ihm neben vielen sehr gelungenen Darstellungen auch nicht wenig Auffallendes und Ungenügendes und Irriges enthalten sei. Auffallend ist gewiß, daß der Herr Verfasser in dem Überblick über die Kirchengeschichte S. 60 sagt, Luther sei durch fleißige Lesung der heiligen Schrift zu einer richtigen Kenntnis der christlichen Religion gelangt; gleichwohl aber selbst in sehr wesentlichen Religionslehren und zwar gerade in denjenigen, worauf Luther der katholischen Kirche gegenüber das Hauptgewicht legte, von demselben abweicht! [250] Er legt nämlich Luthers Lehren von der Erbsünde, der Gnade und Freiheit, dem Glauben und den guten Werken beiseite, hält sie somit für Irrtümer und sagt gleichwohl, dieser Reformator sei zu einer richtigen Kenntnis der christlichen Religion gelangt! Hierin offenbart sich ein höchst merkwürdiges Benehmen der protestantischen Pastoren. Das arme, ihnen anvertraute Volk führen sie vielfach an einem recht zarten Gängelbände; in ihrem Anpreisen der Weisheit und Erleuchtung der Reformatoren, Mißbräuchen in der katholischen Kirche gegenüber, finden sie keine Grenze; aber nicht mit einem Worte wird der schweren Mißgriffe derselben Erwähnung getan, wenn sie selbst Glaubenslehren aufstellten. Indem sie nun die eigentliche Lehre Luthers und Calvins gar nicht oder nur höchst ungenügend zur Kenntnis des Volks bringen, so meinen die Unterrichteten, daß die Pastoren nur dasselbe Licht unterhalten, das die Reformatoren längst angezündet haben; daß der erste Glaube der Protestanten nicht verlassen worden sei und die Lehre keinem Wechsel in den wichtigsten Artikeln unterworfen sei. Käme das Volk zu der rechten Kenntnis der Sache, erführe es, wie seine Lehrer, jedem Winde preisgegeben, bald so, bald

anders sprechen: wahrlich, es müßten die Dinge eine andere Wendung nehmen.

So geschäftig und unerschöpflich sie aber in der Hervorhebung der Unübertrefflichkeit der Reformation sind, so sehr erweisen sie sich tätig, die vorlutherische Zeit zu entstellen und in Nebel und Finsternis zu hüllen. Es konnte Ihrem Blick nicht entgehen, wie niedrig in dieser Beziehung der Katechismus des Herrn Hülsmann steht; Sie haben hierüber auch richtige Bemerkungen in Ihrem Schreiben niedergelegt. Gleichwohl wurde ich immer noch sehr überrascht, als ich selbst von dem historischen Teil Einsicht nahm. Durch Lüge, dachte ich bei mir selbst, wurde nie ein Reich der Wahrheit gegründet und erhalten; sofort verfiel ich abermals in prophetische Gedanken; über die Zukunft einer Gemeinde, welche durch solche Mittel sich der Gemüter zu versichern sucht. Ich bin übrigens weit entfernt, den Herrn H. selbst absichtlicher Entstellung anzuklagen; er hat sich wohl nie mit der Geschichte ernstlich beschäftigt und nimmt nur auf Treu und Glauben an, was andere treulos vorgebracht haben.

In einen Nachweis der Verirrungen des Katechismus in [251] einzelnen Lehrstücken, namentlich in der Lehre von der Kirche und den Sakramenten, einzugehen, ist wohl hier der Ort nicht. Aber die Bemerkung erlauben Sie mir noch, daß selbst in dem Fall, daß Herr H. mit der biblischen Lehre und sonach auch mit der katholischen Wahrheit ganz übereinstimmte, Sie sich doch gewiß nicht entschließen werden, ihm sich anzuschließen. Denn um von dem oben Gesagten abzusehen, die Einsicht des Wahren, zu welchem wieder manche Protestanten Luther gegenüber gelangt sind, wird dem Dasein der katholischen Kirche und ihrer Lehre verdankt, ohne welche nirgends mehr Wahrheit vorhanden wäre; das katholische Dogma übte vom Anfang der Trennung an einen fortwährenden, leicht nachweisbaren Einfluß auf nicht wenige lutherische und reformierte Theologen aus, bis endlich ihre von der protestantischen Orthodoxie abweichenden Ansichten laut verkündet werden durften. Leider gingen nur viele abermals zu weit, so daß sie von dem Extrem eines einseitigen Super-

naturalismus zu dem anderen Extrem eines verwerflichen Naturalismus hingeschleudert wurden. Warum sollten Sie nun die Wahrheit nicht aus der Quelle schöpfen und sich dicht an derselben niederlassen, ja in dasselbe Verhältnis zu ihr sich setzen, wie das Kind zur Brust der geliebten Mutter, und aus ihrer Fülle unmittelbar sich nähren? Überdies ist es heilige Pflicht, die Wahrheit nach Form und Inhalt offen zu bekennen, ohne irgendwelche irdische Rücksichten, in die Reihe ihrer Anhänger frei einzutreten und, indem man die Zahl derselben vermehrt, auch die Mittel zu erweitern, durch welche die beseligende Wahrheit Einfluß auf die Menschen gewinnt. Durch den Übertritt zum Protestantismus, selbst wenn sie persönlich nach katholischer Lehre glaubten und lebten, würden Sie doch das Reich des Irrtums vergrößern, unmittelbar und noch weit mehr mittelbar die Kraft und Dauer des unseligen Religionszwiespalts vermehren, den alles religiöse Leben vergiftenden Indifferentismus befördern und durch alles dies sich ohne Zweifel schwer vor Gott und Ihrem Gewissen verschulden.

Hilfreiche Schriften. Um den Brief nicht zu einem Buch anzuwachsen zu lassen, wende ich mich zu dem letzten Teil Ihrer verehrlichen Zuschrift. Um den Weizen von der Spreu zu sondern und zu einem in festester Überzeugung gegründeten Glauben zu gelangen, soll ich Ihnen [252] noch einige Schriften nennen. Ich bin der Meinung, es komme hierbei vorzüglich darauf an, das Leben echt christkatholischer Seelen kennenzulernen, um dem Gemüt Nahrung zu geben, der geistigen Anschauung Willen bestimmende Bilder vorzuhalten und sich in dieser Weise mit der inneren Schönheit und Herrlichkeit vom Geist der Kirche durchdrungener Menschen bekanntzumachen. Ich möchte Ihnen deshalb die Kirchengeschichte von Stolberg, so wie die von Katerkamp empfehlen, die Lektüre von Schriften, wie ‚die Fürstin Gallitzin‘ von Katerkamp, ‚Thomas Morus‘ von Rudhart, besonders aber die *lettres spirituelles* von Fenelon, die einen reichen Schatz katholischer Frömmigkeit, Weisheit und Lebenserfahrung enthalten. Nützliche Bücher, die zunächst auf Überzeugung

wirken, und zwar in Ansehung der Religion und Offenbarung im Allgemeinen sind: des Bischofs Sailer Grundlehren der Religion, Wankers (sel. Professors in Freiburg) Vorlesungen über Religion nach Vernunft und Offenbarung. Ein ganz tüchtiges apologetisches Werk, ganz den wissenschaftlichen Bedürfnissen der Gegenwart angemessen, ist leider erst in der Arbeit; mein Kollege v. Drey wird es etwa in einem Jahre in den Druck geben. Wünschen Sie sich noch genauer in den Unterscheidungslehren der christlichen Konfessionen zu unterrichten, so werden Sie es wohl tun, wenn sie Bossuets *histoire des variations des églises protestantes* lesen; doch es ist Ihnen vielleicht zu speziell und zu weitläufig. Seine *Exposition de la doctrine catholique* enthält den Protestanten gegenüber eine einfache Darlegung der katholischen Lehre. ‚Theoduls Gastmahl‘ ist Ihnen wohl längst bekannt; ebenso Kastners ‚Würde und Hoffnung der katholischen Kirche.‘ Millners, eines jüngst verstorbenen Bischofs in London, ‚Ziel und Ende religiöser Kontroversen‘ (übersetzt von M. Lieber. Frankf. 1828) ist in dem allgemeinen Teil sehr unterrichtend. Wünschen Sie eine spekulative Darstellung der Glaubenslehren, so werden Sie in dem sehr scharfsinnigen Werk von Günther ‚Vorschule zur spekulativen Theologie‘ eine wohlgelungene Arbeit finden. Günther ist ein Wiener Theologe und das genannte Buch, welches allerdings viele Studien in Anspruch nimmt, erschien bei Wallishausen in Wien 1818. Haben Sie das Bedürfnis, eine kompendiarische Darstellung der katholischen Dogmatik zu studieren, [253] so dürfte etwa Klee gute Dienste leisten. Freilich ist die Schrift sehr concis geschrieben und bietet selbst einem sehr gebildeten Nichttheologen Schwierigkeiten dar.

Über das Fegfeuer, in Betreff dessen Sie Bedenken haben, ist es mir nicht gestattet, mich, wenn auch nur kurz, zu verbreiten, da Sie die Beschaffenheit derselben nicht näher angedeutet haben.

Indem ich sehnlichst hoffe, daß Sie recht bald das hohe Ziel, dem Sie entgegenstreben, erreichen werden, bitte ich mir fernere Anstände gütigst mitzuteilen. Mit der vollkommensten Hochachtung Euer Hochwohlgeboren

gehorsamster Diener
M ö h l e r.

Schreiben über die Verhältnisse und Zustände der
Schweiz (1836)²

Hochgeehrtester Herr und Freund!

Situation Schweiz. Ihre gütige Erinnerung an mich und das Bewußtsein, daß die Bande, welche zwischen dem Lehrer und Lernenden geknüpft zu werden pflegen, auch jetzt noch zwischen uns fortbestehen, war für mich sehr wohlthätig, so daß ich mich Ihnen zu herzlichem Dank verbunden fühle. Zwar gehen unsere Grundsätze in Beurteilung kirchlicher Verhältnisse, wie ich befürchte, weit auseinander; indes dürfte doch zwischen uns eine Verständigung nicht unschwer sein, da persönliche Bekanntschaft und gegenseitige Achtung viele Hindernisse derselben von vornherein abzuschneiden geeignet sind. Dabei darf ich mir aber keineswegs verhehlen, daß es schwer für einen weit Entfernten sei, dem Verlangen, das Sie an mich gestellt haben, auch nur einigermaßen zu genügen. Wieviel kommt [254] hier nicht auf die genaueste Kenntnis der örtlichen Vergangenheit und Gegenwart im allgemeinen, der hervorragenden, gerade tätigen Persönlichkeiten, insbesondere der eigentlichsten tiefsten Richtung und Zweck der leitenden Staatsmänner an? Hierüber sind nun schon überaus nachteilige Gerüchte im Umlauf; diesen zufolge ständen die meisten Staatshäupter der mit kirchlichen Institutionen zerworfenen schweizerischen Republiken entweder in gar keinem

² Dieser Brief war an einen jungen schweizerischen Theologen, einen Schüler Möhlers von Tübingen her, gerichtet, der ihn gebeten hatte, sich über die kirchlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes gegen ihn auszusprechen.

oder doch nur in einem äußerst schwächlichen und dürftigen inneren Zusammenhang mit der Kirche; manche sollen geradezu, alles katholischen Glaubens leer, voll von feindseligen Absichten gegen die Kirche sein und nur, um vor dem Volk ihre eigentliche Gesinnung zu verbergen, den Schein kirchlicher Gesinnung durch kalte Teilnahme am äußern Kult zu retten suchen.

Nehmen wir für den Augenblick an, daß es sich also verhalte. In diesem Falle ist es begreiflich, ja notwendig, wenn sich die Kirche, um ihrem Selbsterhaltungstrieb zu genügen, in sich selbst fest zusammenzieht und abschließt; wenn sie überall, wo sie die Hand der Staatsgewalt in ihrem Busen fühlt, einen Griff nach ihrem Herzen fürchtet, es zusammenzudrücken, und darum, um dieselbe so wenig als möglich sich nahe kommen zu lassen, bei jeder versuchten Berührung durch eine krampfhaftige Bewegung nach innen alle ihre edlen Teile unter ihrem hervorgekehrten Panzer zu verbergen sucht.

Staatsmänner katholisch? Unter der Voraussetzung, daß die oben angeführten, allerwärts verbreiteten Gerüchte nicht unbegründet seien, muß sich Ihnen von selbst darbieten, was ich auch auf einige Verteidigungsgründe der Staatspartei erwidern könne. Sie sagen: was größeren Staaten längst vom Apostolischen Stuhle gewährt sei, werde diesen kleineren Staaten mit Unrecht vorenthalten. Meine Entgegnung finden Sie in der sich leicht ergebenden Antwort auf die Frage: warum räumt der Freund dem längst erprobten, in Glück und Unglück bewährten Freunde Rechte ein, die er dem schlechtweg versagt, dessen Gesinnung ihm verdächtig ist? In den Schriften dieser Partei beruft man sich besonders auf die alten christlichen Kaiser, auf Karl den Großen. Wenn aber zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe. Die Rechte, in deren Ausübung wir jene erhabenen Fürsten begriffen sehen, sind bei weitem größtenteils keine solche, die im Verhältnis zwischen Staat und Kirche an sich [255] liegen; es sind Rechte, die aus dem nicht nur auf eine eigentümliche Weise bestimmten Verhältnis zwischen Staat und Kirche, sondern aus dem auf eine ganz einzig bestimmte Weise gegründeten damaligen Verhältnis zwischen

Staat und Kirche hervorgegangen sind. Sie müssen es, mein Freund, höchst auffallend finden, wenn Sie wahrnehmen, wie aus einem großen gegebenen Ganzen, dessen Teile nur in ihrer lebendigen Beziehung zueinander begriffen werden können, einzelnes ausgebrochen werden will, das Beliebige nämlich, das Übrige aber unberücksichtigt gelassen wird. Haben Ihre Staatsmänner Karl des Großen Grundsätze vom Christentum, von der katholischen Kirche, von der Machtvollkommenheit des heiligen Vaters? Sind die Staatstheologen aus der Klasse Alkuins oder aus der Gattung Paul Sarpis? Sitzen im großen und kleinen Rat auch die Geistlichen, wie die fränkischen Bischöfe an den Komitien der Franken Anteil hatten? Welches sind die Feldzüge der neu gestalteten Schweizerrepubliken zur Verteidigung der Kirche gegen Mahomedaner und Heiden, zum Schutz des Patrimoniums Petri gegen äußere Feinde, und die Reisen der Standeshäupter nach Rom zum Schirm der Person des Papstes gegen inneren Aufruhr? Gelingt es Ihnen, die hohen Räte der Kantone mit Männern anzufüllen, die eine Gesinnung und verhältnismäßig kirchliche Verdienste, wie Konstantin, wie Pipin und Karl der Große, aufzuweisen haben, so darf ich zuversichtlich versprechen, daß es auch mir gelingen werde, dieselben Rechte diesen hohen Räten zuzubringen.

Schweizer Geschichte. Unter wesentlich veränderten Verhältnissen ist es darum auch seltsam, sich auf einzelne Züge aus der alten Schweizergeschichte zu stützen, selbst abgesehen davon, daß durch vereinzelt alte Tatsachen noch kein altes Recht dargetan ist. Mit Vorliebe werden besonders einige Reibungen zwischen Kirche und Staat in den früheren Jahrhunderten der Schweiz aufgeführt. Diese sind jedoch nichts anderes als da und dort erscheinende Unebenheiten auf der Oberfläche des in seinem tiefsten Grunde friedlichen Meeres. Auch in der besten Ehe fehlt es nicht an einigen Störungen, wo Recht und Unrecht auf beiden Seiten geteilt ist. Von der regelmäßigen, heiteren und inneren Einheit also hinwegsehen und auf solche verschwindende Trübungen ein System bauen oder ein bereits erbautes, auf we-

sentlich ver[256]schiedenen inneren Grundlagen beruhendes, damit unterstützen wollen, heißt gewiß einen Mißbrauch von der Geschichte machen.

Inkompetenz in Glaubensfragen. Wird aber von der Voraussetzung ausgegangen, daß alles von der irreligiösen und ungläubigen Richtung Ihrer Staatsmänner Ausgesagte eine höchst böswillige Verleumdung sei, so muß es sogleich in Verwunderung setzen, daß Taten und Worte derselben eine solche Verleumdung nicht widerlegen. Dieser Erscheinung wäre nicht anders als durch die Annahme zu begreifen, daß die Masse der Wohlgesinnten durch einige wenige Übelgesinnte beherrscht werde, und daß letztere ihren Reden und Handlungen eine Auslegung zu geben wissen, durch welche die ersteren auf eine zauberhafte Weise geblendet werden. Erlauben Sie mir, mich bloß an zwei offizielle Aktenstücke zu halten. Der Bericht des kleinen Rates an den großen Rat des Kantons Aargau (vom 25ten August d. J.) enthält ein Gutachten des Kirchenrates desselben Kantons an die erstgenannte Behörde. Dieses Gutachten wird einst ein höchst bedeutendes geschichtliches Denkmal für die nähere Kenntnis unserer Zeit, ihrer Richtungen und der geistigen Kräfte sein, mit denen sich die Parteien zu behaupten suchten. Wie tief verletzend für den Katholiken, wie voll von Ärgernis ist nicht dieser Aufsatz! Er hat indes zugleich das Gute, daß die Ungeschicklichkeit, mit der er verfaßt ist, das entschieden Feindselige nicht verbirgt, im Gegenteil überall hervortreten läßt. Die Unwissenheit ist so groß, daß Eschenmayer für einen gut katholischen Philosophen ausgegeben werden kann, und das Zugeständnis, daß sich die Staatsgewalt nicht anmaße, sich in das Dogma zu mischen, wir damit begonnen, daß sie sich anmaßt, den Begriff des Dogma zu bestimmen und zu erklären, daß nur die aufgeschriebenen Worte des Herrn Quelle des Dogma sein könnten! So ist der katholische Kirchenrat befugt, den Katholiken vorzuschreiben, woher die Dogmen zu schöpfen seien, die Auslegung des Evangeliums wird er dann schon folgen lassen. Einige Proben seiner exegetischen Kunst teilt er auch bereits mit. Abgesehen von dem unedlen und

unwürdigen Verfahren des Kirchenrates, der, um Raum für die Erstürmung einer offenen Tür zu gewinnen, dem hochwürdigen Herrn Bischof die so oft und klar von ihm verneinte Absicht unterschiebt, als verlange er Befreiung der Geistlichen von bürger[257]lichen Gerichten in bürgerlichen Dingen, abgesehen davon, wie unterstützt der Kirchenrat den entgegengesetzten Grundsatz? Unter anderem durch Markus 13, 9, wo Jesus seinen Jüngern vorhersagt: ‚Man wird euch den hohen Räten überantworten, man wird euch in den Synagogen geißeln, vor Richtern und Kaisern werdet ihr um meinetwillen stehen‘ usw. Der Herr kündigt hier den Seinigen Verfolgungen, einen rechts- und gesetzlosen Zustand an; wie konnte der Kirchenrat besser das Verfahren des kleinen Rates gegen die Geistlichen charakterisieren? Sogar, daß die bürgerlichen Gerichte den Sohn Gottes hinrichten ließen, und er zu seinem Schutze keine Legion Engel herbeirief, zieht der hohe Kirchenrat als Beweis heran! Auch 1 Petr 2, 13 – 17 wird nicht vorübergelassen; als wäre es den Römern zur Zeit Petri jemals eingefallen, einen christlichen Pfarrer abzusetzen, oder dem Petrus, den Gehorsam gegen den Staat auf religiöse Angelegenheiten auszudehnen, ihm, dessen Worte jedermann kennt: ‚Man muß Gott mehr als den Menschen gehorchen!‘ Wie ist es möglich, die göttliche Lehre vom Gehorsam gegen die Obrigkeit durch solchen Gebrauch dem Gespött und Gelächter der Welt preiszugeben? So weit aber wird der Unverstand getrieben, daß Seite 23 zu verstehen gegeben ist, der Apostel Paulus habe an den Kaiser appelliert, um von ihm Entscheidung auch in religiöser Beziehung, d. h. über die Wahrheit des Christentums dem Judentum gegenüber, zu verlangen! Er appellierte an den Kaiser, weil er als Christ unter keinem jüdischen Gericht stand und als römischer Bürger das Recht hatte, zu verlangen, daß der Kaiser untersuche, ob er ein Aufrührer sei. Daran aber hat Nero wahrscheinlich nicht gedacht, den heiligen Paulus, wenn er schuldig erfunden würde, von seinem Apostelamt abzusetzen. In Ansehung der Kirchengeschichte nimmt der katholische Kirchenrat keinen Anstand, sich sogar auf die Gewalttaten Justinians

zu berufen. Weit zweckmäßiger würde es gewesen sein, wenn er die unübersehbaren Zerrüttungen auseinandergesetzt hätte, die aus den Gewalttaten Justinians für sein ganzes Reich hervorgegangen sind. Überhaupt benutzt der Kirchenrat seine an sich völlig zur Sache nicht gehörige Beweisführung, um gelegentlich darzutun, daß sich der Staat an sich alles, wenn er nur wollte, in kirchlicher Be[258]ziehung erlauben dürfte. Kaum ein einziges bedeutenderes historisches Faktum ist genau und richtig angeführt, vielmehr alles auf das Willkürlichste und Gehässigste umdeutet. Ich müßte Sie beleidigen, wenn ich es im einzelnen in einem Brief an Sie beweisen wollte; aber darauf darf ich Sie aufmerksam machen, zu erforschen, welche Gesinnungen gegen die Kirche einem solchen Verfahren zugrundeliegen. Die Luzerner ‚Bekanntmachung und Beleuchtung der Badener Konferenzartikel‘ kann ich wahrlich nicht besser beurteilen, und ich muß anerkennen, daß der Apostolische Stuhl seine Pflichten schwer verkannt hätte, wenn er sich nicht gegen dieselbe ausgesprochen hätte!

Säkularisierung der Kirche. Die Bekanntmachung und Beleuchtung gibt Aufschluß über die Zwecke, welche durch die Artikel erreicht werden sollen. Die Bedeutung der Materiale dieser Artikel verschwindet völlig vor den durchleuchtenden Tendenzen. Die in der neueren Zeit herrschend gewordenen beschränkten und irdischen Ansichten von der Religion und Kirche, sie als bloß örtliche Angelegenheiten zu betrachten, die Kirche nach einzelnen Territorien abzugrenzen, lauter Staatskirchen zu gründen, und in dieser Weise von Grund aus zu säkularisieren, gleich als wäre sie ein Produkt der Erde und des Bodens ihrer Bekenner, sind ganz und gar in diese öffentlichen Dokumente eingedrungen. Daher das Bestreben, den Zusammenhang mit dem gemeinsamen Mittelpunkt möglichst zu schwächen und allmählich zu vernichten, wie denn der Primat des apostolischen Stuhles in Rom Seite 21 nur allzu klar geleugnet und der Umfang seiner Rechte als eine Usurpation dargestellt wird. Die im Wesen des kirchlichen Primates nicht schon an sich gelegenen

Rechte sind nicht, wie am bezeichneten Ort gesagt wird, durch einen Kampf zwischen der päpstlichen und bischöflichen Gewalt entstanden, sondern durch die Unmacht der letzteren, welche die kirchlichen Gerechtsame, die kirchlichen Gesetze und Sitten gegen eine rohe Staatsgewalt nicht mehr zu behaupten und im Leben zu verwirklichen imstande war. So wurden sie in die Hände des Papstes, des der Gewalttat Unerreichbaren, niedergelegt. Blicken Sie auf den Herrn Bischof von Basel hin, auf dieses klägliche Dasein, den die Kantonalbehörden des Aargau mit Temporalien Sperre bedrohen, wenn er nicht die größten Beleidigungen ruhig erträgt und die geringste unwillkommene Bewegung macht! Ge[259]rade solche kirchliche Zustände waren es, welche die päpstliche Gewalt vergrößerten, und glauben Sie nur ja nicht, daß sie aus den jetzigen Verhältnissen vermindert hervorgehen werde.

Macht des Staates. Was werden Sie nun unter diesen Verhältnissen tun? Ich für meine Person hielte es für meine Pflicht, das Ansehen und die Würde der Kirche unter diesen Umständen auf das Entschiedenste zu verteidigen und die Wohlgesinnten unter den Staatsmännern auf das Angelegentlichste zu bitten, die Ehre und Freiheit des Staates nicht in der Schande und Unterdrückung der Kirche finden zu wollen. Es ist ein ganz falscher Grundsatz, daß der Staat in demselben Maße an Macht und Ansehen gewinne, in welchem die Kirche daran verliert. Ein in seinen Ordnungen fester Staat ehrt und begründet sich selbst, wenn er die kirchlichen Ordnungen hoch und teuer hält. Die Kirche und ihre Geschichte wie eine eroberungssüchtige, aussaugende, hergelaufene Dirne behandeln, kann keinem klugen Staatsmann einfallen, geschweige einem klugen, der zugleich fromm ist. Für Schweizer aber scheint es mir besonders eine Schmach, die Zeiten Heinrich IV. in einer öffentlichen Schrift heraufzubeschwören, um den Papst in der Person Gregor VII. zu schmähen. Über die meisten Einzelheiten des Streites wird wenig Zank mehr sein, wenn im Inneren Friede mit der Kirche und Achtung gegen sie herrscht. Ohne dieses Innere aber läßt sich nicht einmal ein vernünftiges Wort über die bestrittenen Artikel sprechen. Machen

Sie übrigens keinen Parteimann, weder für die eine noch für die andere Fraktion; ehren Sie Kirche und Staat zugleich, da die wahrhaften Interessen beider wesentlich dieselben sind und am Ende sich herausstellen wird, daß alles Selbstische und Beschränkte vernichtet werde. Dem Staatsmann machen Sie auf alle Weise begreiflich, daß der der Kirche wohlgesinnte Staat von jeher die ausgedehntesten Rechte in kirchlichen Dingen besessen habe, und so in mannigfaltigen Abstufungen herab, bis dahin, wo die der Kirche feindselige und sie gar nicht anerkennende Staatsgewalt auch gar keine Rechte in Bezug auf sie besitzt und besitzen kann. So war es mit der christlichen Kirche unter den heidnischen Römern. Einen Staat, dessen Fürst umfassendere kirchliche Rechte hätte, als der König von Bayern, kenne ich nicht. Dieses Verhältnis gründete besonders der 30jährige [260] Krieg, in dem der große Kurfürst Maximilian mit seinem heldenmütigen Volk die katholische Kirche in Deutschland gerettet hat. In einem solchen Fall ist kein Mißtrauen, kein Argwohn, es versteht sich alles von selbst. Es ist nicht der Staat an sich, der diese Rechte besäße, sondern der so wohlwollende katholische Staat. Welche preiswürdige Ergebenheit von Seiten des Klerus, welches freudige Zusammenwirken findet nun aber nicht auch statt? Machen Sie besonders auf die auffallende Sprache aufmerksam, in welcher sich die Staatsbehörde so viel darauf zugute tut, die Kirche zu beschützen! Ist die Kirche im Kanton Luzern eine Fremde? Ist ihr Bekenntnis nicht das geistige Leben der Bürger? Liegt es nicht in der Natur der Sache, daß sich die Hand des Menschen in Bewegung setzt, um sich selbst zu beschützen? Die Staatsbehörde betrachtet sich hier als etwas gleichsam außer der geistigen Lebenssphäre des Kantons Stehendes. - Die Kirchengüter nennt sie Staatsgut. In welchem Sinne? Es sind dieselben allerdings im Umfang des Staatsgebietes gelegen und von Staatsbürgern für kirchliche Zwecke bestimmt worden; die Staatsgewalt aber hat als solche, d. h. wenn keine besondere Titel vorhanden sind, aus diesem Verhältnis so wenig eigentümliche Rechte der Kirche gegenüber anzusprechen, als einer Familie gegenüber, die im

Kanton eingebürgert und begütert ist. – Die Güter der Kirche sind Privatgüter, an sich betrachtet. Wenn Sie darauf hinweisen, dürften Sie manches ins Klare setzen.

[261]

ANHANG

17. EINLEITUNG IN DIE KIRCHENGESCHICHTE¹

Einleitung in die Kirchengeschichte².

I.

Vom christlichen Begriff der Geschichte.

Sinn der Geschichte? Wenn wir die mannigfaltigen Schicksale der Menschheit betrachten und den Wechsel von Schmerz, Jammer und Trauer, von Freude, Jubel und Entzücken, der einzelne Individuen wie ganze Völker trifft, wahrnehmen; wenn wir das Entstehen und Vergehen von Stämmen, Völkern, Staaten und Reichen, das mühsame Emporblühen höherer Bildung aus tiefer Roheit, und hier und dort wieder den Untergang errungener Kultur und das Zurücksinken in wilde Barbarei sehen; wenn wir besonders den so verschiedenen Charakter der Religionen, ihren Ursprung, ihr Wesen, ihren Wert und Unwert, ihre so schneidenden Widersprüche unter sich, so wie die so entgegengesetzten und wechselnden Begriffe von Tugend und Sittlichkeit bemerken und dies alles ernstlich erwägen, [262] dann drängt sich uns wohl

¹ Original: ,*VII. Briefe.*‘ In: Döllinger II, 244 – 260; erstmalige Publikation bei Döllinger.

² Diese Einleitung erscheint hier als Anhang, weil sie nur eine aus Möhlers Vorträgen gesammelte Reliquie ist. Sie erschien zuerst im vierten Bande der historisch-politischen Blätter. D. H.

mit Gewalt die Frage auf: ‚Was ist dies alles? Wo soll es damit hinaus? Ist es ein chaotisches Gewirr ohne Sinn und Verstand, ein bloßes Spiel des Zufalls, oder waltet wohl etwa ein höherer, vielleicht nur in tiefes Geheimnis gehüllter Geist über das Ganze? Hat alles einen bestimmten Ausgang und somit auch ein sicheres, gemessenes Ende, oder ist das eine wie das andere unseren Augen verborgen?‘ – So fragt sich gewiß ein jeder, der Geschichte studiert, wenn er nicht ganz dumpfen Geistes sich über den niederen Standpunkt emporgeschwungen hat, worauf man in der Geschichte und ihrem bunten Wechsel von Bildern und Gestalten etwa nur einen Kitzel für seine Phantasie, seine zwecklose Wißbegierde, oder für Unterhaltungen in müßigen Stunden usw. zu suchen und zu finden pflegt.

Das heidnische Fatum. Diese eben aufgeworfene Frage wurde in der vorchristlichen Zeit niemals gestellt, weder von den Griechen noch von den Römern wurde sie aufgeworfen. Wir begreifen auch, warum dies nicht geschah, es konnte nicht geschehen; denn es machte sich auch hier der Mangel des christlichen Begriffes von der Providenz, von einer providentiellen Leitung aller Dinge geltend. Die heidnischen Religionen waren nicht theologisch, der Begriff eines höchsten Zweckes fehlte gänzlich. Über die Götter selbst waltete das Schicksal, eine Macht, von welcher noch niemand imstande ist, einen Begriff zu geben, weil sie eine blinde Macht ist. Es ist nämlich dieses Fatum eine Finsternis ohne jegliche Spur von Licht, eine starre, blinde, unpersönliche Notwendigkeit. Dieses Fatum steht hinter und neben den Göttern; sie selbst sind aus der Nacht und dem Chaos hervorgegangen und wissen nicht, wie lange ihre Macht währt und ob sie nicht in dieselbe Nacht, der sie ihren Ursprung verdanken, auch wieder zurücksinken werden. In der Tat, sie sind auch in eine tiefe Nacht wieder zurückgesunken, weil sie wirklich aus einer grundlosen Finsternis hervortauchten, nämlich aus jener Finsternis des menschlichen Geistes, die sich durch Entfaltung der Ursünde über ihn ausgebreitet hatte. Als daher wieder höheres Licht an die Stelle der Nacht trat, verschwanden auch diese

verworrenen, dunklen Göttergestalten als Produkte der Nacht. Nur in einigen Tragödien der Griechen scheint der Begriff [263] des Fatums und der des Zeus sich vereinigen zu wollen, wogegen sich freilich in anderen beide Begriffe sogar wieder feindlich begegnen. Unter diesen Umständen war es natürlich nicht möglich, diesen Begriff auf das Gebiet der Geschichte zu übertragen, dadurch Bedeutung und Zusammenhang in das Ganze zu bringen und uns die Anwendung des Zweckbegriffes auch hier zu gestatten. Wer kann wohl, ohne von der innigsten Trauer erfüllt zu werden, die Antwort lesen, welche bei Herodot einst ein Orakel dem Krösus gegeben, als er nach seinem künftigen Schicksale fragte und ihm ein dauerndes Glück nicht verheißen wurde? Selbst die Götter – sprach das Orakel – könnten ihm nicht helfen; denn auch sie selbst könnten dem Schicksal nicht entfliehen.

Durch das Christentum also wurde Licht in die frühere chaotische, finstere Masse der Geschichte geworfen, und gleichwohl müssen wir staunen, daß uns auch aus der Mitte des christlichen Lebens heraus noch vielfach Begriffe von der Geschichte dargeboten werden, welche mehr oder weniger auch aus der Nacht der heidnischen Welt hätten hervorgehen können.

Christlicher Geschichtsbegriff. Wie ist aber nun der wahre christliche Begriff der Geschichte zu bestimmen? Durch wenige erläuternde Bemerkungen scheint nachgewiesen werden zu können, daß von den Grundanschauungen des Christentums aus die Geschichte also definiert werden müsse: „*Sie sei der in der Zeit sich entwickelnde ewige Plan Gottes mit der Menschheit, sich in ihr durch Christus eine würdige Verehrung und Verherrlichung zu bereiten, hervorgegangen aus freier Huldigung der Menschen selbst.*”

Daß in der Geschichte ein ewiger, göttlicher Plan verwirklicht werden soll, ist unmittelbar mit dem, dem Christentum wesentlichen, Begriffe einer göttlichen Weltregierung, eines Reiches Gottes auf Erden, von selbst gegeben. Daß aber der ewige Plan Gottes, der in der Geschichte verwirklicht werden soll, darin bestehe, sich eine würdige Verehrung und Verherrlichung zu bereiten, ist nicht weniger klar ausgesprochen, wiewohl weniger beachtet.

Die hl. Schrift kommt überall darauf zurück, daß der Zweck der Schöpfung der Welt kein anderer sei, als die Verherrlichung und der Ruhm Gottes. Oder wem sind wohl die Worte [264] des Psalms unbekannt: ‚Nicht uns, o Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gebührt Ehre?‘, und wer weiß nicht, daß so viele Lieder und Psalmen der Kirche mit den Worten schließen: ‚Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste?‘ Damit ist nichts weniger ausgesprochen, als das alles in der Verherrlichung Gottes sich vereinigen müsse. – Was uns hier die hl. Schrift und die Kirche gleichsam aufdrängt, das begreifen wir auch durch unsere Vernunft; denn Gott kann in seinen Handlungen nach außen als das absolute Wesen keinen anderen und höheren Zweck haben als sich selbst; in diesem sind alle übrigen denkbaren Zwecke zusammengefaßt und bewahrt, Gott müßte sich ja selbst aufgeben, wenn er Zwecke außer sich erreichen wollte. Wie alles von ihm ausgeht, so geht auch alles auf ihn zurück, wie die ganze endliche Welt eine Offenbarung seines Wesens, d. h. eben seiner inneren Herrlichkeit ist, so ist es auch höchste Bestimmung der vernunftbegabten und freien Geschöpfe, dieses mit Bewußtsein und Selbstbestimmung auszusprechen. Wir, die endlichen bedingten Wesen, können uns also eben nur die Verherrlichung Gottes zum höchsten Zweck setzen. Eine Darstellung Gottes zu sein, seine Herrlichkeit und Majestät zu verkünden, in unserem ganzen Leben, in unserem Denken, Fühlen, Wollen und Wirken die Macht, Weisheit, Heiligkeit und Güte Gottes zu preisen, was könnten wir Würdigeres, Höheres und Edleres erreichen? Der Plan, welchen Gott in der Geschichte des Menschengeschlechts ausführen will, kann mithin auch kein anderer sein, als wie gesagt, sich selbst eine würdige Verherrlichung durch freie Wesen zu bereiten. Die eine Hälfte der Schöpfung verherrlicht Gott unmittelbar dadurch, *daß* sie ist und *wie* sie ist; denn die bewußtlose Schöpfung trägt uns in allem, wie sie uns erscheint, das - wenn auch jetzt nach dem Falle vielfach verhüllte - Bild der göttlichen Majestät entgegen. Aber die andere Hälfte der Schöpfung, die

freie und bewußte, soll, was der übrige Teil mit stummer Notwendigkeit vollzieht, mit freier Selbstbestimmung tun.

Christus als Mittler. Diese Verherrlichung Gottes bedarf jedoch selbst wieder der Vermittlung durch Gott, daher sagt der Apostel Paulus Kol 1, 15 ff.: ‚Er (Christus) ist das Bild Gottes, des Unsichtbaren und erzeugt vor aller Schöpfung; denn durch ihn ist alles geschaffen, [265] alles, was im Himmel und auf Erden ist, alle Mächte und alle Gewalten, durch ihn und für ihn ist alles geschaffen; er ist der Erstgeborene von allen und in ihm besteht das All.‘ So haben wir hier den ewigen Logos des Vaters, den Sohn Gottes gleichen Wesens mit dem Vater und derselbe Gott mit ihm, als den Träger und den Mittelpunkt des ganzen Universums. Er ist es, durch welchen alle Zwecke, die Gott an den Geschöpfen erreichen will, vermittelt werden, durch ihn, in ihm und nach ihm ist alles geschaffen; aus seiner Kraft ist alles hervorgegangen und sein Bild ist allen eingeprägt, den mit Vernunft begabten Geschöpfen aber ganz vorzugsweise; denn Er, die absolute Vernunft, ist es, an welchem alles, was überhaupt vernünftig ist, wenigstens einen schwachen Anteil nimmt. Daher haben viele Kirchenväter den Menschen ganz vorzugsweise das Bild des Logos Gottes genannt. Den Logos nun widerstrahlend in seinem ganzen Wesen, was konnte der Mensch an sich anderes sein, als eine Manifestation Gottes, geschaffen zu seiner Verherrlichung und Gottes Macht, Weisheit, Heiligkeit und Güte in seinem ganzen Wesen verkündend? Aber der Mensch ist in Adam gefallen, und er fiel dadurch, daß er, anstatt Gott zu verherrlichen, sich selbst verherrlichen und wie Gott, d. h. Gott gleich, werden wollte. Er wollte werden wie Gott, und eben darum war der Zweck seines Daseins vernichtet. Mit der Aufhebung seines Zweckes aber war der Mensch auch an sich der Vernichtung anheimgefallen, er war des Todes geworden. In der Tat, es konnte auch nichts anderes erfolgen, wenn nicht der Sohn die Schuld des Menschen, nämlich den Mißbrauch seiner Freiheit, von Ewigkeit her voraussehend, sich auch von Ewigkeit her dargeboten hätte, Mensch und Versöhnungsoffer für die Menschen zu werden, den

Menschen selbst zu erlösen und ihm dadurch die Erreichung seines höchsten Zweckes wieder möglich zu machen. Daher heißt der Sohn in der Hl. Schrift das Lamm, das geschlachtet war vom Anfang. Wie also von nun an das Menschengeschlecht sowohl seinen Fortbestand der herablassenden Gnade des Sohnes Gottes verdankt, so bezieht sich auch jedes Schicksal desselben auf ihn. Alles ward daher vor seiner Menschwerdung so geleitet, daß die Menschheit auf seinen Empfang vorbereitet und zu seiner Aufnahme empfänglich gemacht [266] wurde. Sobald er aber persönlich in der Mitte der Geschichte aufgetreten und als Mensch erschienen ist, so kann die Bedeutung der ganzen Geschichte wieder nichts anderes sein, als den ganzen Reichtum der Gnade und Weisheit, den der Sohn Gottes gebracht hat, im Laufe der Jahrhunderte zur Entfaltung zu bringen. Christus also ist der Anhaltspunkt und der Endpunkt und eben darum auch der Mittelpunkt der Geschichte.

Zeugnis der hl. Schrift. Betrachten wir noch einige Stellen der hl. Schrift, um uns das Gesagte recht klar zur Anschauung zu bringen. 1 Kor 5, 22.23 sagt der Apostel Paulus den Korinthern: ‚Alles, Welt, Leben und Tod, Gegenwart und Zukunft ist euer, ihr aber seid Christi und Christus ist Gottes.‘ Paulus will, wie wir aus dem ganzen Zusammenhang ersehen, damit sagen: alle Schicksale, alle Weltereignisse und was immer sich ergibt, ist für euch, die ihr zum Glauben an Christus berufen seid, ihr aber seid nicht euer Selbstzweck, ihr gehört als Glieder eurem Haupt Christus an, und Christus selbst wieder als Menschensohn ist Gottes; die Verherrlichung Gottes nämlich ist der höchste Zweck seines Wirkens und seines Leidens. – Röm 8 sagt der Apostel: ‚Wir wissen, daß für die, welche Gott lieben, alles zu ihrem Besten zusammenwirken muß; denn sie sind nach dem ewigen Ratschluß Gottes berufen; denn diejenigen, von welchen Gott vorhergewußt hat, daß sie dem Bild seines Sohnes gleichförmig würden, hat er auch vorherbestimmt, und die er vorherbestimmt hat, hat er auch berufen, und die er berufen hat, hat er auch gerechtfertigt, und die er gerechtfertigt hat, hat er auch beseligt.‘ Paulus sagt in

dieser merkwürdigen Stelle, daß der ewige Ratschluß Gottes dieser sei, daß die Menschen dem Bild Gottes seines Sohnes gleichförmig würden, daß sein Bild ihnen eingebildet würde, daß dies, wie es der Ratschluß Gottes mit dem einzelnen Menschen, ebenso der unerschütterlich feststehende Ratschluß Gottes in der ganzen Geschichte sei, und daß eben darum, gleich wie dieser Ratschluß durchgeführt werden müsse und alle Weltereignisse im Großen, wie im Kleinen, alle Schicksale der Völker und Welteile zu seiner Förderung beitragen müssen, gleicherweise auch der einzelne, der in diesen göttlichen Ratschluß eingeht, in einer Verbindung mit Gott nur befestigt werden kann. [267]

Wie es sich mit dem einzelnen verhält, wenn er nur wahrhaft steht und betet, so verhält es sich auch mit dem Ganzen der Christenheit. 1 Kor 15 sagt der Apostel Paulus: ‚Christus ist die Herrschaft übergeben, bis dies alles ihm unterworfen sein wird.‘ Wenn nun Christus alles beherrscht und lenkt, auf was wird er alles hinlenken, als auf sich selbst, auf die Durchführung seines großen Werkes? Und dann heißt es, ‚wenn aber alles Christus unterworfen sein wird, dann wird auch er sich dem Vater unterwerfen, damit er alles in allem sei.‘ Alles wird also Christus unterworfen werden, der göttliche Weltplan bei Christus kann gar nicht irregehen, er muß zu seinem Ziel gelangen, und wenn dieses erreicht ist, dann ist Gott alles in allem, d.h. er wird von allen verherrlicht, von allen als der anerkannt und im Leben verehrt, der er ist, seine Weisheit, Macht, Heiligkeit und Güte erfüllt alles, alles ist in diese Seligkeit aufgenommen.

Wenn wir diese und viele andere gleichlautende Stellen der hl. Schrift betrachten, so erscheint es gar nicht zweifelhaft, daß wir von der Geschichte sagen müssen: Sie sei der ewige, in der Zeit sich entwickelnde Plan Gottes mit der Menschheit, sich in Christus Jesus durch freie Huldigung der Menschen eine würdige Verehrung und Verherrlichung zu bereiten.

Zweiteilung der Geschichte. Durch das eben Gesagte begreifen wir, daß die ganze historische Masse sich in zwei Hälften scheidet, in die vor Christus und in die nach Christus. Die Periode

vor Christus bezeichnet und charakterisiert Paulus Röm 1, 21, indem er sagt: ‚Obgleich sie Gott kannten, haben sie ihn doch nicht als Gott verherrlicht, sondern ihre Gedanken wurden eitel und ihr törichtes Herz verfinstert. Sie nannten sich Weise, waren aber Toren. Sie veränderten die Herrschaft des der Vergänglichkeit nicht unterworfenen Gottes in das Bild eines vergänglichen Menschen, der Vögel, Tiere und Schlangen. Deshalb übergab sie Gott der Begierde ihres Herzens, daß sie sich selbst schändeten.‘ Der Charakter dieser Periode ist also: Entehrung Gottes, Nichtanerkennung und Nichtverherrlichung desselben und damit Entehrung des Menschen, Herabwürdigung seiner selbst - beides eins und dasselbe. Dem Menschen ist nicht besser gedient, als wenn er im Dienste Gottes steht. Aber diese erste Periode ist doch auch zugleich Vorbereitung auf die zweite. Sie sollte Sehnsucht [268] nach Christus erwecken und Organe im menschlichen Geiste bilden, die für ihn empfänglich sind. Wo nun dieses geschehen und Christus wirklich aufgenommen ist, dort ist die alte Zeit vorüber. Wo es aber bis auf den heutigen Tag noch nicht geschehen ist, da dauert die alte Zeit noch fort, und wenn es in der Mitte des Christentums noch nicht geschehen ist, so dauert in diesen bestimmten Individuen ganz und gar diese alte Zeit auch noch fort; sie stehen noch weiter hinter der christlichen Periode zurück und müssen erst dafür empfänglich gemacht werden. Wo aber Christus wirklich aufgenommen ist, wo er als der anerkannt wird, der er in Wahrheit ist, als der nämlich, auf den sich alles bezieht, als der ewige Sohn des Vaters, der Mensch geworden ist, um Gott durch die Erlösung des Menschen zu verherrlichen, dort ist die neue Zeit aufgegangen.

Christus eint die Geschichte. Es ist aus dem bisherigen Vortrag leicht ersichtlich, daß ich die ganze Geschichte nur unter dem religiös-christlichen Gesichtspunkt auffasse und auffassen kann. Aber auf diesem Standpunkt, wie klar und helle wird alles! Wir haben einen bestimmten Ausgangspunkt und ein bestimmtes Ziel, wir wissen, woran wir uns halten müssen. Alle Rätsel sind dadurch gelöst und klares Licht verbreitet sich über alle Irrgänge

und alles Dunkel der Menschengeschichte. Wohl wird es uns sehr häufig nicht möglich sein, die Beziehung dieser und jener Ereignisse, oder dieser und jener Masse von Ereignissen auf den einen Mittelpunkt der ganzen Geschichte zu entdecken. Aber wenn einmal der ganze Faden wird abgelaufen sein und alles vor unseren Augen sich entfaltet haben wird, dann werden wir sehen, wie bei mannigfachen Rückgängen auch alles auf Christus sich bezieht und seine Zwecke fördern muß, wenn es auch noch so widerstrebend dagegen aufgetreten ist. Wenn dies schon in wissenschaftlicher Beziehung – denn die Wissenschaft sucht überall Einheit – so befriedigend ist, so ist es gewiß auch vom größten Trost für die Christen. Der christliche Philosoph Malebranche hat einen großen Gedanken ausgesprochen, wenn er sagt: ‚Der Zweck der Schöpfung ist die Gründung der christlichen Kirche.‘ Dieser Gedanke überrascht beim ersten Anblick, und er ist vollkommen wahr. Ja, einen Tempel für Gott zu erbauen, in welchem ihm in Christus ewiges [269] Lob und ewiger Preis dargebracht wird, das ist die Aufgabe der ganzen Geschichte. Aus allen Völkern werden Materialien zu diesem Bau gesammelt, und wer hierzu nur einen Stein beiträgt, der hat ein Werk getan, das nimmer vergeht.

Warnung vor Einseitigkeit. Bei dieser religiösen und eigentümlich christlichen Auffassung der Geschichte müssen wir uns gleichwohl, wie bei der religiösen Auffassung der Geschichte überhaupt, vor einem Extrem hüten. Wir können die religiöse Auffassung der Geschichte überhaupt diejenige nennen, die alles auf den absoluten Urgrund, auf Gott, bezieht. Dabei darf aber dies nicht vergessen werden, was man den Pragmatismus der Geschichte in seiner niederen Bedeutung nennt, jene Behandlung der Geschichte nämlich, die alles in seinem nächsten ursächlichen Zusammenhang und Kausalnexus auffaßt und darstellt. Gott, der nicht schlechthin überall unmittelbar wirkt, wirkt auch durch Mittelursachen. Dabei dürfen wir auch die Freiheit des Menschen nicht vergessen, denn auch sie ist ein Faktor in der Geschichte, und gerade durch die Berücksichtigung auch dieses Faktors ent-

steht das, was man gemeinhin den Pragmatismus der Geschichte nennt, obwohl er, in seiner höchsten Bedeutung genommen, auch die religiöse Auffassung der Geschichte mitbegreift. Wenn wir uns ganz ausschließend und einseitig bloß der religiösen Anschauung der Geschichte hingeben würden, so könnte sehr leicht eine fatalistische Anschauung entstehen und das Ganze in Gedankenfaulheit ausarten; wir könnten überall nur sagen, so hat es Gott gewollt, und damit wäre es abgetan. Auf diese Weise bedürften wir keines Studiums, und die Quellen, die uns wohl das ganze Leben hindurch beschäftigen müssen, könnten wir wohl beiseite liegen lassen. Ergeben wir uns aber auf der anderen Seite dem gewöhnlichen Geschichtspragmatismus einseitig, oder gar ausschließlich, dann haben wir eine bloße Geschichte für den Verstand; wir geben überall wohl das Nächste an, aber nicht das Tiefste, und indem alles vom letzten Grund abgelöst wird, der doch der Träger von allem ist, gibt dies in seiner Ausartung eine atheistische Auffassung der Geschichte. Die erste, einseitig betrieben, wird eine pantheistische und fatalistische, und ist es schon geworden, namentlich durch einige neuere Philosophie; die zweite aber eine atheistische, die auch gar niemanden befriedigen kann, der nur [270] einigermaßen einen tieferen Sinn in sich trägt. Durch die Berücksichtigung beider Faktoren aber werden wir die wahre Geschichtsauffassung uns gewiß aneignen können; denn Gott und Menschen wirken in der Geschichte zugleich. Gott lenkt alles nach der angegebenen Weise dem höchsten Ziel entgegen, und dieses wird gewiß erreicht; der Mensch aber ist frei, er setzt auch *seine* Taten, die aber, wenn sie gesetzt sind, von Gott zu seinem Zweck geleitet werden. Es verhält sich hierin auf eine ganz ähnliche Weise, wie mit der Festhaltung des Christentums selbst durch unsere Person. Wir könnten uns, wenn wir die Freiheit vernachlässigten und die Mitwirkung versäumten, ganz und gar in Tätigkeit der göttlichen Gnade aufgeben; es könnten dies ganze Völker und Völkerstämme tun; aber in einem solchen Falle wissen wir auch, wie die Vorsehung handelt. Wenn sie diese vertrockneten Stämme ausgesucht, alles an sich gezogen und in sich

aufgenommen hat, was für das Himmelreich fähig ist, dann wendet sie sich mit Abscheu von solchen nichtswürdigen Völkern und Völkerstämmen hinweg, schenkt ihre Gnade anderen, erhebt sie aus dem Staube und stellt sie auf den Leuchter hin. Das ist die Mitwirkung der göttlichen Gnade für jeden einzelnen wie für ganze Völker, und das ist es auch in der Darstellung der Geschichte. Dieses Moment darf, wie gesagt, eben so wenig vernachlässigt werden als das andere; denn wenn auch ganze Nationen und Völker sich mit allem, was sie geleistet haben, brüsten, dann nähert sich ihnen Christus nicht mit seiner Gnade, sie bleiben ohne ihn und erheben sich nicht über ihre Beschränktheit. Das eine und das andere muß also in gleicher Weise von uns berücksichtigt werden, wie es in der wirklichen Geschichte vorkommt.

Bei dieser Erläuterung über den christlichen Begriff von Geschichte ging mein eigentliches Bestreben dahin, den menschlichen Egoismus und die tiefe Selbstsucht des Menschen aus der Geschichte zu verbannen. Der Mensch ist es gewohnt, sich selbst überall zum Mittelpunkt von allem zu machen. Daher wird denn auch die Geschichte gewöhnlich nur unter dem Gesichtspunkt aufgefaßt, daß alles nur zu seiner Ehre und Verherrlichung bestimmt sei, gleich als hätte Gott nichts Vorzüglicheres zu tun, als es dem Menschen möglichst bequem zu machen und ihn am [271] Ende selbst als den Herrn von allem anzusehen. Wenn man z. B. die Geschichte als Entwicklung zur möglichsten Veredlung des Menschen, zum höchsten Genuß in Kunst und Wissenschaft, zur lautersten Humanität usw. beschreibt, so muß auch bemerkt werden, worin diese Veredlung eigentlich bestehen solle, zu welcher Verherrlichung die Kunst und Wissenschaft bestimmt sei usf. Wird nun alles dies näher bestimmt, so wird ein wahrer Götzendienst getrieben und alles nur auf menschliche Verherrlichung bezogen, oder wir finden nicht viel Sinn und Verstand darin. Das Christentum sagt uns bestimmt, worauf all dieses ziele und von wem diese große Bewegung zu Gott hin ausgeführt werde, nämlich von Christus. Diese Momente sind daher auf dem christli-

chen Boden streng festzuhalten und durchzuführen durch alle Zweige der Wissenschaft.

II. Vom Begriff der christlichen Geschichte, der christlichen Kirchengeschichte und der Stoffeinteilung derselben.

Wir verstehen unter der christlichen Geschichte im Gegensatz gegen die vorchristliche und außerchristliche, die Einführung des Geistes Christi in das gesamte Leben der durch ihn bestimmten Menschheit, oder auch die Entfaltung des christlichen Geistes und seine Entwicklung in Familien, Völkern und Staaten, in Kunst und Wissenschaft, um alle diese Organe zur Verherrlichung Gottes umzugestalten. Was sich nicht als Mittel oder als Organ für diesen Zweck darstellt, ist eben vom christlichen Geiste noch nicht durchdrungen.

Die Kirchengeschichte. Verschieden von diesem Begriff der christlichen Geschichte ist aber der Begriff der christlichen Kirchengeschichte. Die christliche Kirche nämlich ist es, von welcher alle diese Bewegungen nach allen Seiten hin ausgehen, gleichsam der Feuerherd, von welchem ewig Funken ausströmen, um nach allen Seiten hin ein höheres göttliches Leben zur Verherrlichung Gottes zu entzünden. Das nun, was sich unmittelbar auf diese Veranstaltung Gottes, die wir Kirche nennen, bezieht, die Veränderungen, Schicksale und [272] Begebenheiten, die diese unmittelbar treffen, das wird der Gegenstand der Kirchengeschichte werden. Christus hat nämlich eine Gemeinde gestiftet, in welche das von ihm zu erlösende Menschengeschlecht eintritt. Dies ist die Gemeinschaft, welche wir Kirche nennen, Ecclesia. Die Geschichte dieser Gemeinschaft nun ganz unmittelbar ist es, was die christliche Kirchengeschichte behandelt.

Einteilung der Kirchengeschichte. Wir können, bis sich uns nähere Bestimmungen darbieten, zuvorderst den Begriff von der Kirchengeschichte geben; sie ist nämlich die Reihe von Entfaltungen des von Christus der Menschheit mitgeteilten Licht- und

Lebensprinzips, um sie wieder mit Gott zu vereinigen und zu seiner Verherrlichung geschickt zu machen.

Diese Entwicklungsgeschichte zerfällt in zwei große Hälften. Von der einen Seite nämlich werden wir das Christentum bemüht finden, einen immer größeren Kreis zu beschreiben, eine stets ausgedehntere Masse von Menschen für seine Zwecke zu gewinnen. Jedoch auf dem Weg immer mehr Menschen an sich zu ziehen, stößt das Christentum und sein Träger und Organ, die christliche Kirche, auf mannigfaltige Hindernisse und Hemmungen, die der Geist dieser Welt entgegengesetzt, deshalb erheben sich Verfolgungen mancher Art gegen sie. Auf der andern Seite wird aber auch das Christentum und die christliche Kirche offene und bereitwillige Herzen für die Aufnahme der von ihr angebotenen und verkündigten Erlösung finden, deshalb treffen wir hier Empfänglichkeit jeder Art und in den verschiedensten Graden. So ist demnach vor allem die Verbreitungsgeschichte des Christentums zu beschreiben, in welchem das Ebengesagte die einzelnen Momente bildet, durch die sich diese Verbreitungsgeschichte hindurchbewegt. Von der Erscheinung des Herrn an durch alle Jahrhunderte bis auf den jetzigen Augenblick dauert diese Ausdehnung des Christentums, wenngleich nicht zu allen Zeiten und an jeglichem Ort und mit gleich schneller und erfolgreicher Bewegung nach außen fort, und immer größere Massen treten in die christliche Kirche ein. - Die andere Hälfte besteht in der inneren Geschichte, der inneren Entwicklungsgeschichte der Kirche selbst. Auch diese zerspaltet sich wieder in mehrere Teile, die, wenigstens der Klarheit in der Darstellung wegen, auseinandergehalten werden müssen, was auch übrigens sehr gut und nützlich ist. [273]

1) Christus hat die absolute religiöse Wahrheit, inwiefern nämlich der Mensch sie fassen kann, in Form der Lehre dem Menschengeschlecht mitgeteilt, welche durch den Glauben aufgenommen und den Menschen zu eigen wird. Die Mitteilung dieser absoluten Wahrheit ist das erleuchtende Prinzip in der Kirche, dasjenige, was oben das von Christus mitgeteilte Lichtprinzip

genannt wurde. Der Mensch soll dadurch sein wahres Verhältnis, in welchem er zu Gott steht, wieder erkennen und anerkennen.

2) Damit aber auch der Wille des Menschen geheilt, damit er selbst innerlich geheiligt werde und dadurch die Kraft erhalte, nach der aufgefaßten und anerkannten Wahrheit sich zu bestimmen, das gesamte innere Leben und äußere Wirken von Selbstsucht zu befreien und zur Verherrlichung Gottes zu wirken, teilte Christus auch neue Lebenselemente mit, höhere, göttliche Gaben, die wir unter dem allgemeinen Ausdruck der Gnade fassen. Um diese den Individuen zuzuwenden, hat Christus einen eigenen Kult, die Sakramente, eingesetzt, der übrigens nicht nur die eben genannte Bestimmung hat, sondern zugleich auch die, die größte aller Wohltaten unseren Augen vorzuhalten und Gott unmittelbar anzubeten, zu preisen und zu verherrlichen.

3) Damit die Lehre der Menschheit übergebenen höchsten, religiösen Wahrheit beständig erhalten und rein bewahrt und der Kult verwaltet und gespendet werde, hat Christus ein Lehramt und ein Priestertum gestiftet, welchem er zugleich die Gewalt gegeben hat, die Gläubigen zu leiten, zu erziehen und zu regieren.

Geschichtlichkeit der Wahrheit. Es entsteht aber hier die Frage, wie wohl nach allen diesen Beziehungen hin eine Geschichte möglich sei. Zuerst also: Wie kann wohl die von Christus gegebene Wahrheit eine Geschichte haben? Eine Geschichte können wir uns gar nicht anders denken, als indem irgendein Objekt durch eine Reihe von Veränderungen hindurchgeht. Nun ist aber gesagt worden, daß die von Christus geoffenbarte und mitgeteilte Wahrheit bleiben solle, wie sie ursprünglich gegeben worden ist; hier scheint also gar kein Objekt für die Geschichte vorhanden zu sein, denn das Beharrliche entzieht sich allem Wechsel, es ist ein stetes Sein, kein Werden. Die Sache verhält sich so. Die von Christus überlieferte Wahr[274]heit wurde zu allen Zeiten von einzelnen zu entstellen gesucht. Nun pflegt es zu geschehen, daß sich eine größere oder kleinere Zahl von solchen, die sich Christen nennen, an die entstellten Punkte der christlichen Wahrheit anschließen und sie in ihrer Entstellung

hartnäckig verteidigen, und so bildet sich das, was wir Sekten, Häresien u. dgl. nennen. Es ist aber Aufgabe der Kirche, solchen auflösenden Bestrebungen gegenüber die ursprünglich ihr gegebene Lehre zu bewahren, weshalb eine Bewahrungsgeschichte dieser ursprünglich ihr gegebenen Lehre zu beschreiben ist. Sodann muß die angegriffene Wahrheit, indem sie bewahrt wird, und um sich zu bewahren, erklärt werden. Die versuchte Entstellung ruft ferner eine Reaktion von Seiten der Kirche auch noch in folgender Beziehung hervor. Die durch mehr oder weniger scheinbare Gründe angegriffene Lehre muß verteidigt und die falsche Lehre, die sich eben erhebt und an die Stelle der wahren setzen will, widerlegt werden. So bildet sich eine Polemik und Apologetik der Wahrheit. Diese Polemik und Apologetik ist aber die Mutter der theologischen Wissenschaft geworden, obgleich sich die Theologie als Wissenschaft späterhin noch andere Zwecke gesetzt hat, als bloß zu verteidigen und zu widerlegen. So haben wir also drei Seiten, nach welchen die christliche Glaubenslehre in eine Geschichte eintritt; es ist eine Geschichte ihrer Bewahrung und Erklärung, eine Geschichte der sie entstellenden Sekten und eine Geschichte der Wissenschaft von ihr.

Geschichtlichkeit des Kults. Was das zweite, den Kult betrifft, so fragt es sich auch hier wieder, inwiefern darin Veränderungen vor sich gehen können. Wir haben ein bewegliches und unbewegliches Element im Kult zu unterscheiden. Das ewig unbewegliche ist das von Christus selbst Instituierte, das von ihm der Kirche Gegebene und die Kirche hat es zu allen Zeiten für zweckmäßig, ja nötig erachtet, das von Christus Überkommene und ewig als Grundbestandteil des Kults zu Üben, mit gewissen Feierlichkeiten zu umgeben, um das durch Christus Gegebene eindringlicher und in seiner Bedeutung anschaulicher zu machen. Zu diesem Zweck wählte sie sinnreiche Symbole und symbolische Handlungen, verfaßte Gebete und Gebetsformeln, Lieder und Hymnen usw., damit das Gemüt für den eigentlichen Kult vorbereitet und die [275] beabsichtigten Wirkungen hervor gebracht würden. Hier haben wir also allerdings auch wieder

etwas Bewegliches und der Veränderung Unterworfenen, eben daher auch etwas, das die Geschichte umschreibt. Der christliche Geist hat sich namentlich in den frühesten Jahrhunderten ungleichmäßig schöpferisch in dieser Beziehung gezeigt, und ein reicher, großartiger Kult, in welchem die tiefsten christlichen Empfindungen, Gedanken und Ideen dargestellt worden, hat sich im Verlauf der Geschichte gebildet, manches aber auch ist da und dort hervorgebracht worden, was sich weniger bewährte und was die Zeit wieder begraben und von unsern Augen weggenommen hat. Also mit einem Wort, wir haben auch hier eine Geschichte.

Geschichtlichkeit der Hierarchie. Endlich das Dritte betreffend, die Verfassung, die Christus in der Gründung der Hierarchie gegeben hat, so hat dieselbe gleichfalls unbewegliche, durch alle Zeiten feststehende Elemente im Primat und Episkopat. Hierin kann nichts verändert werden. Aber nach den Bedürfnissen der Zeit und nach den besonderen Verhältnissen konnte es geschehen, daß der Umfang der Rechte, die dem Primat zugeteilt sind, sich mehr ausbreitete, und daß in demselben Maße die des Episkopats vermindert wurden, eben weil dadurch das Eingreifen der Kirche in die Zeit desto nachdrücklicher wird und weil sogar davon die ganze Existenz der Kirche in einem bestimmten Land in einer gewissen Zeit abhängen kann. So haben wir eine Reihe von Veränderungen, die sich auch hierin durch die ganze Geschichte der christlichen Kirche hindurchzieht. Dies wird auch noch dadurch bestimmt, wenn die Staatsgewalt eine christliche ist, indem auch diese im Besitz gewisser Rechte und gewisser Verpflichtungen der Kirche gegenübersteht, so wie auch umgekehrt der Episkopat gegen eine solche Staatsgewalt. Dadurch werden mancherlei Verhältnisse eingeleitet, die zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten sich anders gestalten, aber auch eine Reihe von Entwicklungen, Veränderungen u. dgl. darbieten und daher auch eine Geschichte bilden.

Dies sind die einzelnen Materien, welche gleichsam die stehenden Typen und Rubriken bilden, unter welchen alle Veränderungen eingereiht werden können, wie auch alle möglichen Entwick-

lungen im Verlauf der christlichen Geschichte. Nun wäre es aber [276] wohl gefehlt und würde zu oft einer freien und heiteren Entwicklung des Geschichtsganges gar nicht förderlich sein, wenn man überall und immer streng nach der Einteilung in diese sechs Rubriken verfahren wollte. Hier und da geschieht es, daß z. B. die Lehrentwicklung still steht, wie im siebenten, neunten und zehnten Jahrhundert, dagegen aber gewinnen andere Seiten der einen christlichen Kirchengeschichte desto reicheren Stoff. Hier muß nun je nach den gegebenen Materialien in den verschiedenen Jahrhunderten und Perioden der Kirchengeschichte wieder eine verschiedene Einteilung stattfinden. Doch dies hängt wieder von der Eigentümlichkeit dessen ab, der Kirchengeschichte vorträgt.

III. Einteilung der Kirchengeschichte der Zeit nach.

Neue Zeitläufte in der Geschichte eines Gegenstandes entstehen, wenn dieser Gegenstand in wesentlich andere äußere Verhältnisse, Umgebungen, Umstände usw. eintritt. Nicht der Gegenstand selbst wird verändert, es würde ja sonst diese Geschichte die Geschichte von etwas anderem werden; aber seine äußeren Verhältnisse, die Umgebungen, in die er eintritt, der Einfluß, den er auf sie ausübt und die Rückwirkungen dieser Umgebungen auf den Gegenstand selbst, das ist es, was sich verändert. Wir müssen jedoch zwischen Epoche und Periode unterscheiden. Unter einer Epoche oder unter einem Epoche machenden Zeitmoment verstehen wir den Inbegriff jener Ursachen, aus welchen die bedeutenden Veränderungen hervorgehen, in die der Gegenstand eintritt, dessen Geschichte beschrieben wird. Periode aber ist die Zeit der Entfaltung jener Ursachen, welche die Epoche bildeten oder herbeiführten, die Reihe von Wirkungen, die aus diesen Ursachen, welche Epoche machten, hervorgegangen sind.

Zeitalter und Periode. Ich unterscheide nun zwischen Zeitalter und Periode. Ein neues Zeitalter in der Kirchengeschichte

lasse ich beginnen, wenn die Kirche in wesentlich- oder bedeutungsvoll-verschiedene Verhältnisse eintritt, in denen sie zu wirken und den christlichen Geist zu bewahren, zu verbreiten und einzupflanzen hat. Sind es aber minder bedeutende Veränderungen, welche sie während eines solchen [277] größeren Zeitalters erfährt, dann nehme ich eine Periode an. Das Zeitalter dauert so lange fort, bis die Ursachen, die es herbeiführten, sich in allen ihren Wirkungen erschöpft haben, ebenso eine Periode, während eines solchen Zeitalters.

Drei Zeitalter. Ich unterscheide nun in der ganzen Geschichte der christlichen Kirche drei Zeitalter. Das erste reicht von Christus an bis zum Ende des siebten oder zum Anfange des achten Jahrhunderts, und wenn wir in der orientalischen Kirche eine Person nennen wollen, können wir sagen: bis auf den Hl. Johannes von Damaskus und in der abendländischen bis auf den Hl. Bonifatius. Es ist dies das Zeitalter, in welchem die christliche Kirche mit der griechisch-römischen Bildung zusammentraf und innerhalb dieses Kreises zu wirken hatte, ich nenne daher dieses Zeitalter auch das griechisch-römische. - Das zweite Zeitalter bestimmt das Zusammentreffen und Wirken der christlichen Kirche mit germanischer Art und Weise. Dieses Zeitalter währt vom Anfang des achten Jahrhunderts an bis zu Ende des fünfzehnten. Das dritte Zeitalter beginnt von da an, und man kann auch das Charakteristische der äußern Umstände desselben so ausdrücken, daß man sagt: es sei das Zeitalter, in welchem die christliche Kirche mit einer Verschmelzung griechisch-römischer und germanischer Bildung wirkt. - Wir wollen zuvor die Unterabteilungen angeben und dann die Einteilung selbst zu motivieren suchen.

Unterteilung in Perioden. Das erste Zeitalter können wir wieder in zwei Perioden unterteilen, wovon die erste von der Gründung der christlichen Kirche bis auf Konstantin den Großen, und die zweite von diesem bis auf den Hl. Johannes von Damaskus und Bonifatius sich erstreckt. Zur Zeit Konstantius des Großen hatte das Christentum das Heidentum im Umfang des

römischen Reichs siegreich überwunden; das Christentum erhielt bürgerliche Freiheit und die Staatsgewalt huldigte ihm. Eine allerdings bedeutende Veränderung, daher können wir damit eine Unterabteilung eintreten lassen. Aber es ist doch nur eine Unterabteilung; denn die Kirche blieb nach wie vor unter Griechen und Römern, und der Gang den sie einmal genommen, blieb ganz und gar derselbe, wie wenn auch diese Veränderung gar nicht vor sich gegangen wäre. Die Kirche konnte dadurch nicht aus ihrer Bahn hinausgebracht werden; [278] ob Konstantin Christ wurde oder nicht, das war in dieser Beziehung für sie ganz und gar eins. Aber mancherlei und bedeutende Veränderungen wurden dadurch doch eingeleitet; darum hier eine Unterabteilung. – Das zweite Zeitalter können wir einteilen in die Periode von der ersten Bekehrung der Germanen und der Gründung christlich-germanischer Reiche an bis auf Gregor VII., und die zweite Periode von Gregor VII. bis zum Ende des fünfzehnten und Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. – Das dritte Zeitalter ist eben das, in welchem wir stehen, und ist in seinem Laufe begriffen. Hier bietet sich noch nicht so recht ein fester Standpunkt dar, von dem aus man mit Sicherheit bedeutende und fest markierende Unterabteilungen machen könnte. Ohne allen Zweifel müßte gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts hin eine neue Periode gemacht werden; aber dann bleibt von da an bis auf uns zu wenig Zeit übrig, weswegen es von der historischen Komposition abhängt, ob man es für passend hält, eine Periode eintreten zu lassen oder nicht.

Das erste Zeitalter. Sehen wir uns nun nach den Gründen um, die uns bestimmen müssen, gerade diese drei Zeitalter anzunehmen, so scheint es nicht, als ob hinreichende Gründe dazu fehlten. Das Christentum ist in der besonderen Art zu wirken und unter den Menschen tätig zu sein, von Objekten abhängig, welches es bearbeitet und welche von ihm für seine Zwecke gewonnen werden sollen. Anders wird das Christentum mit einem Kinde, anders mit einem reifen Manne verfahren, um sich ihm anzueignen, anders mit einem Barbaren und anders mit einem Ge-

bildeten, wie es die Griechen und Römer waren. Indem die christliche Kirche im Umfang der griechisch-römischen Bildung auftrat, wurde eben durch diese Eigentümlichkeit der Bildung ihr die ganze Geschichte bestimmt und von dieser Bildung abhängig. Die Religion der Griechen und Römer, die Wissenschaft und Kunst derselben, die Eigentümlichkeit der Sprache, alles dies übte einen sehr bedeutenden Einfluß aus. Um hier nur das eine oder andere zu erwähnen, so hatten die Griechen seit Jahrhunderten eine Philosophie ausgebildet, welche bestimmte Philosophie als Gegnerin des Christentums auftrat und einen so wichtigen Einfluß auf manche Christen übte, daß diese nach ihr das christliche Dogma verfälschten. Man sieht, [279] daß, indem die Kirche dagegen agieren mußte, sie eine bestimmte Geschichte erhielt, die sie unter jeder anderen Art von Bildung gar nicht würde erhalten haben. Wäre das Christentum zuerst in Indien aufgetreten, so würde die ganze Art von Bildung eine ganz andere erste Erscheinung desselben hervorgerufen haben; es würden andere Angriffe auf sie gemacht worden, und andere Sekten usw. entstanden sein. Das Auftreten des Christentums im Umfang der griechisch-römischen Bildung gab seiner Geschichte ein eigentümliches Gepräge. Diese Geschichte würde dem Wesen nach freilich überall dieselbe gewesen sein, aber da das Geschichtliche nicht eigentlich die Substanz, das Beharrliche, sondern nur das Akzidentielle betrifft, so sieht man begreiflich ein, daß eben dieses Akzidentielle durch die bestimmte Erscheinung der griechisch-römischen Bildung bedingt war. Daß aber diese Bildung damals sehr verbreitet gewesen, selbst unter Juden, daß dann Griechen und Römer häufig und bald ganz in das Christentum eintraten, ist wohl schon aus der allgemeinen Geschichte bekannt.

Das zweite Zeitalter. Diese Eigentümlichkeit dauert nur fort, bis zum Anfange des achten Jahrhunderts. Von dieser Zeit an schläft gleichsam die orientalische Kirche ein, der Schauplatz wird verändert, er wendet sich von Morgen gegen Abend. Das abendländisch-römische Reich ist untergegangen, andere nördlicher gelegene europäische Länder werden nun vom Christentum

befruchtet, und zwar geht alles von Germanen aus, die in das Christentum eintraten, die südlichen europäischen Länder eroberten und neue Reiche hier gründeten, auf welche sich, um mich so auszudrücken, der Genius der Menschheit, alle übrigen gleichsam verlassend, niedergelassen hat. Jetzt verändert sich die ganze äußere Lage der Kirche auf die entschiedenste Weise, so daß wir wohl mit Recht ein neues Zeitalter können eintreten lassen. Griechen und Römer waren in Künsten und Wissenschaften gebildet, die deutschen Völkerstämme waren roh und im Vergleiche mit Griechen und Römern Barbaren. Im Umfang der griechisch-römischen Bildung traf die christliche Kirche schon ein feststehendes, nach allen Seiten hin ausgebildetes Reich, das römische an. Die christliche Kirche vermochte im Ganzen genommen nur sehr allmählich in demselben auch ihren Geist einheimisch zu machen und es damit wenigstens nach einigen Seiten [280] zu durchdringen. Das Ganze war eine erstarrte Masse, die sich dem Einfluß der christlichen Kirche entzog. Ganz anders verhielt es sich aber mit den Völkern germanischen Ursprungs. Die Errichtung der neuen Reiche fällt gewöhnlich mit der Einführung des Christentums in dieselben zusammen. Hier war demnach das Christentum gleich anfänglich mit tätig, der Einfluß und die gegenseitige Beziehung zwischen Staat und Kirche werden demnach ganz anders als früher, und durchaus verschieden stellt sich uns alles in dieser Beziehung dar. Dann war unter Griechen und Römern auch wie der Geist so der Boden gebildet und hochkultiviert, nun hingegen sind düstere Wälder erst auszurotten, Sümpfe auszutrocknen und brach daliegende Länderstrecken, die des Bebauens warteten, anzubauen, und die Kirche mußte größtenteils, auch in dieser Beziehung vorausgehend, mit ihren eigentümlichen Instituten Anleitung geben. Man begreift, daß jetzt die christliche Kirche eine ganz andere Geschichte haben müsse als unter Griechen und Römern. Diese hatten von Anfang an eine Menge Fragen an die christliche Kirche gestellt, die beantwortet werden mußten, was eine Reihe der schwierigsten und langwierigsten Streitigkeiten herbeizog. Aber

daran dachte man Jahrhunderte lang im Abendland gar nicht, man hatte von vorne anzufangen und von da aus es fortzuführen; denn es bildete sich eine ganz eigentümliche, der Form nach von der früheren wesentlich verschiedene Wissenschaft. Kurz, nach allen Richtungen hin stellt sich uns alles anders dar und auch die Sekten haben eine andere Gestalt. Diese zusammengehörige Masse nun erstreckt sich von Bonifatius bis gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Hier ist alles wie aus einem Guß, es ist eine große geschichtliche Einheit, die wir daher auch zusammenstellen und deren Ganzes wir als das germanische Zeitalter der christlichen Kirche nicht unpassend bezeichnen.

Das dritte Zeitalter. Aber während des Endes des vierzehnten Jahrhunderts und noch weit mehr im Laufe des fünfzehnten war es geschehen, daß die Griechen in Massen ins Abendland auswanderten. Die Türken und der Jammer über das Schicksal ihres Landes und Reiches trieben sie fort. Sie brachten altgriechische Schätze mit, die bisher wenigstens größtenteils unbekannt waren. Ebenso [281] geschah es nun, daß auch die vergrabene Literatur der alten Römer weit mehr als früher hervorgesucht und oft mit einem ganz blinden Eifer aufgegriffen, studiert und nach allen Beziehungen hin angewendet wurde. In mancher Beziehung wollte es den Anschein haben, als habe die Zeit Lust, geradezu wieder zu den alten Griechen und Römern zurückzukehren, und nicht nur das Gute, das auch uns zur Bildung dient, sich anzueignen, sondern in allem sie geradezu zum Muster zu machen. Die Zeit schien aus ihren Angeln gehoben zu sein, gewaltige Kämpfe entstanden, bis dann ein großer Bruch in der Kirche selbst durch die sogenannte Reformation sich herausstellte, womit denn ein neues Zeitalter beginnt, das ich in meiner Art das römisch-griechisch-germanische benennen zu müssen glaube, weil eben das alt-griechisch-römische und der Kampf mit der alten germanischen Art einen sehr großen Beitrag zu all diesen großen kirchlichen Begebenheiten lieferte. Dieses Zeitalter währt nun fort, und der Nachweis, daß die Bezeichnung richtig sei, im einzelnen zu liefern, muß der Erzählung des Details vorbehalten werden.

Dies eine vorläufige Erläuterung und Begründung dieser Einteilung. Die Unterabteilungen, die jedesmal angegeben werden, verstehen sich dann von selbst. Es wird. z. B. von selbst einleuchten, warum mit Konstantin dem Großen keine koordinierte Periode, um mich so auszudrücken, eintreten kann, wie etwa mit der Periode, wo die Kirche aus ihrem Wirken in der griechisch-römischen Welt in die germanische übergeht; es ist immer noch ein und dieselbe Weise, wie die Kirche zu wirken hatte, sie setzte ihren alten Lauf nach wie vor fort. Aber dennoch erfolgten dadurch solche bedeutende, äußere Veränderungen, daß man hier eine Unterabteilung eintreten lassen kann, aber keine der größeren Abteilungen koordinierte.

IV. Über eine besondere Eigenschaft dessen, der Kirchengeschichte mit Erfolg studieren will.

Da die Kirchengeschichte eben auch Geschichte ist, so begreift sich von selbst, daß gewisse Eigenschaften, die zu ihrem Studium [282] erforderlich werden, mit jenen Eigenschaften zusammenfallen, die zu einem erfolgreichen Studium der Geschichte überhaupt notwendig sind. Ich setze demnach dieses allgemeine, zu einem gedeihlichen Studium der Geschichte Erforderliche als bekannt voraus, nur von etwas Eigentümlichem und Besonderem werde ich einiges zur Sprache bringen.

Notwendigkeit christlichen Geistes. Wenn man nämlich die Geschichte der christlichen Kirche mit Erfolg studieren und in das Wesen derselben eindringen will, so wird erfordert, daß man einen christlichen und kirchlichen Sinn und Geist mitbringe. Der christliche Geist muß sich schon mit einigem Erfolg in uns erprobt haben, wir müssen wenigstens empfänglichen Sinn für ihn haben, wenn wir sein Wirken verstehen wollen. Sonst bleibt uns alles ein durchaus verschlossenes Gebiet und es sind reine Äußerlichkeiten, die äußerlichsten Beziehungen nur, die wir aufzufassen

vermögen, und auch diese werden wir nur ganz schief und verzerrt aufzufassen imstande sein. Wir haben Erscheinungen des christlichen Geistes; *er* ist es, der wirkt, und da er gerade auf die ihm eigene Weise wirkt und in diesen Erscheinungen sich ausdrückt, so muß man mit diesem eigentümlichen Geist selbst vertraut sein, um in den Erscheinungen sich zurechtzufinden. Gerade der Mangel an dieser Eigenschaft ist es, der oft so ganz mißratene und völlig mißlungene Darstellungen der Kirchengeschichte hervorgebracht, so daß man oft nur ein wildes Getriebe von Leidenschaft, Wahn und Vorwitz im Laufe der christlichen Jahrhunderte wahrnimmt. In das Tiefliegende wußte man nicht einzudringen, eben weil der Sinn dazu fehlte. Wenn wir die allgemeine Menschengeschichte, überhaupt Menschliches verstehen wollen, so wird natürlich erfordert, daß wir menschliches Mitgefühl, daß wir Sympathie für alles Menschliche besitzen, sonst geht es unverstanden vor uns vorüber. Wer kunstvolle Produktionen beurteilen will, muß künstlerischen Sinn haben; er weiß sie sonst nicht zu würdigen. Es weiß niemand das Schöne aus einem Gemälde herauszufinden, der keinen besonderen Sinn dafür hat, und dessen Sinn, wenn er auch einen dafür haben sollte, nicht wenigstens schon einige Übung erworben hat. Gerade so verhält es sich nun auch mit der christlichen Geschichte, es sind Äußerungen, Darstellungen, Offenbarungen [283] des christlichen Geistes, in dessen Mitte wir uns befinden müssen, wenn, was aus ihm heraus sich entwickelt, von uns aufgefaßt und gehörig beurteilt werden soll.

Historiker und Religion. Es scheint nun aber, daß wenn wir uns zu diesem Grundsatz bekennen, wir einem anderen gegenüber, der sich ein bedeutendes Gewicht zu verschaffen gewußt hat, in ein Gedränge kommen und wir uns daher gegen diesen zu rechtfertigen haben. Ein neuer Geschichtsschreiber, der in mancher Beziehung sich Verdienste erworben hat, hat den Grundsatz aufgestellt: der Geschichtsschreiber (und also auch der Geschichtsstudierende) dürfe keine Religion und kein Vaterland haben. Dieser Satz erlangte eine solche Autorität, daß man ihn oft

gedankenlos nachsprach und ihn geradezu als ein historisches Axiom annahm, das seine Gewißheit in sich selbst habe. Zu diesem Grundsatz kann wenigstens ich mich nicht verstehen, und niemals habe ich mich dazu verstanden. Ohne Religion sein, was will denn das bedeuten? Die Religion gehört ja zum Innersten des Menschen, ja sie ist das Innerste, sie ist die Seele des Menschen, und warum soll man dem Geschichtsschreiber und dem Geschichtsfreund zumuten, daß er sich seiner Seele beraube und wie ein erstarrter Leib vor uns hintrete? Dies ist etwas ganz Unnatürliches, das von keinem Menschen je zu fordern ist. Vielleicht aber ist es mit dieser Aussage: Der Geschichtsschreiber solle keine Religion haben, nicht gerade so strenge genommen worden, wie ich es angegeben habe, vielleicht meinte man bloß, er solle keine besondere Religion haben, sondern eine allgemeine. Es gibt aber keine allgemeine Religion, diese besteht nur in abstrakten Vorstellungen, die nicht einmal den Namen der Religion verdienen. Die wahre Religion ist eine sehr konkrete, bestimmte und lebendige. Wie wir daher einem Geschichtsschreiber oder Geschichtsstudierenden zumuten sollen, daß er sich zu einem Abstraktum machen soll, das ist ebenfalls sehr schwer zu begreifen. Dann finden wir in der ganzen Geschichte, daß die Religion auch *ihre* Seele sei, wie im einzelnen Menschen; denn die Religion ist nicht nur ein Teil, sondern der Kern der Geschichte. Darüber sich hinwegzusetzen und sich in bloße Abstraktionen zu verlieren, das ist niemandem zuzumuten. Wollte man aber etwa nur das damit sagen, daß der Geschichtsschreiber und Geschichtsstudierende durch [284] seine Religion sich nicht dürfe verleiten lassen, Tatsachen zu entstellen, warum bediente man sich eines so unpassenden Ausdrucks, er soll keine Religion haben, der, wenn man ihn genau überlegt, keinen Sinn hat? Daß aber derjenige, der Geschichte studieren will, sich nicht selbst Tatsachen entstelle, versteht sich von selbst, und man sollte denken, das Christentum verbiete die Lüge am allermeisten. Gerade also aus dem christlichen Standpunkt heraus wird man es sich am wenigsten beikommen lassen, parteiisch zu sein, Tatsachen zu entstellen, da und

dort etwas hinwegzulassen, etwas zu verschweigen, etwas, das sich in der Wirklichkeit nicht findet, hinzuzufügen. Versteht man dieses Letztere darunter, so wird man wohl damit einverstanden sein, aber dann soll man sich so ausdrücken, wie es der Sinn verlangt, den man in Ausdruck finden soll.

Christentum gewährt Einsicht. Aber um die Sache etwas allseitiger in Betracht zu nehmen, wollen wir noch eines und das andere berücksichtigen. Man könnte sagen, wenn man ein Christ sein muß, um die christliche Kirchengeschichte zu verstehen, so muß man auch ein Heide sein, um die heidnische Geschichte, namentlich die religiöse; ein Protestant, um die Geschichte des Protestantismus zu verstehen usw., kurz man kann bloß die Geschichte jener Kirche, Sekte oder Religion, der man selbst angehört, schreiben, aber alle übrigen müsse man beiseite lassen. Hätte es damit seine Richtigkeit, dann würden wir allerdings in ein bedeutendes Gedränge kommen; denn vom Standpunkt unserer Geschichte aus kommen wir gar oft in die Lage, die verschiedensten Religionen beobachten und beurteilen zu müssen; alle möglichen Sekten werden uns nach und nach in die Hände kommen. Allein von einem höheren Standpunkt aus überschaut man auch den niederen, vom niederen aber nicht den höheren. Nun steht aber das Christentum über allen übrigen Religionen hoch erhaben da, und von seinem Standpunkt aus können diese niederen Gestaltungen von Religion nicht nur überschaut, sondern ganz und gar durchschaut, vollkommen begriffen und gewürdigt werden; aber umgekehrt geht es nicht. Ein Heide kann nicht die Geschichte des Christentums beschreiben, er müßte Christ werden; aber anders verhält es sich mit einem Christen, dem Heidentum gegenüber. Das Heidentum ist als Heidentum [285] nicht nur eine einseitige, sondern eine ganz irrümliche Religion. Der Irrtum kann nur von der Wahrheit gewürdigt werden, umgekehrt jedoch hat der Irrtum keinen Sinn für die Wahrheit. Das Judentum sollte auf das Christentum vorbereiten, das Christentum versteht darum das, wodurch es vorbereitet worden ist, sehr gut; aber das Kind kann den Mann nicht beurteilen. Man

kann vielmehr sagen, daß ein Christ das Heidentum in allen seinen Formen, wenn er sich nur das gehörige Material verschaffen will, weit besser und ungleich tiefer auffassen und beurteilen kann, als der Heide selbst. Ganz auf dieselbe Weise verhält es sich mit dem Christentum und dem Islam und mit dem katholischen Standpunkt irgendeiner christlichen Sekte oder Konfession gegenüber. Wir werden im Verlauf der Geschichte sehen, daß alle Sekten, überhaupt alle Parteien, die sich von der christlichen Kirche im Laufe der Zeit getrennt haben, nur als gewisse Bruchteile, Fragmente der einen Totalität der christlichen Wahrheit, die in der katholischen Kirche stets vorhanden war und immer aufbewahrt wird, angetroffen werden. Von diesem Standpunkt der Totalität der christlichen Wahrheit aus dringt man auch in diese fragmentarischen und entstellenden Darstellungen ein, man hat den Schlüssel in der Hand; aber das Umgekehrte, von diesen fragmentarischen Gestaltungen aus in das große Wesen der katholischen Kirche einzudringen, das ist etwas ganz anderes, der Standpunkt ist zu klein, der Ausgangspunkt viel zu schief, als daß es gelingen könnte. Wir müssen also bei unserem Grundsatz bleiben und diese und ähnliche Einwürfe, wenn sie noch in anderer Weise vorkommen sollten, zurückweisen.

V. Über den Zweck des kirchenhistorischen Studiums.

Wenn ich vom Studium der Kirchengeschichte spreche, so meine ich keineswegs bloß das Studium von kirchenhistorischen Kompendien, Handbüchern oder Vorlesungen; denn hier kann immer nur das, was die universellste und umfassendste Bedeutung hat, angegeben werden; das eigentlich Anschauliche, das nur im Detail liegt, liegt jenseits solcher kompendiarischer Darstellungen. Ich meine also nicht bloß ein solches Studium, das nur ein vorbereitendes ist, das bloß in kurzen Umrissen das bezeichnet, was man später durch sein ganzes Leben nach allen Beziehungen hin erst ausbreiten soll; ich meine eben dieses Studi-

um der Kirchengeschichte im Größeren mit diesem Kleineren zusammen.

Selbstzwecke des Studiums. Wenn wir nun nach dem Zweck dieses Studiums fragen, nach den Vorteilen und dem Nutzen, den es gewährt, so müssen wir uns wohl zuerst so ausdrücken, daß wir die Geschichte der christlichen Kirche

1) darum studieren, weil wir Christen sind. Es gibt allerdings einen Standpunkt, von welchem aus man sagen kann, dieses Studium wolle keinen Zweck erreichen, sondern es sei sich selbst Zweck. Wie ich das meine, will ich etwas näher erklären. Wenn man auch einem ungebildeten Mann Erzählungen von Völkern aus Hinterindien, aus dem südlichen Amerika usw. mitteilt und sagt, welche Sitten und Gebräuche bei ihnen herrschen, wie sie sich ernähren, wie sie leben usw., so finden wir, daß derselbe Stunden und Tage lang mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhört. Mit der innigsten Teilnahme nimmt er auf, was man ihm mitteilt, er denkt gar nicht daran, daß er mit diesen Völkern jemals in Berührung kommen könne. Was ist es denn nun in diesem Bauern, was in ihm ein solches Interesse an diesen Mitteilungen erregt? Nur die rohesten Menschen, die ganz stumpfen Sinnes sind, haben keine Freude dabei, nur diejenigen, die durch ihre Leidenschaft wie Tiere geworden sind, empfinden kein Behagen. Was ist es aber denn, das diese Teilnahme erregt? Ich dünke wohl, es sei daher zu erklären, weil er die Geschichte von Menschen hört und er selbst ein Mensch ist. In der Geschichte dieser auch entfernten Völkerstämme findet er seine eigene Geschichte, nur in einer Variation. Er begreift sich als Glied eines großen Körpers, und wie er an sich selbst Anteil nimmt, so auch an den Schicksalen, an den Freuden und Leiden der ganzen Menschheit. Dieses allgemeine menschliche Interesse nun, das uns antreibt, auch die ältesten Geschichten und Sitten selbst der entferntesten Völker und Nationen zu studieren, ohne daß uns jemals die Liebe dazu versiege, dieses Interesse haben wir darum, weil wir Menschen sind und nichts Menschliches als ein uns Fremdes [287] betrachten. Gerade so ist es nun auch mit dem Studium der

christlichen Kirchengeschichte dem Christen gegenüber. Weil er Christ ist, nimmt er Anteil an den Schicksalen der christlichen Kirche, er kann sich dieser Teilnahme gar nicht entziehen, und nur dort sehen wir Gleichgültigkeit und Stumpfsinn, wo der christliche Sinn noch nicht erwacht oder wieder erloschen ist. Dieses Studium also – einen solchen Standpunkt können wir offenbar einnehmen – hat gewissermassen seinen Zweck in sich selbst. Dies ist aber doch nur *ein* Gesichtspunkt, unter welchem dieses Studium betrachtet werden kann, und natürlich wollen wir damit in keiner Weise gesagt haben, als könnten nicht ganz bestimmte Zwecke dadurch erreicht werden wollen oder als sollten sie nicht erreicht werden, und als könnte nicht ein bestimmter Gebrauch und Nutzen daraus gezogen werden.

2) Der Theologe repräsentiert in der Kirche die Intelligenz, er muß daher auch im Stande sein, einem jeden gegenüber Rechenschaft über ihren Bestand abzulegen, der ihn darum fragt. Nun fragen wir uns aber selber, wie denn etwa der gegenwärtige Bestand der Kirche, wie er ist, zu erklären sei? Was ist die Gegenwart anderes als der letzte Endpunkt der Vergangenheit? Ein jeder frühere Moment findet daher seinen Erklärungspunkt in dem ihm unmittelbar vorhergegangenen. So begreifen wir auch unsere Gegenwart der Kirche nicht, wenn wir nicht zuerst die ganze christliche Vergangenheit begriffen haben. Der Theologe wird also in keiner Weise imstande sein, über die kirchliche Gegenwart und ihre Verhältnisse nach allen Beziehungen einen gründlichen Aufschluß zu geben, wenn er nicht die Kirchengeschichte studiert hat. Dieses Studium liegt ihm also auch auf eine eigentümliche Weise ob, darum, weil er ist, was er ist.

3) Wir studieren gewisse theoretische Wissenschaften, ganz abgesehen vom praktischen Wert, den sie haben, bloß um der formellen Bildung wegen, die sie uns gewähren, wie z. B. die mathematischen Studien für einen großen Teil der Gelehrten und Gebildeten überhaupt, besonders wenn es höher hinaufgeht, nicht von unmittelbarer praktischer Anwendung sind, aber gleichwohl werden wir in sie eingeführt, um den Geist zu schärfen, das

Urteil zu bilden usw. Wie nun diese und ähnliche [288] Wissenschaften darum studiert werden, um den Geist formell zu bilden, so sind es ganz besonders die praktischen und historischen Wissenschaften, welche ihn praktisch bilden, praktischen Sinn und Takt im Menschen erzeugen, auch abgesehen von dem Stoff, den wir da und dorthin verwenden. Diesen allgemeinen Vorteil teilt natürlich auch die Kirchengeschichte; aber sie bietet einen solchen praktischen Takt in kirchlicher Beziehung, und darum ist dieses Studium für den Theologen so wichtig und für seinen ganzen Beruf so wertvoll, wenn es auf eine gründliche Weise geleitet wird. Wie viele Erscheinungen von der mannigfaltigsten Art werden uns hier nicht entgegengeführt! Wir müssen diese Erscheinungen bis auf ihre Ursachen verfolgen, wir haben sie nach ihrer mannigfachen Ausbreitung zu betrachten und in ihren Folgen darzustellen. Welcher Reichtum von Erfahrungen wird uns da nicht mitgeteilt! Und wie wäre es möglich, daß alles dies, ohne eine solche praktische Tüchtigkeit zu bilden, vorüberginge? Wie diese oder jene wichtigen Erscheinungen der Gegenwart zu erklären seien, wird uns, wenn wir die Vergangenheit studiert haben, oft auf den ersten Anblick klar. Wir wissen darum auch, wie man sie anzuschauen und sich dabei zu benehmen hat; denn es kann sich kaum etwas so Neues ereignen, was sich nicht während des Verlaufs der achtzehn Jahrhunderte der christlichen Kirche ereignet hätte, wenn auch nur in einer analogen Weise. Man erhält ganz besonders eine gewisse Festigkeit, wenn man sieht, wie die katholische Kirche durch alle Stürme der achtzehn Jahrhunderte unversehrt hindurchging, wogegen alles, was sich geltend machen wollte ohne sie oder etwa noch gegen sie, verschlungen wurde. Dies bildet eine ganz eigentümliche Festigkeit, die ich die historische nennen möchte und welche ganz anderer Art ist, als diejenige, die man sich bloß durch theoretische Entwicklungen aneignen kann. Aber daneben her bleibt auch dies noch zu beachten, daß wenn wir sehen, wie langmütig Gott und wie nachsichtsvoll die Kirche hinsichtlich jener Fehler ist, die wir selbst auch bei aller Festigkeit begehen, auch wir milde werden

müssen und sanft in unseren Urteilen und langmütig in der Beobachtung der göttlichen Führungen, die wir vor unseren Augen sehen. Auch ein unbesonnenes, gewalttätiges, zudringliches Wesen wird durch das Studium der [289] Kirchengeschichte in gewisse Schranken zurückgewiesen. Mit einem Wort, es bildet sich eine gewisse praktische Tätigkeit, wie sie eben nur das Studium von Tatsachen und langen Erfahrungen in uns bilden kann. Die Geschichte ersetzt in diesen Beziehungen einen Reichtum von eigenen Erfahrungen, die Erfahrungen von vielen Jahrhunderten stellen sich uns vor; denn die katholische Kirche hat schon länger gelebt, als jeder einzelne von uns zu leben Hoffnung hat.

Bezug zu anderen Fächern. Wir haben nun das Studium der Kirchengeschichte unter mancherlei Gesichtspunkten betrachtet und die allgemeinsten hervorgehoben. Was die speziellen anbelangt, so habe ich mich wohl kaum weiter zu erklären. So z. B. leuchtet die Beziehung, in welcher das kirchenhistorische Studium zur Dogmatik steht, ganz von selbst ein. Die Erklärungen, welche die Kirche zu verschiedenen Zeiten über den uranfänglichen Glauben gegeben hat, wurden meistens den häretischen Parteien gegenüber abgegeben, und zwar infolge eines mehr oder minder lange ausdauernden Kampfes. Daher muß immer und überall, wenn das kirchliche Dogma, der Ausdruck, welchen die Kirche aufgestellt hat, gehörig erklärt und erläutert werden soll, auf die Geschichte zurückgegangen werden. Die Beweise für das Dogma sind aber auch, wenigstens nach seiner Hauptseite hin, die traditionellen, d. h. die geschichtlichen. So ergibt es sich von selbst, daß ohne ein gründliches, kirchenhistorisches Studium die Dogmatik, als die bestimmte Wissenschaft, die wir uns unter derselben denken, gar nicht möglich ist. Ebenso verhält es sich ganz und gar auch mit dem Kirchenrecht - und das christliche ist eben ganz positiv, es mag nun auf den wesentlichen Grundlagen der Kirche beruhen oder im Lauf der Zeit durch Verträge, Konkordate usw. sich gebildet haben - es läßt sich gleichfalls nur aus der Geschichte gehörig erklären und durch dieselbe begründen.

Was die Apologetik der christlichen Religion und Kirche anlangt, so leuchtet es wohl einem jeden im voraus von selbst ein, daß, wenn das Christentum eine übernatürliche, eine ganz eigentümliche, uns von Gott gegebene Religion ist, dasselbe auch seinen göttlichen Ursprung im Verlaufe der Geschichte nicht verleugnen könne, sondern daß es in den herrlichsten und edelsten Wirkungen durch die ganze Dauer seines Daseins siegend [290] wirken müsse. Eben darum leuchtet aber auch ein, daß eine sehr eindringliche und eigentümlich ergreifende Beweisführung für die Göttlichkeit des Christentums eben auch aus der Geschichte, die es beschrieben hat, hergenommen werden müsse. Indessen ist gewissermassen gerade von dieser Seite noch am wenigsten geschehen. Im allgemeinen ist man zwar wohl immer darauf zurückgekommen; aber diesen historischen Beweis recht in sich zu gründen, nach seiner ganzen Haltbarkeit darzustellen und nach allen seinen Beziehungen zu entwickeln, das ist noch kaum recht versucht worden, und es will mich dünken, daß gerade mangelhaftes, kirchenhistorisches Studium hierbei als Erklärungsgrund anzunehmen sei. So mögen wir denn die theologischen Wissenschaften nach allen Seiten hin betrachten, überall zeigt es sich, wie die Kirchengeschichte in dieselben eingreift, und wie sie ohne diese gar nicht verstanden werden können.

Personen

Abel..	90
Abraham..	96 , 98 , 223
Adam.	1 , 17 , 58 , 90 , 91 , 133 , 150 , 166 , 170 , 271
Alexander der Große..	99 , 100 , 204 , 224
Ambrosius († 397)..	45 , 98 , 104 , 133 , 193 , 194
Anselm von Canterbury..	110 , 112 , 127 , 128 , 160
Antonius.	22 , 175-184 , 188 , 211
Aristoteles..	21 , 65-68 , 77 , 78 , 82
Athanasius (ca. 295-373)..	179 , 187-191 , 213
Augustinus.	23 , 45 , 98 , 150 , 189 , 190 , 197 , 198 , 213 , 215
Basilius.	45 , 180 , 184-187 , 213 , 217
Bellarmin, Robert (1542 - 1621)..	16
Benedikt.	112 , 113
Berger.	132
Bernhard..	12 , 31 , 45
Bernhard von Clairvaux..	31
Bonaventura.	19
Bonifatius.	284 , 288
Bossuet, Jacques-Bénigne.	257
Bunsen.	241
Burchard..	125
Calvin.	5 , 16
Calvins.	16 , 254
Celsus.	85 , 86
Chrysostomus...	45 , 89-98 , 105 , 106 , 203-207 , 209 , 210 , 213 , 217 , 221 , 224 , 227
Constant.	105
Creuzer.	75 , 76

Cusanus.....	15
Dante.	18-20
Dionysius.	204
Döllinger.....	5 , 38 , 57 , 138 , 163 , 228 , 248 , 267
Dr. Faustus.....	66 , 74 , 235
Drey.	257
Duns.	10
Eccles, John C.....	88 , 103 , 104 , 122 , 136
Eck.	16 , 18
Epiktets.....	79
Epikurs.	27
Erasmus.	15 , 22-24 , 26 , 27 , 36 , 37
Eusebius.	88 , 191
Eustathius.....	75
Ezechiel.	225
Feil.	129
Franz von Assisi.....	19
Goethe, Johann Wolfgang von.	12 , 66
Gregor VII.....	264 , 285
Günther, Anton (1783 - 1863).....	257
Hattrup, Dieter.....	1 , 2
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich.....	251
Homer.....	13 , 64
Honorius.....	102
Hosea.	225
Hugo.....	12
Ignatius.	27
Ignatius von Loyola.	27
Isidor.....	188 , 220
Jammer, Max.	87 , 105 , 132 , 230 , 267 , 288
Karl der Große.....	118 , 260
Konstantin.	112 , 179 , 184 , 221 , 260 , 284 , 285 , 289
Lorenz, Konrad.	33
Luther, Martin.	5 , 16-18 , 27 , 35-37 , 254 , 255
Martin, Bernard (1798 - 1835).....	125

Napoleon.	48 , 49
Noah.	90
Paulus (Apostel).	78 , 82 , 83 , 89 , 95 , 96 , 98 , 140 , 149 , 150 , 180 , 262 , 271-274
Platon.	14 , 18 , 21 , 63-65 , 67 , 70 , 73 , 74 , 77 , 78 , 110 , 111 , 204
Schiller, Friedrich von.	12
Severus von Antiochien.	102 , 193 , 195 , 213 , 216 , 219
Sokrates.	67 , 204
Thomas Morus.	16 , 24 , 37
Thomas von Aquin.	45 , 160
Zeus.	64 , 269